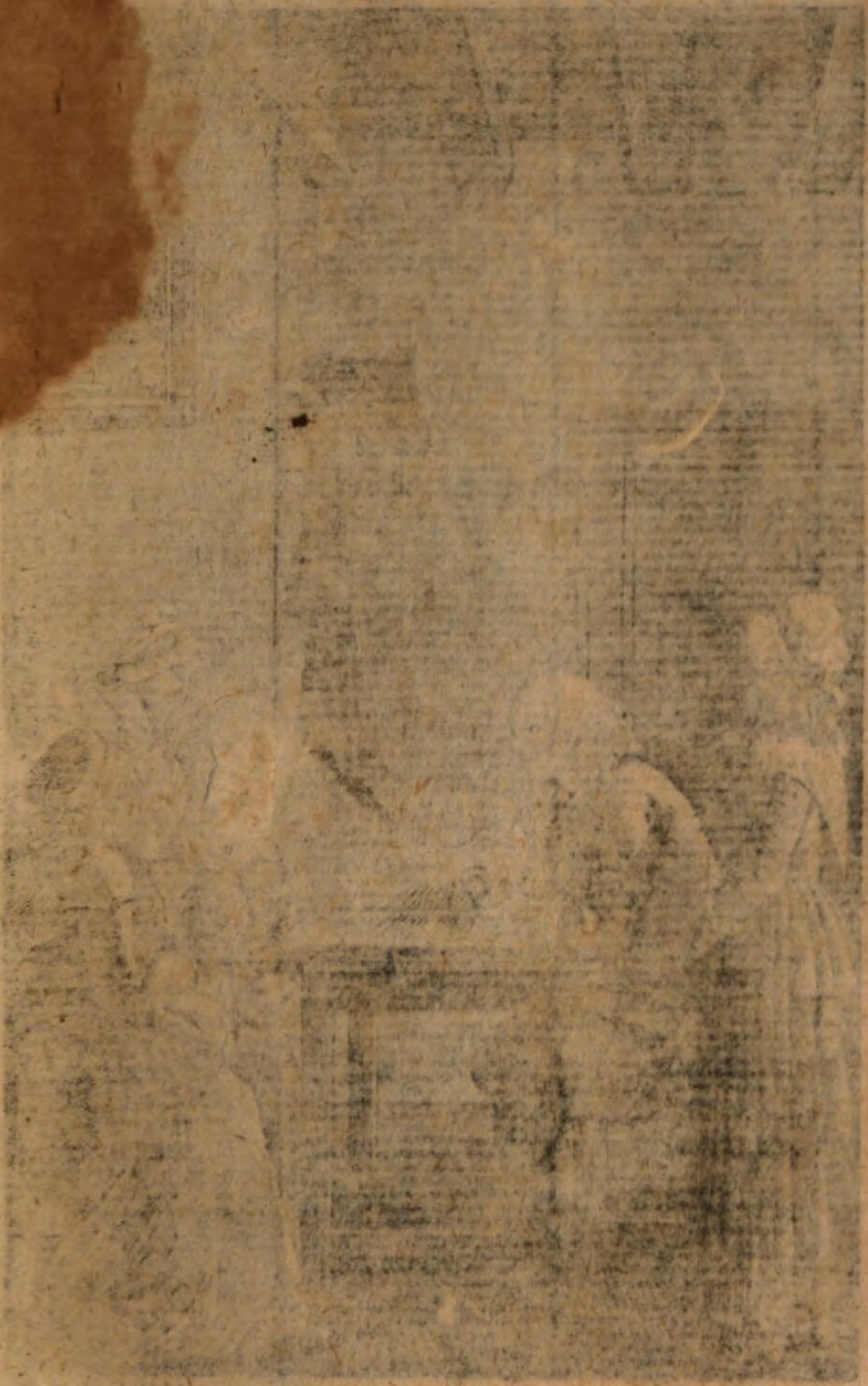
P. o. germ.
291 r

P.o. germ. 291 t



Eehling. sc. A. V.

8 P.o.germ. 291 v

Die zehn Gebothe des Herrn,

in sittlichen Erzählungen geschildert

von
dem Hofrath von Eckartshausen.

Zweyte Auflage.

Mit einem Kupfer und zwölf Vigneten.

Augsburg,
Bey Johann Bapt. Balthasar Merz. 1792.

Td 171/477
134
B5

Bayerische
Staatsbibliothek
München

NÉPKÖNYVTÁRI KÖZPONTTÓL
NEM
ADHATÓ
KI

Vorbericht des Verlegers.

Die Wochenschrift des Herrn Hofraths von Eckartshausen, welche im Jahre 1784. unter dem Titel: **Das Sittenblatt** erschien, hat sich schon längst vergriffen. Ich hielt es daher aus mehrerley Rücksichten für gut, da eine neue Auflage nothwendig geworden war, die Abänderung, nicht ohne Vorwissen des Herrn Verfassers, dahin zu treffen, daß die in gedachter Wochenschrift stückweise und zerstreut angebrachten Schilderungen der zehn **Gebothe Gottes** ausgehoben, und ihrer Reihe nach in einem Bande beysammen geliefert wurden.

Dieß Unternehmen fand auch so ungetheilten Beyfall, daß ich schon nach Jahresfrist gegenwärtige zweyte Auflage veranstalten mußte.

Die übrigen Erzählungen, edle Handlungen und moralische Schilderungen, welche in oben benannter Wochenschrift vorkamen, sind ebenfalls in einem besondern Bande unter dem Titel: **Sittenlehren und Erzählungen für alle Stände der Menschen, zur Bildung der Herzen**, in meinem Verlage zu haben.

Innhalt.

Seite.
Geschichte Simons des guten Christen. . 1
Es giebt keine Rechtschaffenheit ohne Religion. 12
Das Glück der Menschen liegt in der Religion. 20
Die Natur beweiset, daß ein Gott ist. . 21

Erstes Geboth.

Du sollst allein an einen Gott glauben.

Peter und Rosine, oder die Stärke des Glaubens. . . . 23
Ueber die Freygeisterey unserer Zeiten. . 36
Felix, oder der Freygeist. . . 41

Zweytes Geboth.

Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen.

Von dem Einfluße dieses Gebothes auf die menschliche Glückseligkeit. . . 46

Seite.
Woldemar, oder der Mann, welcher wußte, was es heißt — Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen. . . 49
Die Räuber. . . . 56

Drittes Geboth.

Du sollst die Feyertäge heiligen.

Von dem Einfluße dieses Gebothes auf die Glückseligkeit des Menschen. . . 61
Simon heiligte den Feyertag. . . 62
Arbeitsamkeit. . . . 64
Silvan, ein Gemälde eines guten Landpfarrers. 75

Viertes Geboth.

Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest, und dir's wohl ergehe. 83

Ein Kindergemälde aus unserm Jahrhundert. 86
Sophie und Rosine. . . . 89
Der dankbare Sohn. . . . 92
Die dankbare und tugendhafte Tochter. . 94
Der gute Sohn. . . . 100
Die gute Tochter, oder die Macht der Empfindung kindlicher Liebe. . . 103

Der

Seite.
Der sterbende Vater. Eine Scene für's Herz. 106
Wünsche eines Knaben am Namenstage seines Vaters. : : : 111

Fünftes Geboth.

Du sollst nicht tödten. : 116

Anton und Silvio. Ein Gespräch. : 117
Der Mord am Vaterlande. : 118
Grausame Mordthaten, wenn man sie auch verborgen glaubt, kommen ans Licht. : 130
Der Vatermörder. : : 141
Die Muttermörderinn. : : : 143
Kindermord. : : : 144
Annette, oder ein grausamer Kindermord. : 145
Der Mord am Gatten. : : 149
Der Mord durch den Zweykampf. : 150
Ueber den Zweykampf. : : : 156
Gründe wider den Selbstmord. : 159

Sechstes Geboth.

Du sollst nicht Unkeuschheit treiben. 165

Eingesendeter Brief. : : 169
Von der Mädchen Verführung. : 179

Das

Seite.
Das Mädchen im Laubthale. = 188
Meine Warnung an gute Mädchen. = 191
Unausbleibliche Folgen der Unzucht. = 195
Warnung vor der Wohllust. = 205
Der Werth der Unschuld. An Mädchen. = 208

Siebentes Geboth.

Du sollst nicht stehlen.

Vorläufige Einleitung von dem Verlangen des Menschen nach zeitlichen Gütern. = 210
Der Geiz handelt dem Gebothe entgegen. 239
Krito wird ein Dieb und verführt auch einen Andern zum nämlichen Laster. = 244
Dem Fürsten seinen Dreyer entziehen, ist Diebstahl. = = = 251
Der Verläumder ist ein Ehrendieb, seine Handlungen abscheuliche Rauberey. = 255
Schwelgen ist Diebstahl gegen den ärmern Nächsten. = = = = 262

Achtes Geboth.

Du sollst nicht falsches Zeugniß geben.

Wilhelm und Raymund, ein Gespräch. = 264
Philipp giebt falsches Zeugniß wider seinen Retter und Wohlthäter Ernest. = 265

Von

Seite.
Von der üblen Nachrede. . . 274
Ueber die Beleidigung der Tugend und der Menschheit durch die öffentliche Lüge oder sogenannte Zeitungs-Schmiederey. . 276
Die Sprache der Welt, und die Sprache der Religion, wenn Verläumdung deine Seele kränkt. 284
Die gewöhnlichen Quellen der Verläumdungen. 287
Regeln und Warnungsgründe wider dieses Laster. . . . 295

Neuntes Geboth.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau. 300
Eine Scene aus dem häuslichen Leben. . 302
Brief einer Gattinn an ihren leichtsinnigen Ehemann. 313
Gespräch. . . . 318
Briefe an Amyntor. . . . 319
An Cidalisen. . . . 323
Die treue Gattinn. . . . 325
Ueber das Glück der ehelichen Liebe. . 331

Zehn-

Zehntes Geboth.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut.

Seite.

Matthies und Stephen. . . 334

Die Zufriedenheit mit seinem Zustande. . 339

Treue und Glauben sind die Stützen dieses Gebothes. Neid ist demselben entgegen. . 341

Wahre Gutherzigkeit ist dem Neide entgegen. 345

Mein Neid. . . . 349

Die Habsucht. 352

Ueber die Zufriedenheit des Standes. . 355

Beschluß. . . . 357

Anhang.

Von dem Kampfe mit den Leidenschaften. 362

Gedanken an der Isar. . . . 366

Vom Volksunterrichte. . . 370

Geschich-

Bayerische Staatsbibliothek München

Zu Seite 9.

Frehling sc.

Geschichte Simons des guten Christen.

Es lebte in einer ländlichen Gegend ein gutes Mädchen: sie wurde Rosine genannt. Noch oft denke ich an dieses gute, vortreffliche Kind, denn ganz Engels Güte war ihr Herz, ganz Wohlwollen ihre Seele: Heiterkeit war an ihrer Stirne, und Menschenliebe in ihrem Auge. Kein stolzer Gedanke, keine Begierde niedriger Wohllust entehrten jemals ihr Herz, ein schützender Engel gleitete an ihrer Seite einher, und war der Wächter ihrer Unschuld. Keine Koketerie schmückte ihr Haupt mit elenden Lumpen um theures Geld, von dem Auslande erkauft. Ungekünstelt flossen ihre Kastanienhaare über ihren blühenden Nacken, selbst gewürkte Leinwat und einfältige Kleidung zierten ihren schlanken Leib. Unschuld blühete auf natürlichen Wangen, und ihr rabenschwarzes Aug erhöhte ihr ungezwungenes Wesen.

Noch deucht mir, daß ich sie sehe — so sehe — wie ich sie sah, als sie hingieng, ihrem Nächsten Gutes zu thun.

O! wer seyd ihr! geschmückte Dirnen der Städte, gegen die ländliche Unschuld? vergebens suchet ihr im parisischen Putz die Reitze der Schönheit. — Was sind die Blicke buhlerischer Mädchen gegen den Blicken unverdorbener tugendhafter Schönen?

Rosenfarb war meines Mädchens Kleid, als ich sie sah — lange braune Locken flossen über ihre Schultern hinab, und Feldblumen steckten in ihrem unschuldigen Busen.

Wo gehen sie hin, Jungfer Rosine? schrie ich ihr zu: wohin? so eilfertig. Ich besuche einen Kranken, erwiederte Rosine; ich besuche den alten Perti: wollten Sie wohl mit mir gehen? O ja, von Herzen gerne! erwiederte ich: und ich gieng mit Rosinen, und da kamen wir in die Hütte des alten Perti.

Simon Perti war gegen achtzig Jahre alt, er war bereits die Hälfte seines Lebens Viehhirt in dortiger Gegend, er hatte den Ruf eines armen, aber ehrlichen Mannes. Ich trat kaum mit Rosinen auf seine niedrige Stube, als er mir schon freundlich entgegen lächelte. — Ich kann ja Gott nicht genug danken! rief er auf: daß er mir in meinen letzten Tägen noch so viel Gutes erweiset. — Sehen Sie, mein Herr! fuhr er fort: alles, was Sie hier bequemes für mich sehen, dieses alles habe ich der guten Rosine zu verdanken; ich müßte auf faulem Strohe schlafen, wenn sie nicht gewesen wäre —

aber

aber so machte sie mir dieses Bett zu rechte, und hält mir auf ihre Kösten den Krankenwärter, den Sie hier sehen: aber Gott wird sie auch segnen, und wird ihr statt des armen Perti, der keines Dankes mehr fähig ist, zehnfach danken.

Laß es gut seyn, lieber Perti! sagte Rosine: laß es gut seyn, und sorge für deine Gesundheit; da habe ich dir eine gute Suppe gebracht — iß, lieber Alter! Rosine nahm einen Stuhl, und saß sich zu dem Kranken hin, und ich mußte mich an ihre Seite setzen. Der alte Perti aß seine Suppe mit vieler Lust: mir schmeckt noch alles, so fieng er an, als wenn ich erst in die Welt käme, und ich bin doch schon an der Schwelle hinauszugehen. — O liebe Kinder! fuhr Perti fort: die Stunde unserer Erlösung ist nicht schrecklich — ich sehe dem Tod mit vieler Herzenslust entgegen, habe mich mit ihm schon manche Stunde in meinem Leben unterhalten, wir sind schon alte Bekannte, und sehen uns daher nicht das erstemal. —

Rosine erstaunte über die Standhaftigkeit dieses Mannes, der bey der schmerzlichen Krankheit (denn er litt am Steinschmerzen) so geduldig — und am Rande der Grube so getröst war. —

Lieber Perti! fieng Rosine an: lehre mir doch auch die Kunst einst so ruhig zu seyn, wie du bist. — Will dir's lehren, sagte Perti: will dir sagen, gutes Mädchen! was ich gethan, und gedacht habe. — Ich fand mein Glück und mein Vergnügen in meinem Glauben, den Trost in meiner Religion, und so arm, so elend ich war — hätte ich doch meine

Herzensruhe mit keinem König vertauschet. — Wenn ihr mir zuhören wollet, so will ich euch meine Lebensgeschichte erzählen; weil ihr gute Kinder seyd, so wird euch die Weile, wie ich hoffe, nicht lange werden. Perti richtete sich auf, und Rosine machte ihm seine Küssen zurechte, damit er bequemlicher sitzen möchte: Perti dankte dem frommen Mädchen mit einem Händedruck, und fieng die Geschichte seines Lebens so zu erzählen an.

Weil ich noch ein kleiner Bube war, und die Gänse im Dorf hütete; so habe ich oft des Abends den Himmel angesehen, und die Sterne betrachtet, die so schön über mir glänzten; da dachte ich oft: wie schön muß alles das seyn, was da oben ist; und wie groß muß der Herr seyn, der dieses alles gemacht hat; da kam mir der Gedanke, daß dieser große Herr, der so viele Macht hat, dieses alles hervor zu bringen, seine Ursache müsse gehabt haben; dann ich bin nur ein schwacher Mensch, dachte ich, und handle noch immer aus Ursachen, um so vielmehr muß dieser große Herr seine Beweggründe gehabt haben, dieses alles zu thun, was er that, — denn erinnerte ich mich, daß ich immer von meinem Urgroßvater erzählen gehört habe, daß Gott dem Menschen die Vernunft gab, um daß er selbe gebrauche. — Je nun! so will ich auch einmal sehen, wie ich denn die meinige gebrauchen kann, und auf welche Entdeckungen der Wahrheit sie mich führen wird. — — Ich werde ohngefähr ein Bube von 12 Jahren gewesen seyn, als ich die Nächte über die Pferde hüten mußte.

Da

Da brachte ich manche Nacht schlaflos zu, — und besah immer den großen Sternhimmel, und ich weis nicht, was ich alles tröstendes bey diesem Anblick im Herzen fühlte.

Eines Tages — ich denke es noch, als wenn es heute wäre, saß ich unter einer hohen Linde: es war Mittag, und die Sonne schien äußerst warm: — da sah ich, wie sich meine Pferde unter einer andern Linde versammelt hatten, und im Schatten sich abkühlten; unweit dem Ort, wo ich saß, war eine reine Wasserquelle, und ein angenehmes Lüftchen streichte von selber zur hohen Linde herab. — Ich kann es euch nicht sagen, wie wohl es mir in dieser Stunde war — o! dachte ich, der große Herr, der diese Welt und den Sternhimmel schuff, der muß ein guter Herr seyn, was ich sehe — ist zum Wohl seiner Geschöpfe. — Die Sonne brennt jetzt so heiß am Mittag, und muß so heiß brennen, damit unsre Früchten zeitig werden; wie wurde es aber uns armen Geschöpfen ergehen — wenn es kein Laub — keine Linde gäbe — wenn kein kühlender Schatten wäre, keine erquickende Wasserquelle. — Diese sind aber alle — und der gute Gott hat sie zu unserm Wohl erschaffen.

Bey diesem Gedanken sagte mir mein Herz — daß nur das Wohl der Geschöpfe — den gütigen Gott müsse bewogen haben, diese herrlichen Welten zu erschaffen. Ja: rief ich auf: nur unser Wohl muß dein Endzweck gewesen seyn. Großer Herr, Himmels und der Erde! was bewog dich, mich aus einem Nichts hervorzuziehen? Mir Gefühl und Be-

Bewußtseyn zu geben? Wenn es deine Güte nicht gewesen wäre. — Du gabst mir Augen, um diese schönen Gegenden zu sehen; Ohren, die angenehmen Lieder der Nachtigallen in diesen Wäldern und das Rauschen der Bäche in diesen Fluren zu hören; ich habe die Macht, die Balsamgerüche der Rosen zu riechen; habe Geschmack nach der Arbeit an der Kost, die du mir giebst; finde Wohllust beym Trunk der erfrischenden Quelle, und Vergnügen im ruhigen Schlaf, und wieder neue Stärke beym Erwachen. —

Alles dieses ist dein Geschenke — ich bin ein Mensch — und du gabst mir die Geschenke der Natur, wie jedem Menschen, und lehrtest mir dadurch, daß kein Unterschied zwischen uns ist. — Daß wir alle Brüder sind, alle zu einem Endzweck erschaffen — so dachte ich; und sah dann meinen zerrissenen Kittel an, und küßte ihn, und war mit meinem Schicksal zufrieden — und hätte ihn mit keiner Krone vertauscht. Ihr werdet glauben, lieben Leute! daß ich vielleicht nie in der Stadt war; ihr betrügt euch aber — ich war in der Stadt, und sah alle die Misbräuche — die wir auf dem Lande nicht kennen — wie war ich erstaunt, Herzensfreunde! als ich taglange Mahlzeiten sah, wie man Essen und Trinken zum Geschäfte machte, — da wurmte es mir im Kopf herum, wie doch die Menschen auf diese Einfälle gekommen sind — was heißt das? dachte ich — so den ganzen lieben Tag über nichts als essen — trinken, und wieder essen — und nichts dabey thun, als aufstehen,

und

und sich wieder niederlegen. — Das ist ein Murmelthierleben — so dachte ich; und gieng wieder in meine Hütte — und besorgte meine Pferde — und dort kam mir noch oft in Sinn: — meine Pferde sind glatte schlechte Bauernrosse, und sie essen doch nie, als wenn sie hungert, und trinken nie, als wenn sie dürstet, — und in der Stadt — Ey! — was? — ihr könnt euch leicht einbilden, was ich mir gedacht habe — — im Herzen sag' ich euch, hat's mir wehe gethan, wenn ich da die Menschen, um sich zu vergnügen, essen sah — da Mancher — mit einem Bissen Brod zufrieden gewesen wäre, um die Bedürfniß seines Magens zu stillen.

Euch mag die Sache nicht wunderlich vorkommen — warum? weil ihr's gewöhnt seyd, — aber denkt nur: wenn so ein glatter Naturmensch, wie ich war — alle diese Seltenheiten sieht, wie ihm dieses alles ganz unbegreiflich vorkommen muß. Eins muß ich euch noch sagen: müßt es meiner Einfalt nicht übel haben: eins, das konnte ich gar nicht begreifen. — Da sah ich Leute — die stolz und hoffärtig waren, weil ihre Aeltern reicher und vornehmer, wie sie's heißen, als die unsrigen gewesen sind — und die — das gieng mir gar nicht ein, behandelten ihren armen Nächsten, wie einen Sklaven — Ha! dachte ich: das ist nicht recht — ich bin nur ein Viehhirt — aber ich kann, bey meiner Seele, eben so wenig dafür, daß ich ein Viehhirt bin, als diese reichen Leute dafür können, daß sie reiche Leute sind — ich bin nun auch der Vornehmste unter meinen Pferden, und wenn ich nun

auf meine Hüterey stolz wäre, und die Pferde herumschlüge, daß sie die Beine brechen möchten, so wurden die Bauern nicht viel mit mir zufrieden seyn — und es wäre ja doch nicht so grob gefehlt — ich wäre ja ein Mensch, und meine Pferde wären Thiere, und doch wurde mir Niemand Recht geben — wie kann ich euch also Recht geben, die ihr meine Mitmenschen seyd — und eures gleichen ohne Ursache erniedriget — so dachte ich; aber es war freylich nur eine Hüters Philosophie. —

Eine Hüters Philosophie, lieben Leute! ja eine Hüters Philosophie — Gott erbarme es — ihr wisset es selbst, wie man in großen Städten oft denkt — ich kann euch schwören, daß ich um aller Welt willen nicht hätte unter diesem Haufen von Menschen seyn mögen. — — Welcher Unterschied unter diesen Kerkern von Mauern, und dem offenen freyen Lande. — Dort unter den lärmenden Menschen lebt man so dahin, als wenn keine Sonne über uns aufgieng — als wenn es keine Nacht gäbe, die der Ruhe der Menschen geweiht ist — aber da — wo ich nun bin: da — wo ich meine Lebenstage arm, aber doch glücklich verlebet habe: — hier ist alles für den Menschen, der Gott liebt, Paradies. Bey früher Dämmerung, als der Morgenstern noch am Himmel glänzte, weckte mich der Lerchengesang aus meiner Ruhe — da sah ich den unschuldigen Vogel, wie er sich hoch über meine Scheitel erhob, und mit angenehmen Lied den Schöpfer um sein Daseyn zu danken schien, mein Aug begleitete ihren schnellen Flug, so lang ich

ich sie sehen konnte die ländliche Sängerinn — und als ich sie nicht mehr sah — so warf ich mich bey manchem Hügel auf meine Knie, und huldigte dem großen Gott bey dem Aufgang der Sonne; da deuchte es mir, daß ich seine Majestät — seine Allmacht bewundern konnte — da deuchte es mir, als wenn mir das Morgenroth, wie ein Herold verkündigte — Menschen! des Schöpfers Güte wird für euch wieder erneuert. —

Stille Ruhe — und sanftes Gefühl, das mir das Daseyn verkündigte, floß durch meine gerührte Seele; ich sank manchmal an einen Baum hin, und bethete aus warmem Herzen.

Liebe Freunde! weil wir eben vom Gebethe reden; so muß ich euch sagen, daß ich keine angenehmere Stunde in meinem Leben kannte, als die, in denen ich bethete. — Ich machte mir auch von dem Bethen einen ganz andern Begriff, als sich viele Leute davon machen. — Bethen, dachte ich, heißt mit Gott reden: das Herz muß also mehr Antheil als der Mund haben; Gott ist unser Vater; wir sind seine Kinder: was also ein Kind zu seinem Vater sagen soll, das soll auch der Mensch zu Gott sagen. — Ihn bewundern, ihm danken, ihn bitten; in diesem schränkt sich alles Gebeth ein, wenn ich also mein Morgengebeth verrichtete; — so dachte ich zuvor, Simon du willst mit Gott reden? Was willst du ihm also sagen? Und da fiel mir sogleich ein — ich will ihm danken, daß er mir gab; ihn bitten, daß er mir meine Sünden verzeihen möchte, dann fieng ich zu bethen an;

und redete mit Gott nicht anderst, als wie ich da mit euch redete — wenn mich was schmerzte, klagte ich es ihm — wenn mich was freute, theilte ich meine Freude mit ihm; wenn ich fehlte — weinte ich, und sagte ihm: daß es mich schmerzte, und daß er mir es wieder vergeben möchte, indem ich es nicht mehr thun wollte, — und so war mein Gebeth am Morgen. — Nachdem ich nun Gott alles gesagt hatte, was ich fühlte, so überdachte ich seine heiligen Gebothe — und das Gebeth, das uns Christus gelehret hat.

Da fand ich im Kurzen die wichtigsten Pflichten der Religion enthalten, fand, daß Menschenglück und Menschenwohl den Endzweck unsers Daseyns ausmachen.

Ich gieng nie in die Kirche, liebe Freunde! ehe ich nicht zuvor überdachte, ob ich würdig wäre, mich dem Tempel des Allgütigen zu nahen — ich durchforschte mein Herz, ob es keinen Groll gegen seinen Nächsten, keinen Haß gegen meinen Mitmenschen fühlte. — Wie will ich, elender Wurm! so dachte ich: den Unendlichen um Vergebung meiner Sünden bitten. — Ich, der ich hasse — ich, der ich meinem Bruder nicht vergeben will — dann gieng ich hin, verzeihte jedem aus Herzensgrunde, der mir Böses gethan hatte — ich reichte ihm meine Hand, und sprach: Bruder! ich verzeih dir — vergieb auch mir, wenn ich dir was zu Leide gethan habe. —

Dann

Dann war mir wohl — so wohl — als ich es euch niemals werde sagen können — und innerer Seelentrost durchströmte mein Herz.

So lebte ich meine Tage einsam dahin — beleidigte Niemanden, liebte jeden Menschen als meinen Bruder — und vergab jedem, der mich beleidigte. Mit meinen schlechten Fetzen, die meinen Körper bedeckten — bedeckte ich zuweilen jenen, der gar nichts hatte, sich zu bedecken; meine Wassersuppe theilte ich mit dem, der nichts zu essen hatte — und meine schlechte Hütte mit dem, der ohne Wohnung war.

Ich war niemals unzufrieden, weil ich dachte, daß der Herr, der im Himmel ist, über jedes Geschöpfe wacht; und auch des armen Perti eingedenk seyn wird.

Nun bin ich im hohen Alter — und danke Gott, daß er mir die Reichthümer der Natur genießen lasse — denn ich war immer gesund — und bin bereit, diese Hülle zu verlassen: wenn immer es dem Allgütigen gefallen soll. — So sagte Perti — und druckte Rosinen noch bey der Hand — sein Blick war Dankbarkeit und Seelengefühl — allein — seine Worte stockten, sein Auge war starr — er starb — sanft starb er den Tod des Frommen. —

Eine stille Thräne floß aus Rosinens Auge, sie sah mich wehmüthig an — und Arm in Arm verließen wir Simons Hütte.

Den andern Morgen wurde Perti begraben, und Rosine pflückte Blumen auf sein Grab, und

wande Kränze von Rosen — und sie besuchte noch manchen einsamen Abend den Kirchhof — und dachte über Tod und Ewigkeit nach, auf dem Grabhügel des frommen Simons.

Es giebt keine Rechtschaffenheit ohne Religion.

Man braucht nur einige Kenntniß von dem Urtheile der Welt zu haben, um zu wissen, daß nichts gewöhnlicher sey, als der Unterschied, den sie zwischen einem rechtschaffenen Manne, und zwischen einem Manne von Religion macht. Es giebt nicht wenige, die von der Möglichkeit, rechtschaffen zu seyn, ohne Frömmigkeit zu besitzen, so sehr überredet sind, daß sie auch die Meynung des Gegentheils für die so sonderbar und falsch erklären, als wenn sie mit Gelindigkeit davon zu reden, nur von einem unphilosophischen Geistlichen behauptet werden könnte, der keine Menschen kennen gelernt hat. Nach ihrer Ueberredung kann die Erfahrung viele aufzeigen, die den Ruhm der Rechtschaffenheit behaupten und ihre Ehre in den Charakter der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit setzen, niemals aber Religion geäußert, sondern vielmehr kein Geheimniß daraus gemacht haben, daß sie wider dieselbe eingenommen wären. Doch die Erfahrung kann niemal mit der Wahrheit uneinig seyn. Religion ohne Rechtschaffenheit ist, nach einem allgemeinen Geständnisse, eine widersprechende Idee; allein sie ist nicht widersprechender

als

als der Traum von einer wahren und vollkommenen Rechtschaffenheit ohne Religion. Denn ein Mann, welcher sich mit seiner Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdient mit dem Namen eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu werden: Und ein Mensch, welcher sich rühmt, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachläßige, ob er sich gleich von demjenigen befreyt achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gesteht, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Uebereinstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen andere, und wird eine solche Uebereinstimmung für nothwendig und schön erkläret: so kann sie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott seyn, oder man müßte läugnen, daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stünde. Niemand wird den Ruhm eines ehrlichen Mannes dem zugestehen, der gegen einen Wohlthäter undankbar ist, oder denjenigen verachtet, welcher seiner Verdienste wegen Hochachtung und Ehrfurcht fodern kann, und die Undankbarkeit gegen Gott und der Mangel der Ehrfurcht gegen ihn sollten mit dem Charakter der Rechtschaffenheit bestehen können?

Polidor, höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er kein Christ ist. Er denkt über die

Religion bis zur Ausschweifung frey; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können; er bezahlt seine Spielschulden; er bezahlt auch diejenigen, die für ihn arbeiten. Man kann sich auf seine Zusage verlassen; er ist dienstfertig, und man hat ihn auch mitleidig gesehen! Der rechtschaffene Mann! Allein Polidor spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und über die Vertheidiger derselben, ohne sich zu bekümmern, ob sie seinen Spott verdienen: Welch eine Ungerechtigkeit! Wie kann er des Ruhmes würdig seyn, allezeit rechtschaffen zu handeln? Er bezahlt freylich seine Schulden; er ist dienstfertig; er ist auch mitleidig; aber er ist reich, und wird dafür gerühmt! Und wer weiß, ob die äußerlichen Handlungen, die ihm einen so beneidenswürdigen Ruhm zuwegebringen, nicht Wirkungen des Catechismus sind, den er, ohne es itzt zu wissen und zu glauben, noch nicht ganz vergessen hat?

Man kann einräumen, daß es eine gewisse natürliche Neigung gegen dasjenige gebe, was man Rechtschaffenheit nennt; denn man wird vielleicht nicht einen einzigen Fall angeben können, wo die Ungerechtigkeit, die Falschheit, die Verstellung, der Betrug und andere Beleidigungen der gesellschaftlichen Pflichten an sich; als Ungerechtigkeit, als Falschheit, als Verstellung und Betrug, selbst von denen gebilligt würden, die den wesentlichen

Eigen-

Eigenschaften eines guten und liebenswürdigen Charakters entgegen handeln. Diese Neigung ist allgemein, und wie alle Neigungen der Seele, von einer wirksamen Natur. Sie wird sich thätig beweisen, wenn sie durch äußerliche Veranlassung gereizt und bis zu einer gewissen Lebhaftigkeit erhöht, durch keine stärkern Leidenschaften überwunden wird. Allein da diese Neigung unter die Gattung derer gehört, welche durch Vernunft und Ueberlegung erweckt werden: so wird bey dem, welcher den Namen eines Rechtschaffenen verdienen will, vorausgesetzt, daß er eine völlige und gründliche Erkenntniß der Gegenstände besitze, an denen sich eine solche Neigung der Seele äußern muß; daß sie stark und mächtig genug sey, sich in keinen Fällen von andern Leidenschaften überwältigen zu lassen, die mit einem solchen Charakter streiten; daß sie sich vornehmlich gegen diejenigen, welche ihrer am würdigsten sind, allezeit und am stärksten offenbare. Denn wo sich eine solche Beschaffenheit nicht findet, da kann man mit keiner völligen Zuverläßigkeit versichert seyn, daß die Handlungen, welche aus der Rechtschaffenheit zu entspringen scheinen, wirklich keine andere Quelle haben; man urtheilt vielmehr nicht ungerecht, wenn man in einem solchen Falle das Gegentheil vermuthet, und sie aus Stolz, aus Eigennutz und aus andern Absichten herleitet, die nur eine falsche und gekünstelte Rechtschaffenheit hervorbringen.

Hat ein Mensch die gehörigen Kenntnisse von den Gegenständen, an denen sich die Neigung,

nach

nach den Gesetzen der Rechtschaffenheit zu handeln, äußern muß: So muß er von den Verhältnissen Gottes gegen sich und von seinen eigenen Verhältnissen gegen das unendliche Wesen unterrichtet seyn, und nicht allein die Nothwendigkeit, sondern auch die Gerechtigkeit und Billigkeit empfinden, seine innerlichen und äußerlichen Handlungen gegen diesen Verhältnissen gemäß einzurichten. Er wird einen nothwendigen und unbegreiflich vollkommenen Urheber seiner selbst und aller andern Wesen erkennen; er wird große und majestätische Eigenschaften in ihm entdecken, die seine Bewunderung, sein Erstaunen, und die feyerlichste Anbethung verlangen; er wird in ihm das Urbild und das Grundwesen aller der Schönheiten wahrnehmen, die er in der Schöpfung zerstreut findet; er wird sehen, daß, wenn alle einzelnen Vollkommenheiten der Natur in ein ganzes versammelt werden könnten, solches dennoch tief unter die Unendlichkeit seiner Vollkommenheit erniedrigt bleiben würde. Er wird sehen und aus eigener Erfahrung empfinden müssen, daß Gott die einzige Quelle aller wahren und vollständigen Glückseligkeit sey. Er wird keinen Mangel noch Schatten in ihm erblicken, sondern lauter unbewölktes und vollkommenes Licht, das höchste, vortrefflichste Gut, und zwar ein Gut, welches nicht in sich eingeschränkt bleibt, sondern sich ohne Aufhören andern Wesen, nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten, mittheilt. Kennet er ihn als einen weisen, unpartheyischen, gerechten und gütigen Beherrscher, und betrachtet er ihn als einen

Vater

Vater aller seiner Geschöpfe: welch ein Schauplatz des Vergnügens und der Entzückung wird sich ihm eröffnen! wenn er auf dieser großen Scene umher schaut, und sich unter denen erblickt, die von einem so liebenswürdigen Wesen abhangen: so wird er mit unüberwindlicher Ueberzeugung empfinden, daß es nicht allein eine Schuldigkeit sey, die aus der nothwendigen Abhängigkeit von ihm entspringt, sondern daß es selbst die Gerechtigkeit und Billigkeit begehre, seine Liebe, seine Dankbarkeit, und die Empfindungen der Ehrfurcht und des Vertrauens gegen die beste Natur zur höchsten Stufe der Lebhaftigkeit und Stärke emporsteigen zu lassen. Könnte es wirklich geringere und unvollkommnere Wesen geben, die unabhängig von ihm wären, und sie hätten bey einer richtigen Erkenntniß von ihm Empfindungen der Gerechtigkeit und Billigkeit, und den Entschluß, ihre Befehle zu Vorschriften ihres Verhaltens zu machen: so würden sie auch ohne einige Abhängigkeit dasjenige besitzen und äußern müssen, was man unter dem Namen Religion oder Frömmigkeit begreift. Wie viel mehr muß denn nicht ein Mensch seine Verbindlichkeit zur Religion erkennen, der mit der Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit des Urhebers der ganzen Natur seine Abhängigkeit von ihm empfindet? Wenn er dieses weis, so wird er wünschen, ein solches Wesen noch näher kennen zu lernen, als er dasselbe aus der Betrachtung seiner Werke durch ein tiefsinniges Nachdenken erkennen kann. Er wird einsehen müssen, daß es wider seine Verhältniße

gegen ihn streite, eine auch nur vorgegebene Offenbarung desselben ohne die genaueste und sorgfältigste Untersuchung zu verwerfen, und, was noch ungerechter und unanständiger ist, ihrer, ohne sie geprüft zu haben, zu spotten. Wenn nun ein Mensch diese Erkenntnisse besitzt, und dennoch wider bessere Einsichten keine Religion hat: was kann er denn für einen Anspruch auf den Ruhm der Rechtschaffenheit machen? Kann man wohl mit einem vernünftigen Grunde erwarten, daß derjenige, der gegen das beste Wesen als ein Bösewicht gesinnet ist, gegen uns als ein rechtschaffener Mann handeln werde? Denn wenn in irgend einem Wesen die Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit desselben ein richtiger Grund unserer Hochachtung und Liebe ist: so folgt nothwendig daraus, daß diese Hochachtung und Liebe ihren Graden nach mit den Graden dieser Vollkommenheiten zunehmen müsse.

Allein wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit versichern wollten; so könnte doch vernünftiger Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffener Mann seyn würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wohllust, Rache und Stolz sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch empfindet, und wer weis nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist

seine

seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für eine Versicherung haben wir, daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen? Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche seine Erkenntniß des höchsten Wesen und seine Ehrfurcht und Liebe gegen dasselbe fodern, kann man mit Grund erwarten, daß er in allen Fällen auch mit Ueberwindung seiner geliebtesten und mächtigsten Leidenschaften rechtschaffen handeln werde, eben darum, weil er die Erfüllung seiner Pflichten gegen andere als einen wesentlichen Theil der Religion betrachtet. Denn welche Waffen giebt sie ihm nicht wider die Macht seiner Begierden?

Dieses, hoffe ich, wird genug seyn, uns zu überführen, daß ein rechtschaffener Mann ohne Religion kein anderer seyn könne, als einer, den man ohne Zeugung und gerichtlichen Beweis nicht beschuldigen darf, kein rechtschaffener Mann zu seyn, weil er widrigenfalls auf die Erstattung einer Ehre, die er nicht verdient, dringen und uns durch obrigkeitliche Gewalt nöthigen kann, eine Unwahrheit zu sagen.

Das Glück der Menschen liegt in der Religion.

Das Glück der Menschen liegt in der Religion; diese Wahrheit ist so zuverläßig, so unwidersprechlich dargethan, daß die Vernunft gar keine Einwendung entgegen zuläßt.

Wie glücklich wären die Menschen alle, wenn wir die Vorschriften unseres Glaubens befolgten, sie sind so schön, so einfältig, so ganz aus der Natur des Menschen gezogen, so harmonisch mit dem Ganzen, daß die Welt ein Paradies wäre, wenn Menschen die Wege nie verließen, die sie vorzeichnet.

Was heißt eure Philosophie ihr stolzen Gelehrten, ihr verwirrt euren Geist durch die Menge eurer Vernunftschlüsse. Euer Hochmuth schwingt eure Seele bis zu den Sternen, und dort verliert sich eure Vernunft in dem unermeßlichen Raum. Seit Jahrhunderten zankt ihr euch noch immer, was der Mensch, was Tugend, was Laster sey, ihr schreibt Folianten theoretischer Grundsätzen — und vergesset einsweilen in der Ausübung das Glück euerer Mitbrüder.

Der Glauben fasset alle Grundsätze der wahren Menschenphilosophie im Kurzen, und der Bauer, der am Pfluge ist, mit einfältigem Herzen wirkt große Thaten für die Menschheit.

Liebe Gott, liebe deinen Nächsten, und erhalte dich.

Dieses

Dieses sind die Gesetze der Liebe. Das Siegel des Ewigen befestiget sie, und in ihnen liegt das Glück der Sterblichen — beweisen will ich es, aber nicht mit trabenden Wörtern — in der Seele der Menschen will ich meine Beweise aufsuchen, und in unläugbarer Erfahrung meine Sätze gründen.

Die Natur beweiset, daß ein Gott ist.

Sollte der Mensch wohl noch an dem Daseyn eines Gottes zweifeln können? Ueberhäuft mit so vielen Wohlthaten, berauscht von so vielen mannigfaltigen Freuden, wie sollt er nicht ein über ihn erhabenes Wesen erkennen, das seine Glückseligkeit will? Wie sollt' er nicht mit Entzücken die Hände himmelwärts aufheben, um ihm den lebhaften Zoll seiner Erkenntlichkeit darzubringen? Wie sollt' er sich nicht unablässig mit den Mitteln beschäftigen, es je länger je mehr kennen zu lernen?

Er betrachtet die ganze Natur mit aufmerksamerer Neugier, sucht allenthalben das wohlthätige Wesen, das sein Herz anbethet, frägt begierigst nach ihm in allen Gegenständen, die sich ihm darstellen. Ueberall sieht er besondere Merkmaale seiner Huld und seiner Macht, überall erkennet er dessen Gegenwart. Er sieht ihn in dem leuchtenden Gestirn, dessen Strahlen die Erde befeuchten, in der Entwicklung der kostbaren Keime, die sie mit Gütern bedecken; in der periodischen Rückkehr der Tage und Nächte, der Jahrszeiten und Jahre; in den lachenden Farben, die jezlichen Augenblick das

 rüh-

rührende Schauspiel der Natur vermannigfachen. Er sieht dieß große Wesen in der endlosen Menge der Thiere von allen Gattungen, die sich über ihr Daseyn erfreuen; in ihren Bedürfnissen, in ihren Vergnügen, in ihrem wunderbaren Kunstfleiße. Der Allmächtige weht ihm in dem lieblichen Dufte der Blumen entgegen; giebt sich ihm in der Kühle des Wassers zu erkennen, das seinen Gaumen erlabt, in dem angenehmen Wohlgeschmack der Frucht, die seinen Hunger stillt, in der Holdseligkeit, in den Reizen und in Liebkosungen der trauten Gefährtinn seines Lebens; und zumal in den wonnevollen Gefühlen, die er selbst empfindet. Jeglichen Augenblick sieht und empfindet er die wunderbaren Wirkungen eines Wesens, das größer ist als alles, was ihn umgiebt; eines Wesens, das in allen Theilen des weitausgedehnten Weltalls Ordnung, Leben, und Glückseligkeit verbreitet. Von Ehrfurcht, Bewunderung, Erkenntlichkeit und Liebe durchdrungen, schwingt sich sein Gedanke in das Unermeßliche aller möglichen Vollkommenheiten, und lernt seinen Gott kennen und alle Tugenden sprießen in seinem Herzen auf.

Zu Seite 25.

Erstes Geboth.

Du sollst allein an einen Gott glauben.

Peter und Rosine
oder die Stärke des Glaubens.

Schon herrschte der wohlthätige Schlaf in der Hütte des Feldarbeiters, und des Hirten sanfte Ruhe schwebte über dem trauten Strohdach des Landmannes, und die Unschuld seiner Sitten entfernte die gräßlichen Unholden der Treulosigkeit und der Rache von seinem ungekünstelten Lager.

Der Mond streute silberne Blicke auf die Fluthen des Baches, und das Brausen des Wasserfalles, der sich über die hohen Felsen herabstürzte, verherrlichte das allgemeine Stillschweigen der düstern Natur.

Peter war in seiner Hütte: und mit leisen Schritten näherte er sich seiner Gattinn, und seinen schlafenden Kindern, und mit Freuden im Herzen sah er die Unschuldigen an, wie sie auf dem von Monde bescheinten hölzernen Lager ausgestreckt da lagen, und sorgenlos die Ruh tugendhafter Menschen genoßen.

Freude war in seinem Auge bey diesem Anblick, und eine dankbare Thräne, die sein zum Himmel gewendetes Aug verließ, verkündigte, wie tief Peter die Güte seines Gottes fühlte. Mit frohem Muth, und frischem Eifer gieng Peter täglich zu seiner Arbeit, nachdem er zuvor bey Sonnenaufgang mit seiner zärtlichen Gattinn sein gemeinschaftliches Gebeth zu dem Allmächtigen verrichtet hat.

Peters Seele war nun vergnügt, liebreich war seine Miene, er war Vater gegen seine Kinder, Gatte gegen seinem Weibe, und Gutthäter gegen seine Untergebene.

Seligkeit war auf seiner Stirne, wenn Peter aus der Kirche kam, oder eine erbauliche Predigt gehört hatte, da rufte er seine Kinder zusammen, und wiederholte die christliche Grundsätze, und da in dieser feyerlichen Stunde freueten sie sich miteinander über alles Gute, das ihnen Gott geschenkt hat.

Die Eintracht, die Liebe, die Gesundheit und Zufriedenheit, in der Peter mit Rosinen lebte, jeder Nahrungssegen, jeder erwünschte Fortgang der Arbeiten, alles war Freude für dieses selige Paar.

Mit

Mit Wonne einer gefühlvollen Seele war es da anzusehen, wenn dieser gute Landmann mit seinem fleißigen treuen Weibe, mit seinen gesunden Kindern, und ehrlichen Dienstbothen am frugalen Tische saß, und sein geringes Mittagmahl genoß.

Freude herrschte da auf unschuldigen Stirnen, Friede der Tugend, die der Reiche bey seinen köstlichen Tafeln nicht kennt.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und Peter saß nach vollendeter saueren Tagesarbeit, im Kreise seiner lieben Kinder. Ach! was empfand da seine Seele über ihre Munterkeit, über ihren Wachsthum im Guten, und selbst ihre frohen jugendlichen Spielen.

O meine Brüder! solche süße häusliche Freuden, wie Peter und Rosine genoßen, solche Vergnügen hat Gottes Vorsehung mehr dem Geringen als dem Vornehmen zugetheilt.

Wie herrlich ist die Welt für den, der Gott fürchtet — — — liebe Brüder! wie ersetzt die Religion, und der Glaube nicht zehnfach dem armen Landmann oder ehrlichen Tagwerker den Mangel seiner Freuden, die der Reiche hat, und die mit so vielem Unangenehmen verbunden sind — ja nur Tugend ist der zehenfache Ersatz für den Armen, für jene Güter, die der Reiche zum Voraus empfangen hat.

Wie vergilt die christliche Zufriedenheit so reichlich die Beschwerden des niedrigen Standes, so ein Abend so herzlich froh, wie ihn Peter genoß, giebt

 Kräfte

Kräfte und Munterkeit zu vielen folgenden schweren und heißen Tagen.

Peter und Rosine wußten, daß der Menschen größter Reichthum ist, vergnügsam mit dem zu seyn, was ihnen Gott zu ihrem und der ihrigen Unterhalt gab — und dieser Gedanke gab ihnen in mancher schweren Stunde des häuslichen Leidens Muth.

Liebe Rosine, sagte Peter oft, wir glauben an Gott, wir lieben ihn — er ist unser Vater, hat immer gütig für uns gesorgt — und er wird auch immer sorgen — sieh Rosine! sieh da die Lerche, wie sie unbekümmert ist, und ihrem Schöpfer das Lied singt — so wollen wir's auch thun, Rosine! und sollten wir je in Armuth, und Nahrungsmangel gerathen, sollte unser Haus ein Krankenhaus werden, so haben wir ja den Trost, daß wir nicht durch Müssiggang und Verschwendung arm und nahrlos geworden, den Trost, daß nicht durch Trunkenheit und liederliches Leben wir uns die Krankheiten zugezogen haben. Sollten wir, liebe Rosine! Haß, Feindschaft, Neid von bösen Verwandten, Nachbaren und Mitbürgern erdulden, so haben wir ja das Zeugniß eines guten Gewissens, daß wir nicht durch Zwietracht, Zank, Stolz, Rachgierde, Habsucht, Betrug und Unredlichkeit oder andere schändliche Laster daran Schuld sind. — In unserer Noth werden auch gute Menschen mit uns Mitleiden haben, sie werden auch liebreich mit uns seyn; denn auch wir waren gegen Nothleidende barmherzig und dienstfertig, so sprach Peter,

und

und unterstützte mit seiner guten Rosine manche fromme leidende Familie, so gut er konnte.

Gab es häusliche Verdrüßlichkeiten ab, so suchte Peter den Unmuth durch gemeinschaftliches liebreiches Ertragen zu erleichtern.

Selige Tage lebte Peter dahin; war jemand in seinem Hause krank, so war Peter und Rosine nicht müde noch unwillig, dem Kranken abzuwarten und zu pflegen; mit heiterem Gemüthe sprach er dem Niedergeschlagenen Muth zu, und ermunterte ihn zur Geduld.

Wie mehr anhaltende Widerwärtigkeit in Peters Hause waren, wie mehr wurden die frommen Leute zum gegenseitigen Mitleiden, zum anhaltenden Bestreben dem Elenden Hilfe zu verschaffen angefeuert — sie bethen miteinander im Glauben, trösteten sich auf Gottes Wort, und traueten auf die Verheißung — daß Gott getreu ist.

Der Donner fällt in Peters Scheune, der Schauer schlägt in seine Felder, die Wasserfluth ertränkt sein Vieh — und eine fromme Thräne fließt auf Peters Wange, er umarmte Rosinen, Gott hat's gethan, sagt er, laß uns bethen, und so wird dieses selige Paar durch gemeinschaftliches Gebeth und Vertrauen zu Gottes Gnade durch Christum in dem schweresten Drucke ihrer Noth, in den härtesten Zufällen des Lebens beruhigt.

Es ist Gottes Wille, ruft Rosine auf, daß wir dieses leiden müssen; nicht wahr Peter? Ja sagt Peter, ja Gottes Wille ist's, gute Rosine! allein seine allmächtige Hand kann alles ändern —

umar-

umarme mich beßtes Weib — hier umarmt sich Peter und Rosine, und ihre Kinder eilen herbey und stammeln mit ihnen ein Lied an.

Gott verläßt die Menschen nicht,
Die ihn zärtlich lieben.
Auf ihn trauen, das ist Pflicht,
Tugend heißt sie üben.
Wenn uns gleich der Kummer drückt,
Giebt uns Gott doch Freuden:
Jenseits werden wir beglückt,
Trost ist Lohn vom Leiden.

Wenn Peter arbeitete, so arbeitete er aus Gehorsam und Liebe: o Herr! so rief er oft auf, ich thue nur, was ich schuldig bin, ich bin ein unwürdiges Geschöpf, aber ich hoffe doch um meines Erlösers willen deinen Beyfall.

Der Gedanke, daß Gott Fleiß und Treue in jedem Stande von dem Menschen fodert, ermunterte den guten Peter in den beschwerlichsten Arbeiten. Er erinnerte sich stets, daß er vor Gottes Aug arbeitete, und so entzog er sich allen Faulenzereyen und Betrug; ehrlich arbeitete, ehrlich verdiente er sein Wochen- und Taglohn.

Peters Geschäfte waren oft sehr gehäufet, aber doch unterließ er nie, weder den öffentlichen noch geheimen Gottesdienst, er wußte zu sehr, daß ohne Gottes Segen und Beystand all unser Thun umsonst seye, darauf er manche Stunde aus ganzem Herzen zu Gott bethete, daß er seine Seele in der Liebe gegen ihn und seinen Leib in thätigen Kräften erhalten möchte.

Peters

Peters vornehmstes Wünschen und Bestreben, bey allem was er anfieng, und ausführte, war darauf gerichtet, ein glaubiger wahrer Nachfolger Christus zu seyn, Gottes Gnade und ein gutes Gewissen zu bewahren; und dieser heilige Entschluß war so fest in seinem Herzen, daß weder Gewinn noch Verlurst im Stande war Peters Gesinnungen zu verändern.

Weil Peter so dachte, bewahrte Rosine das standhafte Vertrauen auf Gott im redlichen Herzen, und so stärkte sich dieses edle Paar mit Geduld und Hoffnung zu Gott, wenn auch Gottes Segen nicht allzeit gleich sichtbar war, wenn ihre größte Treue von Menschen unbelohnt blieb, und ihre Dienstfertigkeit mit Undank vergessen war.

Für jeden guten Fortgang und Segen in der Arbeit, dankte Peter und Rosine dem Allgütigen, denn er allein ist es, sagten sie: der die Einsicht, die Kräften, und das Gedeyhen dazu giebt.

An manchem stillen Abend, nach einem mühesamen Tage, saß Peter mit seiner Rosine im Mondenlichte, Hand in Hand sahen sie sich an, drückten sich gegenseitig an die Brust, und freueten sich auf jenes bessere Leben im Himmel, das uns der Heiland verheißen, erworben und gewiß gemacht hat, wo wir einst ohne Beschwerden und Mühe arbeiten, wo wir immer geschätzt, Gott immer mehr und mehr in seiner Herrlichkeit erkennen und loben werden.

Sieh Rosine! sagte Peter, wie doch diese Nacht so schön und heiter ist — der Mond leuchtet so sanft — diese Stille verkündigt so viel, und sagt uns, liebe Rosine! daß auch wir einsmals ausruhen werden.

den. Trösten wir uns also, beßtes Weib, und denken wir, wenn uns unsere Berufsarbeiten sauer werden, dort in der Ewigkeit — dort wo diese schönen Sternen glänzen, wird Gott diejenigen herrlich belohnen, die ihrem himmlischen Beruf treu gewesen sind — dort wird der Menschen Vater uns für der Brüder Undank schadlos halten — dort Rosine! werden wir glücklich seyn.

So lebten Peter und Rosine in ihrem häuslichen Zirkel; wie lebten sie erst im Umgange der Welt?

Im bürgerlichen Leben bezeigten sie gegen Jedem Treue und Dienstfertigkeit, sie kränkten und beleidigten niemanden, sondern vermieden alles, wodurch Feindschaft und Uneinigkeit zwischen ihnen und andern entstehen konnte. Sie hielten sich unter Gottes Beystand vor allem Geiz und Stolz, von Neid und Misgunst, und Rechthaberey, vor Rach, Unbarmherzigkeit, Betrug und Ungerechtigkeit, weil sie wußten, daß dadurch Menschen wider Menschen aufgebracht werden, und unaussprechlich Zwietracht und Feindseligkeit entspringt.

Sorgfältig beobachteten Peter und Rosine alles, wodurch Friede und Eintracht unter ihnen und ihren Nachbarn erhalten wurde, sie waren verträglich und sanftmüthig.

Wenn auch Peters Nachbar, mit welchem er Umgange oder Handel hatte manchen Fehler begieng, so war er nie dawider aufgebracht, er ertrug mit Sanftmuth seine Schwachheit, denn Christus sagte, so sagte er sich: „selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen.„

Hatte

Hatte Jemand im Dorfe, wo Peter wohnte, entweders wider seinen Willen, aus Unwissenheit, oder Unvorsichtigkeit, oder auch mit Willen, oder bösen Vorsatz, etwas geredet oder gethan, wodurch Einigkeit und Freundschaft gestört wurde, so eilten Peter und Rosine und suchten den Fehler wieder gut zu machen — fürchte Gott, halte seine Gebothe, liebe deinen Nächsten, und handle redlich, dieses war Peters Wahlspruch.

Die Pflichten seines Berufes und Standes treu vor Gott und dem Nächsten zu führen — war Rosinens ihrige.

Sie war gerne zu Haus, war in ihren Geschäften sorgfältig, verrichtete selbe zu rechter Zeit, und ihr größtes Vergnügen war, bey ihrem Manne, und ihren Kindern zu seyn.

Diese fromme und gottselige Lebensart lohnte auch diese guten Leute, mit innerem Vergnügen und Seelenruhe — es war ihnen so wohl zu Muth, sie waren in ihrer häuslichen Arbeit so getröstet, so vergnügt, als es Menschen nur seyn konnten.

Die friedsame Stille des Dorfes, der Aufenthalt in seiner Hütte, machten Peters Glücke, und wenn er je in die Stadt kam, so wünschte er sich gleich wieder in seine Hütte zurück.

Da unter dem schlechten Strohdache wohnte die häusliche Frömmigkeit, und die aus den Städten verbannte Tugenden blüheten auf — da unter einer feyerlichen Linde, oder einem schwarzgrünen Tannenbaum war die Opferstätte redlicher Herzen — da war der Ort, wo die Ehrfurcht gegen Gott, der Liebe

gegen

gegen den Mitmenschen Feste gefeyert wurden, und wo redliche Sterbliche, Vater, Mutter und Ehegattinn, treue Brüder und Schwestern Liebe bezeigten. Gottes Segen strömte über Peters Hütte, seine Kinder erwuchsen, waren gesund und tugendhaft.

Kinder! so sagte Peter oft, ihr wisset, daß Christus unser Erlöser uns gelehret hat, daß wir gegen alle Menschen wohlthätig und mitleidig seyn sollen, wir sollen helfen und dienen, wenn wir nur helfen und dienen können. Er gab uns selbst darinn ein göttliches Vorbild, er kam in die Welt, um aller Menschen Erlöser, Helfer, Beglücker und Seligmacher zu seyn. In seinem ganzen Wandel auf Erden, half und diente er allen Nothleidenden, sie mochten seyn von welchem Stande, von welchem Volke, von welcher Religionsparthey sie auch waren, und er machte es uns also durch sein Geboth und Beyspiel zur heiligen Pflicht alle Menschen zu lieben, und nach unserm Vermögen glücklich zu machen.

So sagte Peter zu seinen Kindern, und Rosine wiederholte ihnen diese Grundsätze, und sie wurden gute Menschen, und brave Bürger, sie stifteten manchen Nutzen für Zeit und Ewigkeit. Der Gedanke ihres Nächsten Glückseligkeit zu vermehren, war ihre Freude — und so oft einer dieser guten Jungen eine edle That ausübte, drückte ihn sein Vater herzlich an die Brust, und gab ihm seinen Segen. —

Fahrt nur fort Kinder, sagte er, euren Nächsten Gutes zu thun, wenn ihr auch nicht reich seyd — wenn ihr auch kein Geld habt, so will ich euch doch lehren, wie ihr gutthätig seyn könnt —

merkt auf — wenn jemand in eurem Hause, oder in der Nachbarschaft, oder aber in einem Orte Widerwärtigkeit leidet, so nehmt Theil daran, gebt ihm euer Mitleiden zu erkennen, weinet mit ihm; bemühet euch ihm zu zeigen, daß ihr ihm gern seine Last abnehmen, oder doch erleichtern möchtet, dieses wird ihm schon wahrer Trost seyn. Ist Jemand selbst krank, oder hat er einen kranken Ehegatten, kranke Kinder, oder Dienstbothen, so könnt ihr ihm zu Hand gehen.

Die Kranken besuchen, sie mit Abwarten pflegen, des Nachts bey ihnen wachen, sie durch Trost und Zuspruch aufheitern, und desgleichen. Es giebt so viele Vorfälle im gemeinen Leben, meine lieben Kinder! da ein Bürger und Nachbar dem andern dienen kann, daß sie nicht alle zu bestimmen sind, wer Gott fürchtet, und seinen Nächsten liebt, der findet sie.

So sprach Peter zu seinen Kindern, und sie giengen hin Thaten der Menschheit auszuüben. Peter und Rosine wurden alt, und pflückten die Früchten ihrer Tugenden, in dem Herbste ihrer Jahren. Als sie nicht mehr ihrem Nächsten durch Thaten dienen konnten, dienten sie selbem durch guten Rath und Zuspruch.

Das Ende ihres Lebens näherte sich endlich an, und sie erwarteten den Tod mit christlicher Stärke: Peter war der erste, der die Hülle des Körpers ablegte: vor seinem Tode ließ er noch seine Kinder zu sich rufen, wiederholte ihnen seine Lehren, ermunterte sie zur Gottesfurcht, und sprach

 seinen

seinen Segen über sie aus — denn nahm er Rosinens Hand, und dankte ihr für alle ihre Treue; du warst meine gute Gefährtinn, sprach er, und begleitetest mich, wie eine Freundinn auf meiner Wanderschaft, Dank — dir aus guter Seele — Rosine; und Peters Kinder weinten aus gedrängten Herzen — Peter ließ sich aber, als er die Stunde seines Hinscheiden anzunahen empfand, sich noch auf das Feld hinaustragen — hier sagte er: will ich noch Gottes Güte und Allmacht bewundern, ihm noch danken für alle seine Gnaden, und seine Verheißung erwarten.

Peter bethete aus vollem Herzen — und sein letztes Wort — war — Vater der Menschen — erbarme dich — er schloß sein Aug — sein Arm sank — er war todt. —

Nach kurzen Tägen starb auch Rosine — sanft starb sie — wie gute Christen sterben. —

Die Kinder baueten eine ungekünstelte Grabstätte ihren Aeltern, Sträuche von wilden Rosen pflanzten sie umher, und errichteten eine Anhöhe aus Rasen. An Sommerabenden giengen sie oft dorthin, und erinnerten sich ihrer guten Lehren, auch führten sie oft beym Schein des Mondes die kleine Enkeln zu diesem Grabe, und ermunterten ihre Kinder zur Tugend und Rechtschaffenheit.

So leben Menschen, die an Gott glauben, so sterben sie. —

Gott zu lieben,
Tugend üben

Ist

Ist die größte Seligkeit.
Niemals seine Feinde hassen,
Seinen Nächsten nie verlassen,
Giebt dem Herz Zufriedenheit.

* * *

Sind wir elend krank und blind,
Kann die Hoffnung uns noch trösten,
Daß wir Gottes Kinder sind.
Unser Vater sorgt zum Beßten,
Er verläßt die Seine nicht,
Uns zu schützen ist ihm Pflicht.

Voll von Güte, voll von Liebe,
Will er auf die Menschen seh'n,
Er bemerkt die kleinste Triebe
In dem Herz der Sterblichen.

Er giebt Blumen, er giebt Bäume,
Er giebt Früchten zum Genuß,
Herzensfreude, sanfte Träume
Sagt, ob er nicht lieben muß?

Ja, er liebt, du gute Sonne!
Herold seiner Zärtlichkeit,
Du verkündigst unsre Wonne,
Und das Glück der Ewigkeit.

Ueber die Freygeisterey unserer Zeiten.

Ich wünschte die Aufmerksamkeit meiner Leser auf eine gewisse Art Leute rege zu machen, die sich gerne ein besonderes Ansehen vor andern ihres gleichen geben möchten, und weil sie es durch nichts klügers zu thun wissen, Freygeister sind. Leute, deren Unglaube mehrentheils, (ihrem verderbten Herzen unbeschadet) aus einem unschicklichen Gebrauche ihrer Vernunft, und einem ziemlich kleinen Vorrathe von Gelehrsamkeit, mit einem Worte, aus einer sehr zählbaren Menge einseitiger Kenntnisse und Einsichten herrührt. Man kann ihnen zwar nicht Schuld geben, daß sie Leute von Verstand und Wissenschaften verführten, und ich getraue mir, den Ungrund einer solchen Anklage ebenfalls vor jedem Richterstuhle zu erweisen, wenn sie einmal dergleichen Vertheidigung nöthig haben sollten. Allein die Schuld liegt doch wenigstens nicht an ihrem guten Willen, und sie ermangeln nicht, den bestmöglichsten Schaden unter denen anzustiften, denen es eben so, wie ihnen selbst an den gehörigen Einsichten fehlt, und die eben so, wie sie, mit desto mehr Leichtsinn und Eitelkeit versehen.

Meine Umstände verbinden mich, oft mit dergleichen halbklugen Köpfen in Gesellschaft zu seyn, und ehe ich sie ganz kennen lernte, gab ich mir bisweilen die Mühe, ihre Weisheit ernsthaft zu beantworten. Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man sie dadurch in ihren eigenen Augen

nur

nur um so viel wichtiger macht, ohne sie zu bessern. Und sind denn nicht alle ihre mächtigen Einwürfe schon tausendmal beantwortet? Sind sie nicht bloße Nachsager? Aber das wissen sie entweder nicht, oder sie wollen es nicht wissen.

Die alte Wahrheit, daß man dasjenige, womit man sich sehen lassen will, entweder recht, oder gar nicht lernen müsse, ist jederman bekannt. Halbgelehrte und halbdenkende sind die überlästigsten Leute auf dem Erdboden. Sie wissen gerade so viel, als man nöthig hat, gegen alle Dinge Schwierigkeiten und Zweifel vorzubringen, und weiter nichts. Wüßten sie mehr; so würden sie sich auch selbst darauf antworten können, oder sich vielmehr ihre verjährten Entdeckungen gar nicht einfallen lassen.

Wer sind die meisten Freygeister gewesen? War es Newton? Ist es Young? Oder sind es die ganz Ungelehrten, die eine gesunde Vernunft und ein redliches Herz besitzen? Nichts weniger. Nur die unseligen Mitteldinge zwischen beyden, welche weder die höhern Einsichten der erstern, noch die redliche Einfalt der andern besitzen.

Der ehrliche Bediente des jungen Herrn — ist ein aufrichtiger Christ; sein Herr ist ein Freygeist, denn er will nicht unter den Pöbel gehören; und Newton, Richardson und Baumgarten sind wieder eben das, was sein Diener ist. Nur mit dem Unterschiede, daß jene durch Gründe von dem überzeugt sind, was dieser bloß aus gutem Herzen glaubt. Denn glücklicher Weise haben Leute sei-

nes gleichen gemeiniglich auch nicht Spitzfindigkeit genug, die Erheblichkeit der weisen Lehren unserer Freygeister zu begreifen: so wie sich der ehrliche Sancho Pansa nimmer überreden konnte, daß die Windmühlen, die sein ritterlicher Herr für Riesen ansah, wirkliche Riesen wären. Sie lachen also ganz offenherzig darüber, oder verachten sie ohne Komplimente. Und so geht es diesen eingebildeten Helden, wie den Lehrlingen in der Fechtkunst, die zwar ihre Geschicklichkeit gerne an jedermann versuchen möchten, die aber der Bauer im Nothfalle mit einem Pfale zu Boden schlägt, und der geübtere Fechter mit dem Degen niederstößt.

Zweifeln ist der erste Schritt zur Wahrheit, haben sie einmal irgendwo gehöret oder gelesen: Diesen ersten Schritt haben sie gethan, und darüber sind sie auch schon aus dem Odem gekommen; sie haben sich also ganz wohl bedächtlich entschlossen, stehen zu bleiben. Ist es Wunder, daß sie nichts weiter können, als zweifeln? Ein Grad mehr Verstand, ein Grad mehr Wissenschaft würde ihnen ihr ganzes System (wenn sie anders etwas haben, das einem System ähnlich seyn soll); über den Haufen werfen; sie würden das Baufällige an ihren Gründen gewahr werden, und die Fehler in ihren Schlüssen entdecken, und was wollten sie alsdenn anfangen? Mit wem könnten sie disputiren? Und disputiren müssen sie doch; denn es ist ihr größtes Talent: das Talent aller derjenigen, die wie Pope von den Eroberern sagt, nicht weiter sehen, als ihre Nase reicht, und gleichwohl

alle

alle diejenigen für Thoren halten, welche weiter sehen, als sie.

Sie sind ein paar Jahren auf Akademien gewesen, das ist, (zumal wie sie diese Zeit angewandt haben,) gerade so lange, als man nöthig hat, die Namen der Kunstwörter, oder aufs höchste einen leichten Umriß von einigen Wissenschaften zu lernen. Mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, (denn die rechte Oberfläche haben sie nicht einmal berührt); mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, der ihr kleines Gehirn in eine große Gährung setzt, ohne es zu reinigen, springen sie in die große Welt. Sie wissen genug, um ihr entscheidendes Urtheil über alle möglichen und wirklichen Dinge zu fällen, und ihr wildes unbändiges Herz, dem der Unglaube schmeichelt, rennt mit dem schwachen Kopfe davon, der weiter nichts mehr zu thun hat, als nachzustolpern, wohin jenes will.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie sie sich bey ihrem Stolze mit einem so geringen Antheile von Wissenschaften für ihre Person begnügen können. Und vielleicht habe ich die Ursache ausfindig gemacht. Hier haben Sie, meine Freunde! meine Muthmassung.

Ein gewisser Schriftsteller vergleicht die Wissenschaften mit den starken Getränken, von denen niemand mehr zu sich nehmen darf, als sein Kopf vertragen kann. Vielleicht haben unsere jungen Freygeister dieses gelesen, und aus einem allzubescheitnen Mistrauen in die Stärke ihrer Köpfe, (welches doch sonst nicht ihr Fehler zu seyn scheint,)

die Nüchternheit zu weit getrieben. Ich kann zwar, mit ihrer Erlaubniß gesagt, bey dem Weine selbst eben so wenig, als bey vielen andern Gelegenheiten Spuren eines solchen Mistrauens an ihnen gewahr werden: Allein Menschen haben oft große Ungleichheiten in ihren Charakteren.

Sollte ich wirklich hinter die wahre Ursache gekommen seyn, so kann ich diesen Herren eine sehr nützliche Entdeckung mittheilen, die ihnen vielleicht noch unbekannt ist. Ich finde nämlich, daß die Wissenschaften auch eine gewisse Eigenschaft haben, worinne sie der Fieberrinde gleichen, die, wenn sie in einem allzugeringen Maaße, und nicht eine Zeitlang, und hintereinander genommen wird, die Wassersucht, oder eine Auszehrung verursacht, zwo gefährliche Krankheiten, die sich selten anders, als mit dem Untergange des Patienten endigen.

Ueberhaupt würde ihnen diese Bemerkung auch noch in allerhand andern Fällen nützlich seyn können. Denn sie sprechen von andern Künsten und Wissenschaften eben so unverzagt, als von der Religion, obgleich ihre Einsichten in jene nicht tiefer sind, als in diese. Man erstaunt, wenn man hört, wie diese den Worten Poesie, Heldengedicht, Music, Ausführung, Composition, Zeichnung, Colorit eben so übel mitspielen, als den Wahrheiten des Christenthums: Ob sie gleich damit, weil die Sache keine ernsthafteren Folgen hat, weiter keinen Schaden thun, als daß sie sich einigen Anmerkungen aussetzen, auf die sie eben nicht stolz seyn dürfen.

Felix.

Felix, oder der Freygeist.

Seiner Aeltern Freude war Felix, als er noch ein Knabe war. Mit Sehnsucht sah der Vater den aufblühenden Jüngling, so, wie ein Gärtner die Blume sieht, die treu seiner Pflege, dem Aug zur Freude, entgegen lächelt. Oft saß der gute Greis im schattichten Laube, und bethete aus frommen Herzen zu Gott um Segen für seine Kinder. Allein der gute Vater, wie war er betrogen, als Felix die Jahre des Jünglings betrat, bald vergaß er treulos die Lehren der Weisheit, die aus den Lippen seines Vaters flossen. Wie ein muthiges Roß überließ er sich ganz seinen Leidenschaften; verführt durch böse Gesellen, wagte er es über alles zu spotten, was heilig ist. Tugend und Religion waren Gegenstände seines Gelächters. Umsonst härmte sich sein Vater ab, vergebens stunde die Thräne in seinem Auge. — Die silbernen Locken schwankten vergebens auf dem Nacken des Greisen, nichts rührte den bösen Jüngling mehr. Sohn — so sprach der würdige Greis, Sohn — ach! wenn du deinen Vater vergessen hast, O! so höre noch die Stimme deines alten Freundes, und verschmähe meine Warnung nicht. Gut ist es gemeynt, der Himmel ist mein Zeuge, Jüngling! höre die Warnung! Der Weg, den du gehest, führt zum Verderben. — Traue den Blumen nicht, die auf dem Pfad unter deinen Füßen blühen. Schlangen sind unter Rosen versteckt, du wirst sie fühlen — fühlen ja — aber zu spät — kehre zurück in

die Arme der Religion. Sieh, ihre Freundinn die Tugend stehet an ihrer Seite, und ladet dich zu Seligkeiten ein. Fliehe nicht zurücke von der ernsthaften Miene der Tugend — o fliehe nicht — reizender ist sie, als die lächelnde Wange der Wohllust, die mit heuchelnden Blicken des Basilisken dich im Lächeln tödtet. O Sohn! — bald sind die Jahre der Jugend vorüber. Bald ist der Faden des längsten Lebens abgesponnen — denke, im Tode verläßt uns alles — wo findet dein sterbendes Aug einen Trost, wo Hoffnung deine Seele, als bey dem, den du so treulos verlässest. — Vater! erwiederte der Sohn, und rümpfte die Nase, ihr seyd alt, euer schwaches Gehirn mahlt euch Bilder vor, die nichts als Produkten eurer Einbildung sind. Was kümmert mich eure Religion, ich bin hier zum Vergnügen, und kümmere mich nicht viel um die Schwärmerey der Priester. So sprach der zügellose Jüngling — und die Worte drangen wie ein Dolch in des Vaters Herz, wie ein Schatten gleitete er dahin durch die Tage des Lebens, und starb, da sein Aug noch Thränen über seinen Felix weinte. — Undankbarer! kannst du noch länger die Liebe deines Vaters verkennen, komme her, und sieh seine kalte Hände, die sich so oft für dich zum Himmel streckten. Ist es dir noch möglich unempfindlich zu seyn — allein vergebens sind meine Worte. In Gesellschaft ruchloser Buben taumelt Felix sein Leben durch, und verschwärmt die unwiderbringlichen Tage, keine Thräne, geweint durch das Aug eines Elenden, trocknete seine

Hand

Hand mitleidig ab, nur Prassen und Schwärmen war das Geschäft seines Lebens. Endlich war das Maaß seiner Sünden gefüllet, Elend, Armuth, und Krankheit die Begleiterinnen der Wohllust, stürmten um seine Hütte, verlassen von den Gesellen des Lasters, schmachtet er elend auf seinem Lager. Schlechtes Stroh war sein Polster, und Unflat seine Decke. Da fühlte er erst die Größe seines Elendes, und fluchte den Verführern seiner Unschuld. Grausame! so rief er — habt ihr mich nicht elend genug gemacht! Saget, warum habt ihr mir den einzigen Trost des Sterblichen, warum den Glauben an Gott meinem Herz entrissen? Bin ich jetzt nicht elend — ohne Gränzen elend, schaudernd wendet sich mein Blick zum Himmel, wo für mich keine gütige Gottheit mehr wohnet — Grausame! so rief er, und Verzweiflung war in seiner Seele. Die Verführer spotteten aber des armen Felix; wie du suchst bey uns Hilfe? sagten sie: was soll uns rühren, mit dir Erbarmen zu fühlen, der, der keinen Gott kennt, achtet auch keinen Menschen, sterbe nur — unser Vergnügen ist dich ganz elend zu wissen. — O Himmel! rief Felix mit sterbender Zunge, welche Abentheuer von Menschen! ist das eure Philosophie? so weit führt der Unglaube den Sterblichen. O gütiges Wesen! wie hab ich dich verkennt, wie deine Wege verlassen können um Wölfen in Wüstenehen zu folgen, die Lämmer zerreissen. So sprach Felix — und Thränen der Reue netzten sein sterbendes Aug. Er starb — und die letzten Worte, die der sterbende

bende Jüngling noch sprach, waren diese: — O Jugend — traue dem nicht, der Gott nicht fürchtet, und kühn gegen die Gesetze des Glaubens spottet. Wenn dir dein Wohl je heilig ist, so fliehe den Freygeist — denn nichts beschränkt seine boshafte Seele. — Eigenes Interesse ist seine Gottheit, diesem opfert er alles auf — Fliehe — wenn dein Wohl dir heilig ist, fliehe — o Jugend — den Freygeist! —

Nur Gottes Liebe
Adelt die Triebe,
Und führt den Menschen zur Seligkeit.
Zum Himmel schauen,
Auf Gott vertrauen,
Ist für den Frommen Zufriedenheit.

Freudig und helle
Ist stets die Seele,
Die ohne Hochmuth aufrichtig glaubt.
Stets gleich im Glücke,
Wie im Geschicke,
Wenn ihr ein Zufall die Freuden raubt.

Sich nicht betrüben,
Menschen zu lieben,
Und selbst dem Feinde edel verzeih'n,
Das sind die Kräfte
Edler Geschäfte,
Denen der Christ sich täglich wird weih'n.

Dieses sind Werke
Heiliger Stärke,

Und

Und nur der Geist der Religion,
Giebt den Getreuen,
Die sich ihr weihen
Menschengefühle zu ihrem Lohn.

O Jüngling höre!
Was ich dich lehre,
Glaub mir, es ist dein eigenes Wohl;
Bück' dich im Staube,
Bitte und glaube,
So wie die Demuth stets glauben soll.

Wird dich beym Sterben
Der Tod entfärben,
Dann kann der Glaube dein Trost noch seyn;
Dann wird es helle,
Und unsre Seele,
Wird sich im Schooße des Ewigen freun.

Zweytes Geboth.

Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen.

Von dem Einfluße dieses Gebothes auf die menschliche Glückseligkeit.

Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen, sagt das Geboth; und wenig Menschen wissen doch, was dieses sagen will.

O liebe Brüder! wie entzückend ist der Gedanke, der in uns aufsteigt, wenn wir Gottes heilige Gebothe überlesen, und wenn wir in selben wahrnehmen, daß nur unsere Glückseligkeit, die Vorschrift des Allgütigen war, als er uns seine Gebothe gab — wie gut muß der seyn, der nichts befiehlt, als was unser Glück ist — wie gut muß der seyn, der uns so liebet, daß er dasjenige, was unser

ser Glück ist, zum Gegenstande seiner Gebothen macht. —

O Menschen, wenn ihr so in einer feyerlichen Abendstunde, wo die Sonne prächtig unsern Gesichtskreise verläßt, oder an einem Morgen, an dem sie mit Majestät ans Firmament steigt, wenn ihr; sage ich, bey so einem herrlichen Auftritt der Natur nachdenket, daß alles, was da um uns herliegt, alles, was Gottes Sonnenschein beleuchtet, und alles, was auch die Erde vor unserm Anblick verschließt, zum Menschen Wohlseyn da ist — Ach! wie muß euch werden, wenn ihr an Gott denket, der ganz die Liebe ist! —

Wir wollen ihn kennen lernen, ihn den Allvater der Menschen — und seine Gebothe sollen uns zu seiner Kenntniß führen — — Keine Philosophen, Brüder! können euch sagen, was Gott ist; ihre Widersprüche sind Beweise ihres Irrthums, ihr begränzter Verstand dringt nicht in die Geheimnisse der Ewigkeit hin — aber die Religion, Brüder! hat stärkere Gründe, geleitet von Christus Hand, nähert sich der Mensch verdeckten Wahrheiten durch den Glauben. —

Laßt nur den kurzsichtigen Philosophen, ein unthätiges Wesen, in die Stelle der Gottheit setzen, das nur für sich sorgt, sich um keinen Menschen bekümmert, laßt ihn zur Schande des Verstandes, diese abentheuerliche Geburt seines Unverstandes einen Gott nennen — wir wollen ihn bedauren — die Religion lehrt uns einen bessern kennen. Was sagt sie? —

Stellet

Stellet euch, Brüder! sagt sie, einen Augenblick vor, euer lieber Vater wäre seit eurer Geburt von Hause abwesend, ihr hättet ihn nie gekannt, und nie von ihm reden hören, aber eure liebe Mutter würde euch sagen, daß ihr einen guten Vater hättet, daß ihr es ihm zu verdanken hättet, daß ihr lebtet, daß ihr Essen und Trinken, Kleidung und Häuser, von ihm diesem guten Vater hättet, der immer in der Fremde an euch denket, und jeden Tag euch neue Beweise seiner Liebe giebt durch neue Schankungen, der immer fleißig nachfragt um euer Wohlergehen, und sich freuet, wenn ihr recht handelt. —

Saget mir, Brüder! würdet ihr nicht wünschen so einen guten Vater kennen zu lernen — freylich ja, und wenn nun unsere Mutter uns allerhand schöne und nützliche Sachen zeigte, wenn sie uns an schattigte Bäume führte, und uns sagte, alles dieses habt ihr eurem Vater zu verdanken; dieses that er zu eurer Ruhe, dieses zu eurem Vergnügen, jenes zu eurem Schutz — wie würden wir nicht begierig seyn, diesen lieben Vater zu kennen. Und wenn uns nun die Mutter einen Brief von ihm zeigte, worinn er uns einlüde, daß wir zu ihm kommen sollen, in welchem er uns aber auch die Wege vorschrieb, in welchem er uns sagte — gehet nicht durch jene Auen, durch diese reizende Gärten, es halten sich Schlangen und Räuber auf, es könnte euch unter Weges Böses begegnen — sondern folgt den Weg, den ich euch vorzeichne, und ihr werdet sicher zu mir kommen. Sagt nun, ach!

ach! wie gerne würden wir unser Haus verlassen, und in ein ganz unbekanntes Land mit vielen Beschwerlichkeiten, die wir unter Weges auszustehen hätten, hinziehen, um zu unserm Vater zu kommen.

Wer würde sich nun nicht sehnen diesen Freund zu sehen — ihn zu finden, ihm danken zu können. Dieser Vater ist Gott, die Mutter, die uns seine Güte verkündiget, die Natur; der Brief, der uns die Wege vorzeichnet zu ihm zu kommen, die Religion, und der, der uns in seine Arme führt, ist der Glaube an Christus. —

O Freunde, Brüder — Menschenkinder eines Allvaters — hört Gottes Gebothe — sie bestehen in dem: seyd glücklich. —

Ich will diese kleine Vorrede voraussetzen zur nachstehenden Geschichte.

Woldemar, oder der Mann, welcher wußte, was es heißt — du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen.

Woldemar war ein Richter, ein Mann, der nie vergaß, was das wichtige Amt sagen will: du Mensch, richtest über Menschen — er dachte täglich dem heiligen Eide nach, den er schwur, als er die Schwelle der Gerichtsstube betrat, und erinnerte sich, daß er den Allmächtigen zum Zeugen nahm, daß er Gerechtigkeit nach Gewissen und Pflicht über Menschen sprechen wollte.

Aus diesem Grundsatz war ihm jeder Streitende gleich; der Große, wie der Kleine, der

Reiche, wie der Arme. Seine Meynungen gründeten sich in Recht und Billigkeit, und er getraute sich öffentlich zu sagen, daß Menschenmord Mord seye, wenn ihn auch Könige begiengen, und daß Diebstähle, Diebstähle sind, wenn sie auch der Mann von Adel verübt. —

Viele misriethen ihm seine Offenherzigkeit, allein er, der vor den Augen des Unendlichen wandelte, sagte immer: Gottes Name muß nie entheiliget werden. Ich versprach Gott, daß ich meinem Fürsten treu seyn werde, ich versprach's Gott, und mein Versprechen zu halten fodert Pflicht — ich hab nicht geschworen, daß ich die Gerechtigkeit um Geld verkaufen will, nicht geschworen, daß ich aus Furcht für den Reichen den Armen unterdrücken will; nicht geschworen, daß meine Meynungen für Geld — oder Niederträchtigkeit feil seyn sollen. — Dieses alles habe ich nicht geschworen, und nie hätte ich auch Gott zum Zeugen solcher Abscheulichkeiten nehmen können, sondern zum Gegentheil hab ich mich verpflichtet, theuer durch Gottes Namen verpflichtet, und ich will meine Pflicht halten, so sagte Woldemar — und war ehrlich, — der Unterdrückte durfte bey ihm Zuflucht suchen, denn er schützte ihn nach seinen Kräften wider die Macht der Größern — nie entflog seinen Lippen eine Schmeicheley, er sprach ungescheut, und seine männliche Worte begleitete Wahrheit. — Er sprach nie zum König oder Fürsten, dieses oder jenes finden wir unmaßgebigste Pflicht, oder wir geben kein Maaß. — Nein, so sprach er nicht. —

nicht. — Euer Majestät, sagte er, müssen dieses oder jenes thun, ihre Pflicht fodert es. — Sie werden am großen Tage der Vergeltung Rechenschaft über die Verwaltung ihrer Länder ablegen müssen, und dann — wie werden sie sich verantworten, wenn sie ihre Gewalt misbraucht haben — nicht bloße Gnade ist's, was sie thun — sondern Regentenpflicht — sie sind Vater, und das Wohl ihrer Kinder fodert, daß sie für sie wachen — jeder ihrer Unterthanen ist ihr Kind. Der im zerlumpten Kittel so gut, als der — der ihre Ordensbänder trägt — keiner verdient ein Vorrecht auf ihre Liebe, die Ansprüche sind gleich — denn alle sind ihre Kinder — so sprach er — und am Abend beruhigte ihn sein Gewissen, und der Schutzgeist des Landes ermunterte ihn oft im sanften Traume.

Es ereignete sich einst, daß ein unglücklicher Mann, der weder Grundsätze noch Erziehung hatte, in eine Schenke kam, es war ein schwüller Tag, und der Tagwerker trank hastig sein Bier in der Hitze. — Bald strömte rascher sein Blut durch die Adern, seine Augen funkelten, sein Kopf wurde betäubt, und der Betrunkene schüttete augenblicklich die entsetzlichsten Schmähreden wider die Gottheit aus — er wurde in Verhaft gebracht. Schon untersuchte man sein Verbrechen, und das Gericht fand ihn des Todes schuldig. —

Woldemar war bestimmt das Todesurtheil dem Könige zur Unterschrift zu überbringen — und als er zum Könige kam, fieng er so an:

Wold. Hier sollen Euer Majestät ein Todesurtheil unterzeichnen, das Gericht hat einen ihrer Unterthanen wegen Gotteslästerung zum Scheiterhaufen verurtheilet. —

König. Wegen Gotteslästerungen, das ist entsetzlich! — er soll sterben. —

Wold. Verziehen Euer Majestät nur eine kleine Weile — und erlauben sie. —

König. Kann er wohl was zu seiner Vertheidigung sagen? —

Wold. Nein, gnädigster König — aber das hab ich sagen wollen, daß es mich in der Seele schmerzt, daß es so viele Gotteslästerer giebt. —

König. Gotteslästerer? wird dieses Laster so allgemein. —

Wold. Leider! Euer Majestät, sehr allgemein.

König. So muß man die schärfeste Strafen hierauf verhängen.

Wold. Wie es mein gnädigster Monarch gut finden soll; nur eine unterthänigste Frage. —

König. In wem besteht sie? —

Wold. Würden Euer Majestät diesen Menschen, von welchem hier das Todesurtheil vor ihnen liegt, wohl zum Scheiterhaufen verurtheilen, wenn der Rath hundert andere, die sich dieses Lasters in weit größerm Grade schuldig gemacht hätten — losgesprochen, oder gar nicht bestraft hätte. —

König. Nein, ich würde diesem Menschen Gnade geben — und die größere Verbrecher strafen. —

Wold.

Wold. Dieser Ausspruch ist gerecht, und der Denkart meines Königs eigen — hören sie also, gerechter Monarch! was mir die Pflicht aufträgt ihnen zu sagen. —

Sie haben in ihrem Lande eine Menge Gotteslästerer, erschrecken sie nicht über das, was ich ihnen sage — jeder ihrer Unterthanen, der ein Amt, und eine Stelle begleitet, muß den heiligsten Eid abschwören, daß er der Menschheit, dem König, und seinem Vaterlande treu seyn will. Nun großer Monarch! überdenken Sie die große Menge der Eidbrüchigen, die Sie haben, die durch Eigennutz, Habsucht oder Geldbegierde die Menschheit, den König und das Vaterland schändlich beleidigen, und sagen Sie mir, ob diese nicht Gotteslästerer sind — — ja sie sind es, denn der Richter, der um Geld die Gerechtigkeit verkauft, der Minister, der das Flehen der Unterdrückten nicht höret, hat Gott gelästert, als er den Eid seinem König schwur — Setzen Sie nun diesen elenden Menschen, den Sie verurtheilen können, an die Seite derjenigen, von denen ich hier sagte — und überdenken Sie, daß dieser Mensch ohne Grundsätze, ohne Erziehung erwachsen ist, daß er vielleicht nicht einmal wahre Begriffe von der Majestät und Hoheit des höchsten Wesens hat — und entscheiden Sie, gerechtester Monarch — wer das höchste Wesen am meisten beleidiget hat. Jeder Mensch ist ein Tempel des Ewigen, jede Thräne des Bruders ist ein Heiligthum des Menschenvaters, der, der den Elenden unterdrückt, hat mit boshaften Händen den

Tempel des Ewigen eingerissen, und der, der eine Thräne aus den Augen eines Unglücklichen gepreßt hat — hat Gottes Heiligthum gefrevelt — — Denken Sie nach, großer König! — und unterschreiben Sie dieses Urtheil. — —

Der König seufzte — Ihr habt recht, sagte er, Woldemar! vielleicht haben wir alle schon Gott gelästert — übergebt diesen Menschen in ein Erziehungshaus, und lasset ihn in der Religion unterweisen — so sprach der König — und Woldemar mit Zufriedenheit in der Seele kehrte auf seine Studierstube zurück. —

Das Geboth, du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen, ist von sehr großem Umfange. — Einige glauben, wenn sie nicht fluchen, und schelten, so sey der Sache schon wohl gethan — Aber liebe Freunde! seine Pflicht brechen, zu der man sich durch Eidschwüre verband — auch dieses ist Gotteslästerung — Gotteslästerung ist — die Religion aus den Herzen der Menschen zu verdrängen zu suchen — seinen Nebenmenschen zu verfolgen, der Gottes Tempel ist.

Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, von welcher Wichtigkeit die Eidschwüre in Staaten sind, und wie sie täglich entweiht werden. Ueber Menschenleben, und Menschengut entscheiden die Eidschwüre, und boshafte Menschen misbrauchen das Zutrauen, was der Staat in ihre Gottesfurcht setzet. —

Mir schaudert bey dem Gedanke — wenn ich mit Schrecken in die Gerichtsstuben hinsehe, wo elende Räuber Brüder-Gut durch Eidschwüre rauben. Jeder Raub ist schändlich, aber keiner schändlicher als der Raub durch Meineid; die Menschheit hat ihn mit dem schwärzesten Siegel der abscheulichsten Verbrechen gebrandmarkt. Es ist Bosheit, schwarze und abscheuliche Bosheit, das öffentliche Zutrauen auf unsere Ehrlichkeit zu misbrauchen.

Wie wenig wird die Heiligkeit, Wichtigkeit und Verbindlichkeit der Eidschwüre überdacht. Es giebt so viele, die durch einen Eid bekräftigen, daß sie die Wahrheit reden, und ihr Gewissen sagt ihnen doch, daß sie lügen — Timor verspricht durch einen Eid dem unglücklichen Silander Unterstützung, und er weis es zum voraus, daß er sein Wort nicht halten kann.

Arternor ist zweifelhaft in der Sache, und beschwört sie doch als eine Gewißheit.

Der Meineid ist eine schwere Versündigung wider Gott, wer denselben schwört, verläugnet und verspottet Gott; denn entweder glaubt er nicht an die Allwissenheit Gottes, und meynt, daß Gott so leicht wie Menschen betrogen werden könne, oder er denkt, Gott bekümmere sich nicht darum, ob man wahr oder falsch rede, es sey ihm einerley, ob jemand aufrichtig oder ein Lügner seye, oder er sey nicht so heilig und gerecht, daß er Lügen bestrafe; oder er, der Ruchlose verspottet die Güte, und Allwissenheit Gottes, er verspottet sie auf die frecheste Art, indem er den Namen Gottes misbraucht, durch selben

boshafte Lügen zu bekräftigen. Er empfindet nicht die geringste Ehrfurcht gegen die Religion, würde er sonst wohl mit einer so wichtigen Religionshandlung, als der Eid ist, ein Gespötte treiben, und sie verrichten, um dadurch die Falschheit und Bosheit seines Herzens zu verbergen.

Der Meineidige ist der ruchloseste Religionsspötter. Er ist so tollkühn Gottes Gerechtigkeit zu zeitlichen und ewigen Strafen wider sich aufzufodern, er scheut sich nicht, die frecheste Vermessenheit zu begehen.

Gott dem Herrn und Richter der Menschen unter feyerlichen Umständen sich darstellen, ihn zum Beförderer und Freund der Lügen machen zu wollen, welche Vermessenheit! —

Die Räuber.

Gegen Sudwest lebte ein Bauer auf einem Dorfe, der in Kriegszeiten einem benachbarten Wirth etwelche hundert Gulden aufzuheben gab, und ihn ersuchte, wenn er einsmal nicht mehr leben sollte, diese Summe seinen armen Kindern wieder zurück zu stellen. Der Wirth versicherte ihm sein Begehren, und schwur einen Eid. —

Die Kriegsunruhen waren vorüber, und der Bauer gieng zum Wirth, und ersuchte ihn um sein Geld, allein der Wirth wollte von der Sache nichts mehr wissen. Er läugnete ihm keck die empfangene Gelder ab. —

Grau-

Grausamer Mann, sagte der Bauer, ich habe freylich keine Beweise — als deine Ehrlichkeit — aber denke doch, du hast mir geschworen, hast den Allmächtigen, der alles sieht, zum Zeugen angerufen; erinnere dich und sey nicht meineidig. —

Der Wirth lachte über des Bauerns Zureden, und jagte ihn zur Thüre hinaus.

Der arme Mann kehrte mit bedrängter Seele zu seinen Kindern zurück, und Thränen benetzten seine Wangen.

Es ereignete sich aber bald, daß der Wirth, der ein geldgieriger Mann war, mit einigen Strassenräubern eine Bekanntschaft suchte. Er hatte im Sinne ein Raubnest aus seiner Wirtshütte zu machen und warb daher die liederlichsten Menschen an.

Schon hatte er mehr als dreyßig liederliche Kerls auf seiner Liste, von welchen er den Anführer machen wollte. — Der Tag war bestimmt, an welchem die Sache sollte vollkommen ausgemacht werden. — In einem Wald unweit eines kleinen Dörfleins trafen sie später Nachtszeit zusammen. —

Nun: fieng einer unter ihnen an, sind wir hier — der Wirth will unser Anführer seyn, es ist daher nöthig, daß wir ihn, und er uns kennen lerne — es soll also heut unser erstes Gesetz seyn, daß jeder seine Bubenstücke, die er verübt hat, erzählen soll. — Der Vorschlag gefiel der Rotte, und einer nach dem andern fieng an seine Schandthaten auszukramen.

Die Reihe kam nun an Wirth. Du schrien einige — du wirst hoffentlich solche Stücke haben,

 die

die dich würdig machen unser Anführer zu seyn. — Ihr werdet es hören, antwortete der Wirth, und fieng zu erzählen an. Unter mehr denn hundert boshaften Bubenstücken erzählte er, wie er dem armen Bauern durch einen falschen Eid sein hinterlegtes Geld abgeläugnet hätte, und — nicht wahr Brüder, das ist so etwas, setzte er hinzu. — Allein, tiefes Stillschweigen herrschte unter der Rotte — auf einmal trat einer von den fürchterlichsten Kerln mit schwarzgelbem Gesicht, und einem schwarzen Knebelbart in die Mitte — nahm den Wirth bey dem Hals und warf ihn zu Boden. — Spitzbub! schrie er, du bist nicht einmal werth unter einer Räuberbande mehr zu seyn — Elender — bey uns ist es nöthig sein Wort zu halten, und nie wirst du dieses thun können, wenn du deinen Eid nicht haltest — Unmensch — ich weis auch, was in der Welt thunlich, und nicht thunlich ist, hab manche grobe That verübt, aber nie einen Wehrlosen, oder ein ohnmächtiges Weib oder Kind, oder einen alten Greisen beleidiget, oder durch Heucheley einem Menschen was abgestohlen — was ich hab, hab ich meinen Kräften zu verdanken. Du bist eine Memme — aufgelegt heut mit uns zu stehlen, und morgen uns zu verrathen — man soll dich zu Koth treten — du Talgseele du. — So sprach der Räuber, und alle gaben ihm Beyfall. — Sie giengen hin, und plünderten dem Wirth sein ganzes Haus aus, stellten dem armen Bauern sein Geld zurück, das er dem Wirth aufzubehalten gab, und hängten den Wirth, als ein selbst unter Strassenräubern

untaug-

untaugliches Geschöpf, zum Fenster hinaus — und bewiesen —

Wie sehr der größte Bösewicht die Heiligkeit der Schwüre fühlt — und daß nicht einmal eine Räubersrotte ohne Treu und Glauben bestehen kann. —

* * *

Schwarze Bosheit muß im Herzen
Solcher bösen Menschen seyn,
Die mit Eid und Schwüren scherzen,
Und das Heiligste entweih'n.

Heuchler sind es, die uns tödten,
Durch den Schein der Heiligkeit;
Die noch gar zum Himmel bethen,
Bey der That der Grausamkeit.

Räuber will ich ehrlich nennen,
Gegen den, der Eide bricht:
Die Natur mit Mord versöhnen,
Und die Finsterniß mit Licht.

Wie kann sich die Menschheit schützen!
Wie erschröcklich wird die Welt,
Wenn die stärkste aller Stützen,
Wenn die Treu der Menschen fällt.

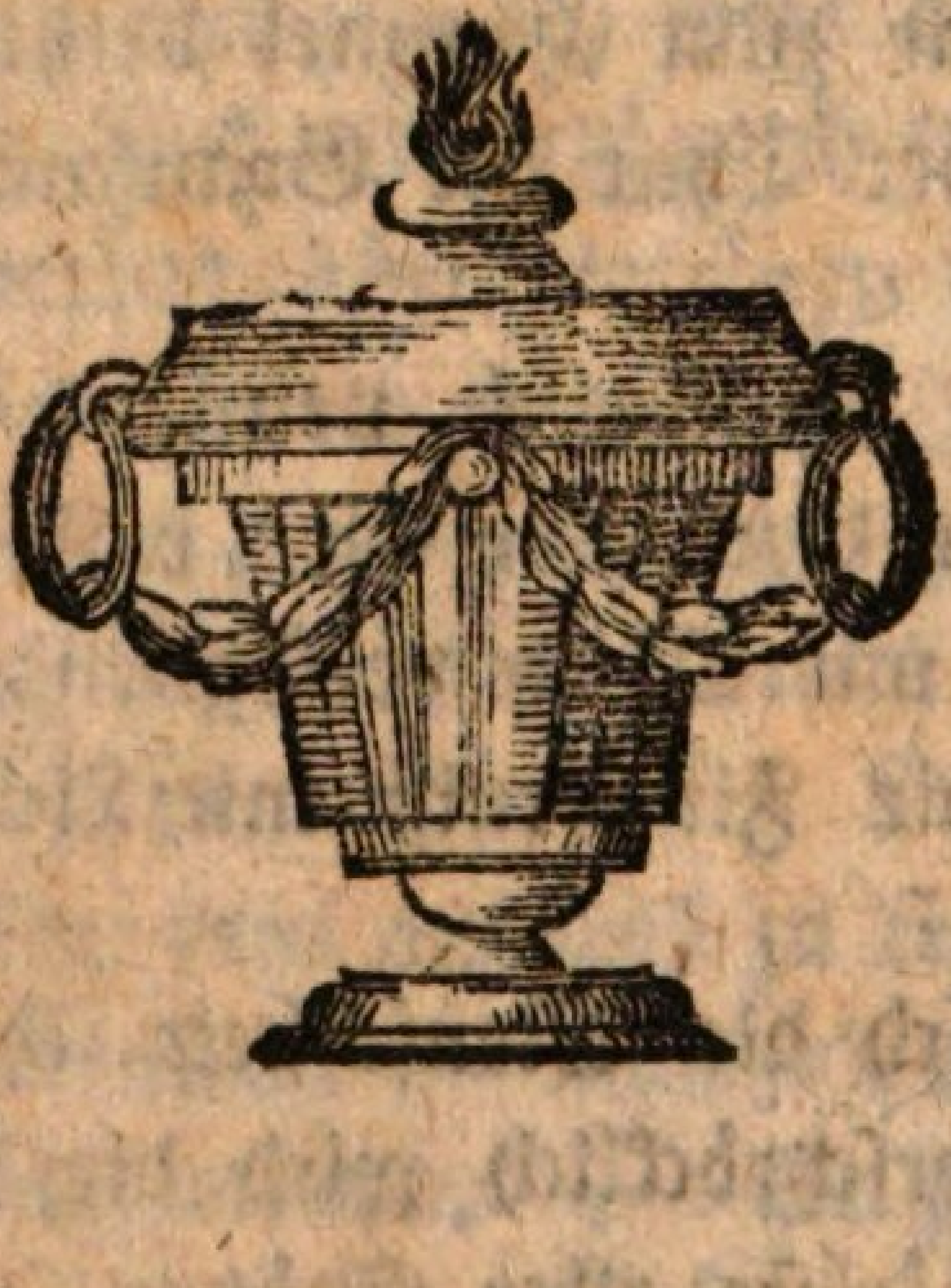
Wenn der schwarzen Bosheit Knechte
Treu und Glauben kühn entweih'n:

Wer

Wer schützt denn der Menschheit Rechte,
Und wo wird man sicher seyn?

Ja selbst wanken schon die Thronen,
Der, der keine Gottheit scheut,
Der wird keinen König schonen,
Nichts für ihn ist Heiligkeit.

Ach Monarchen — Menschenväter,
Schützet die Religion;
Seyd der Unterdrückten Retter,
Und befestigt euren Thron.



Drittes Geboth.
Du sollst die Feyertäge heiligen.

Von dem Einfluße dieses Gebothes auf die Glückseligkeit der Menschen.

Sehr wenig Menschen bedenken den wichtigen Einfluß, den dieses Geboth auf die menschliche Glückseligkeit hat. Du sollst den Feyertag heiligen: Was will wohl das sagen?

Feyertag — heißt ein Tag, in dem der Mensch von der Arbeit ausruht; feyern heißt also ausruhen — ja, so denken viele — viele, die in dem Müssiggange leben, und jeden Tag durch ihre Faulheit zum Feyertage umschaffen. Aber liebe Brüder! laßt uns nicht vergessen, daß das Geboth nicht heißt: du sollst am Feyertage faullenzen, sondern es heißt: du sollst den Feyertag heiligen. Heiligen, dieses ist das wichtige Wort, über welches der Christ

nach-

nachdenken soll. — Was heißt heiligen? — dieses ist die Frage.

Den Feyertag heiligen, heißt: den Tag, den Gott, oder die Kirche zur Verehrung bestimmt hat, würdig zubringen; und würdig zubringen heißt, die Werke der Allmacht und die Bestimmung des Menschen überdenken — überdenken, was unsre Pflicht gegen Gott, gegen den Nebenmenschen und gegen uns selbst ist: was der Glaube von uns begehrt, und was das Glück des Staates und der Welt von guten Menschen fodert: dieses überdenken, dieses werkthätig in Ausübung bringen, heißt heiligen. — Wie viele Feyertäge werden wohl geheiliget?

Simon heiligte den Feyertag.

Simon war ein Bauer; er lebte in einem Dorfe in Niederland, und hatte den Ruf, daß er ein braver Mann wäre. — In seinem Hause lebte er ganz ordentlich, er hatte mit keinem Nachbarn eine Feindschaft — seine Felder waren am beßten gepflügt, seine Bäume trugen das beßte Obst, und seine Scheune füllte das schönste Korn. — Woher mag es wohl kommen, sagten einige, daß Simon so glücklich ist. — Es ist Gottes Segen in seinem Hause, erwiederte ein anderer, denn der Mann lebt fromm — weißt du was, Nachbar! sagte Hainz zu Hansen, wir wollen hin zu Simon gehen, und er soll uns lehren, wie er Gottes Segen erworben hat. — Die Männer sagten es, und sie giengen hin, es war an einem Feyertag. — Simon

mon hatte sein Weib und seine Kinder, seine Knechte und Dirnen, und seine Brüder um sich — und las ihnen verschiedenes vor. — Er war nicht im Hause — in der Stube, nein, in einem Kornfelde saß er, unter schönen Kirschenbäumen — da, wo es schön und angenehm ist, da Kinder, sagte er, ist es gut über Gottes Allmacht nachzudenken. — Als Simon Hansen und Hainzen kommen sah, so stunde er auf und grüßte sie freundlich — guten Tag, sagte er, liebe Nachbarn! — Dank! Simon, erwiederten Hainz und Hans — nehmet nicht übel, daß wir zu euch kommen: wir wissen, daß euch Gott lieb hat, weil er euch in allen segnet, wir möchten daher von euch auch lernen, wie man Gottes Segen verdienen könnte. — Simon umarmte die Nachbarn — Brüder! sagte er, Gottes Güte ist über alles. Wenn euch meine Lebensart gefällt, so ist es mir Freude, wenn ihr euch mit mir bemühen wolltet — auf dem Wege der Tugend fortzugehen — viele sind allzeit besser als wenige — ihr sehet meine Fehler, ich die eurige: wir wollen uns denn gegenseitig verbessern — aber laßt es gut seyn, und setzt euch — ich lese hier eben ein gar schönes Kapitel von der Arbeitsamkeit, wollt ihr wohl zuhören? — Was ist denn dieses für ein Buch — sagte Hans — Es ist für den Bürger und für den Landmann geschrieben, erwiederte Simon, der Autor ist Feddersen, und ist Domprediger in Braunschweig — ein herrlicher Mann — hat schon viel Gutes geschrieben. — Sehet, Nachbarn! fuhr Simon fort, ihr müsset vor allem gute Bücher

kennen

kennen lernen: denn ihr glaubt's nicht, was das Schönes ist, wenn man einmal so in's Lesen kömmt, man legt nie so ein Buch weg, ohne daß man nicht etwas besser geworden ist, und das ist ja doch schon Trost, Nachbarn! — Damit ihr nun dieses Buch, welches christliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann betitelt ist, kennen lernt, so will ich euch eine Stelle vorlesen. — Simon schwieg und alles setzte sich um ihn her, und er fieng so zu lesen an.

Arbeitsamkeit.

Alles Gute, das ein Christ thut, muß er aus Liebe zu seinem Gott und Erlöser thun; weil er es dann bereitwillig und mit Lust thut, auch allzeit, es mag ihm leicht oder schwer zu thun werden; auch mit Sorgfalt, es ganz nach dem Willen Gottes zu thun. So muß er nun auch aus dankbarer Liebe zu Gott arbeitsam und fleißig in seinem Berufe seyn. Das Verlangen seine Gesetze zu vollbringen, und nach dem Vorbilde Jesu unermüdet zum Nutzen der Menschen zu wirken, muß ihn auch bey den mühsamen Geschäften im Fleiße erhalten.

Wenn daher jemand nur in seinem Christenthume wohl unterrichtet, und ein wahrhaftig frommer Mensch ist, so wird er es auch gewiß an Arbeitsamkeit und treuem Fleiße im zeitlichen Berufe nie fehlen lassen.

Liebe

Liebe Mitchristen! wie ihr diese große Tugend gottgefällig ausüben müßt, und so, daß für euch und andere Leute der größte Nutzen daraus entsteht, will ich euch erst sagen. Da giebt es manche Leute, die immer geschäftig sind, und wohl gar klagen, sie hätten so viel zu thun, daß sie keine Stunde übrig hätten, in die Kirche zu gehen, kranke Freunde zu besuchen, an den Zustand ihrer Seele und die Ewigkeit zu denken, und sie sind doch geschäftige Müssiggänger, weil sie gar nichts nützliches thun, oder doch weit nützlichere Dinge vornehmen könnten; ihre Berufsgeschäfte versäumen und Nebensachen treiben.

Nur diejenigen sind arbeitsame Leute, die alle diejenigen Arbeiten, welche ihr irdischer Beruf erfodert, und durch welche sie ihrem Nebenmenschen nützlich werden, mit Bereitwilligkeit und Vergnügen, mit Bedacht, anhaltendem Fleiß und unverletzter Gewissenhaftigkeit verrichten.

Wer mit Trägheit, Zwang und Unwillen seine Berufsgeschäfte thut, versäumt sie, so oft er kann, und niemals thut er sie recht. Ein redlicher Arbeiter thut das Seinige allezeit, ohne daß er dazu darf angetrieben werden, mit willigem Gemüthe. Es ist sein größtes Vergnügen, und er erkennt es mit Dank als eine Wohlthat Gottes, daß er Kräfte, Gelegenheit und Ermunterung zur Arbeit hat. Wird sie ihm auch sehr schwer, vermehrt sie sich, und braucht sie große Anstrengung seiner Kräfte, nie wird er darüber gegen Gott und Menschen murren, oder sie mit Verdruß und Widerwillen thun.

Gern thut er in seinem Stande, so viel ihm nur möglich ist, nicht nur die Geschäfte, wozu er durch die Gesetze kann gezwungen werden; sondern wo er seinem Nebenmenschen nützlich werden kann, da thut er freylich ein Uebriges.

Wer mit Lust arbeitet, schiebt seine Arbeiten nicht auf, was er heute thun kann, verspart er nicht auf Morgen, weil der kommende Tag auch immer seine eignen Arbeiten hat. Aber wie Christen in ihrem Berufe nicht nachläßig seyn, sondern darinn alles unverzüglich, so geschwind als immer möglich, ausrichten müssen, so ist auch ihre Schuldigkeit: mit Bedacht zu arbeiten; denn durch Unvorsichtigkeit und Uebereilung verderbt man die beßten Sachen — macht oft sich und andere unglücklich. Darum ist es eine weise Erinnerung Salomons: wer allzu jach ist, wird mangeln, wer ohne Ueberlegung mit unstätem und flatterhaftem Sinne seine Geschäfte treibt, wird manchen Schaden und Verlurst erfahren. Spr. Salom. 21, 5.

Allgemeine nützliche Regeln zur Vorsichtigkeit bey der Arbeit sind folgende, die nun jeder nach seiner Lebensart und Handthierung anwenden muß.

Thue nichts, wodurch der gute Fortgang deiner Geschäfte aufgehalten, und der Nutzen derselben gestört wird. Thue alles, wodurch der Fortgang deiner Geschäfte erleichtert, und ihr Nutzen vergrößert wird. Denke selbst nach über die kürzeste und vortheilhafteste Art, deine Arbeit recht gut auszurichten; suche sie von Geschicktern zu lernen, frage Klügere um Rath, und hast du Gele-

genheit,

genheit, so lies nützliche Bücher von der Kunst, Lebensart und Handthierung, die du treibst; sey ja nicht zu eigensinnig und zu stolz, die Vortheile zu benutzen, die andere erfunden haben. Verrichte deine Arbeiten in der rechten Ordnung. Die Zeit ist die köstlichste Gabe Gottes, gehe ja sparsam und haushälterisch mit derselben um. Theile sie klüglich ein, und laß keine von den Stunden und Tagen verloren gehen, die du zu diesen oder jenen Arbeiten angesetzt hast. Thue jede derselben zu rechter Zeit. Was im Frühling und Sommer geschehen muß, geschehe im Frühling und Sommer: eben so im Herbst und Winter, was darinn nöthig ist. Arbeiten, wozu Munterkeit und Tageslicht erfodert wird, verrichte am Morgen und bey Tage; am Abend nimm vor, wozu du der Sonnen-Licht entbehren kannst. Der weise Salomo sagt: Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Ein Jegliches Vornehmen hat seine Zeit und Weise. Pred. 3, 1. 8, 6.

Wenn du nach deiner Christenpflicht mit Ernst und Anstrengung deiner Kräfte arbeitest, so hüte dich auch dabey vor aller Unbedachtsamkeit mit Vermessenheit, daß du nicht Arbeiten übernimmst, die über deine Kräfte sind, daß du bey denselben deine Gesundheit nicht muthwillig verletzest, und dich nicht ohne Noth unbesonnen in Gefahr giebst. — Eine wichtige Regel der Vorsichtigkeit für Leute, die schwere Lasten tragen, heben und ziehen müssen, die auf dem Wasser, in den Tiefen der Erde, beym

Häuserbau, auf Dächern und Thurmspitzen, auf Reisen und bey ansteckenden Krankheiten ihr Brod verdienen.

* * *

Es ist nicht genug, daß einer seine Berufsgeschäfte mit Ernst anfange, er muß sie auch mit anhaltendem Fleiße fortsetzen und zum Ende bringen. Wer flatterhaft und veränderlich dabey ist, thut sie nicht recht und ganz. Er eilt darüber weg, mit Unlust und Sorglosigkeit treibt er sie, oder läßt sie gar liegen. Er denkt nicht daran, ob er sich und andern dadurch schade oder nütze. Er fällt von einer Sache auf die andere, und keine gelingt ihm daher. Nichts bringt er zum guten Ende, weil er heute dieses will, und Morgen wieder etwas anders. Aus einem solchen Flattersinn entsteht im Land- und Hauswesen, in allen Handthierungen und Nahrungsarten großer Verdruß und Schade.

Der Christ sucht endlich bey allen seinen Arbeiten ein gutes Gewissen gegen Gott und seinen Nächsten zu bewahren. Denn er verrichtet sie im Andenken an Gottes Allwissenheit und Allgegenwart, er sagt es sich oft: "Es ist der Wille Gottes, daß ich in meinem Beruf fleißig und rechtschaffen seyn soll, Gott hat Wohlgefallen an der Berufstreue: Ich soll Gutes thun, und nicht müde werden, immer nach größerer Vollkommenheit in allem, was ich thue, zu streben. Mein Erlöser Jesus hat es mir versprochen, und was er, Gottessohn, zusagt, das hält er gewiß, ich soll von ihm einen großen Gnadenlohn empfangen,

wenn

"wenn ich immer ein frommer, getreuer Knecht
"in meinem Berufe gewesen bin."

Bey solchen Gedanken, wenn sie recht aus dem Herzen kommen, kann es nicht fehlen, ein Mensch muß mit gehöriger Treue und Gewissenhaftigkeit seine Berufsarbeiten thun. Darum empfehle ich diese christliche Gedanken euch Künstlern und Handwerkern, euch Bedienten, Knechten und Mägden, euch Taglöhnern, wie auch euch allen Hausvätern und Hausmüttern, die ihr zum Beßten eurer Kinder und Familien, beydes zu Hause und auf dem Felde arbeiten müsset; — ich empfehle sie euch zur Erinnerung und Befolgung, dann werdet ihr gewiß nie durch Nachläßigkeit und Sorglosigkeit in euren Berufsgeschäften, euer Christenthum verläugnen. Ihr werdet euch nicht einbilden, es komme gar nichts darauf an, ob man sie schlecht oder gut, zum Schein oder in der That, übereilt oder sorgfältig ausrichte; sondern ihr werdet allen Fleiß anwenden, einer jeden Arbeit die Dauer, Güte, Vollständigkeit und Nutzbarkeit zu geben, die euch nur möglich ist. Ihr werdet euch dabey keine Mühe und Beschwerden verdrießen lassen. Wenn Menschen auch eure Dienst- und Arbeitstreue nicht erkennen, wenn sie euch dieselbe zu geringe, oder gar mit Undank vergelten, so werdet ihr darum gar nicht nachläßig, sorglos und untreu in derselben werden. Der Glaube: Mein Gott und Erlöser fodert sie von mir — er kennet sie, er sieht sie mit Wohlgefallen; er belohnt sie, wird euch ermuntern, jedes Geschäfte eures Berufs,

nach eurem Vermögen, gut und gewissenhaft zu vollenden. — —

Hier hörte Simon zu lesen auf — und alle saßen in tiefer Aufmerksamkeit um ihn her, endlich fieng er an: was deucht euch, Brüder! von dem Manne, von welchem ich euch einige Stellen vorlas, ist nicht Wahrheit in seinen Worten? Ja Brüder! wir haben ein Gesetz in unsrer Seele, welches uns verpflichtet mit Mühe und Arbeit unser Leben durchzubringen, aber wer es genau erfüllet, bey dem verwandelt sich die Arbeit in eine höchst angenehme Wohllust, und die Mühe in eine süße Zufriedenheit der Seele. Höret nur, Nachbarn! — ist es denn nicht eine Freude, wenn wir des Abends müde von dem Pfluge oder gar von der Egge zurückkehren, unsre Kinder uns entgegen kommen sehen, und bey uns denken, daß wir nun für Erhaltung dieser Unschuldigen gepflügt haben. — Ah! mir wird allzeit so wohl ums Herz, daß ich es euch nicht sagen kann — und wenn ich denn unter einem Baume am kühlen Abend in Ruhe sitze — so flistert mir etwas so ein stilles Vergnügen zu, das ich euch nicht sagen kann; mir ist, als sagte mir etwas: Simon! die beschwerlichen Tage deines Lebens werden einst sich enden, und dort, dort, jenseits der Grube wirst du ausruhen in den Armen deines Schöpfers. Liebe Nachbarn! diese Stimme ist Labsal für meinen Geist, aber noch was muß ich sagen, Brüder! der Mensch, der auf eine sündliche und unrechtmäßige Art sein Brod erwirbt, sich vom Spiel, liederlicher Gesellschaft oder Possen-

machen ernährt, ist auch ein Faullenzer. Hütet euch also von der Spielsucht, von Karten und Würfeln, unanständigem Einsetzen in Lotterien, solche Unbesonnenheiten haben manchen begüterten Landmann um Haus und Hof gebracht, und manchen Bürger, der reiche Nahrung hatte, in Bettelstab gestürzt. Die Sonn- und Festtäge, Brüder! in welchen wir von unsern Berufsarbeiten frey sind, wollen wir nie mit Schwelgen und Schreyen zubringen, wir wollen für unsere Seele arbeiten, ein gutes Buch lesen, und überdenken, was uns Gott die ganze Woche über Gutes that, so sagte Simon. — Hierauf erhob er sich von dem grünen Hügel, an dem er saß, und umarmte Hainzen und Hansen, Nachbarn! fieng er an, es wird Abend, vor die Sonne unsere Erde verläßt, wollen wir noch Gott ein Dankopfer bringen, und diesen feyerlichen Tag beschliessen. Kommt mit mir, dort ins Wäldchen hin, wo der schöne Hügel steht, dort hab ich meinen Hausaltar errichtet. — Der Alte gieng, und alle folgten ihm nach. Nun kam Simon in das Wäldchen, das war ausnehmend schön, Bäume von verschiedener Grüne umschatteten einen angenehmen Hügel, der mit verschiedenen Blumen überdeckt war. — Von der Höhe des Hügels sah man das Dorf in der schönsten Entfernung liegen, zu rechter Seite flossen rauschende Bäche durch die Wiesen dahin. Links waren Felder, und am Ende des Gesichtskreises hohe Gebürge, die wie eine Schlußscene die Gegend verherrlichten, in der Mitte des Hügels stund ein Altar, aus Felsensteinen

 und

und frischen Rasen errichtet, und mit Blumenkränzen geziert, der Abendstern war schon am Himmel, und die untergehende Sonne warf ihre Strahlen schief auf die Hütte des Landmanns.

Hier ist der Tempel, rief Simon auf, den ich dem Ewigen mit eigenen Händen gebaut habe. — Seht! sein Gewölb ist der Himmel — seine Wände sind die Herrlichkeiten der Natur, kein Gold und Silber glänzt auf dieser Stätte, denn ich bin arm, und kann dem Allgütigen nichts zum Opfer bringen, als ein gutes Herz, und unschuldige Sitten. — Hier meine liebe Nachbarn! versammle ich mich oft mit meiner Familie — hier, denn die Pfarrkirche, wie ihr wißt, ist stundeweit von unserm Dorfe entfernt, hier Nachbarn! hebe ich meine Augen zu dem Schöpfer empor, und bald verkündigt mir ein reiner und heiterer Himmel die Güte des Ewigen, bald schildern finstere Wolken, die sich in Strömen ergießen, mir die Finsternisse des Lebens, und erklären mir, daß diese traurige Erde bloß ein Ort des Elendes und der Prüfung seye. Der Donner, den ich hier fürchterlich höre, predigt mir — wie Gott die Sünde hasse, und die wieder ruhige Luft, die den entflammten Blitzen folgt, belehrt mich, wie eine reuige Demüthigung seine rächende Hand entwaffnet, und den büssenden Sünder wieder aufnimmt. Wenn der Hauch des Frühlings die reine Luft des Lebens wie einen balsamischen Strom herabträufeln läßt, so drückt mir dieser Auftritt der Natur die tröstliche Wahrheit ein, daß die Schätze der göttlichen Güte uner-

schöpflich

schöpflich sind. — Wenn endlich der rauhe Nordwind die Bäume entblättert, wenn die Kälte die Bäche in Fesseln legt, und die überschneyte Fläche, wie ein Schneegebürge sich darstellt, da denke ich an die Verwesung im Grabe, und die Hoffnung des Frühlings erinnert mich der Auferstehung zum ewigen Leben. — — Hier, liebe Nachbarn! mache ich fromme Entschlüsse der Besserung meines Lebens. — Hier vergieb ich meinen Feinden — und bethe Segen vom Himmel, und ihre Verzeihung herab. — So sprach Simon, und Thränen flossen aus den Augen der Zuhörenden. — Düstere Stille herrschte in dem Hayn, und verkündigte, daß Menschenherzen den Ewigen anbetheten. So wie diese Menschen hier betheten, so war Abels Gebeth, als er dem Ewigen opferte mit Unschuld im Herzen.

Das angenehme Gesang der Nachtigallen, und der Feldlerchen verherrlichten diese Scene, — und die unschuldige Stimme von Simons Kindern war ländliche Musik. — Freylich erschollen da im Hayne keine hüpfende Töne, keine Sänger sangen der Gottheit Lieder, die sie nicht fühlten. — Niemand kam hier während der Andacht herein, oder lief hinaus, kein grober Kirchenvogt, oder ungestümme Bettler, unterbrach die Andacht der Bethenden, alle Anwesende waren von einer heiligen Ehrfurcht durchdrungen — und lagen auf den Knien mit dem Gesichte zur Erde gebeugt. — Mitten unter diesem Stillschweigen bemächtigte sich ihrer ein heiliger Schauer, es schien, als ob die

Gottheit unter diese Redliche herabgestiegen wäre, und alles mit ihrer Gegenwart erfüllte. — Das Dankopfer des Herzens war vorbey, die guten Bauersleute stunden auf, umarmten sich gegenseitig, und versprachen sich brüderlich zu lieben, denn saß man sich nochmal zusammen, und forschte den Unglücklichen und den Bedürftigen nach, die im Dorfe waren, und schlug Mittel vor, wie man ihren Bedürfnissen abhelfen könnte.

Paul ist krank, hieß es, er kann seine Felder nicht pflügen, und ist Armuth halber nicht im Stande sich einen Knecht zu halten — Gut — mein Sohn soll so lang seine Felder pflügen, und sein Hauswesen besorgen, bis er wieder gesund ist.

Käthe liegt im Kindsbette, sie hat eine alte Mutter, die nun ohne Pflege ist, meine Tochter Katharinchen soll Morgen hingehen, und ihr auswarten.

Veit hatte das Unglück ein Pferd und eine Kuh heuer zu verlieren, er ist ohne Saamgetreid, kann nicht anbauen — wir wollen zusammen legen, und ihm so viel Getreid geben, als er nothwendig hat. —

Franz will sich von seinem Weib scheiden lassen, das wäre nichts, wir wollen alles mögliche thun, sie wieder zu vereinen. —

Sylvest hat seinen Sohn verloren, wir wollen ihn zu uns bitten, und alles mögliche thun, um ihm seinen Schmerzen zu versüssen.

Hannchen möchte sich gerne mit dem redlichen Fritz verheurathen, wir wollen uns bey der Herrschaft für sie verwenden. —

Niklas,

Niklas, dem sein Haus abgebrannt ist, hat Leute zum Bau nöthig, wir wollen ihm unsere kleine Buben, die ohnehin nichts zu thun haben, zum Steintragen leihen.

Bartel hat einen ungehorsamen Sohn, wir wollen sehen, daß wir ihn auf bessere Wege führen. —

Anna ist arm, und kann ihren Kindern nichts lernen lassen, wir wollen sie auf unsere Kösten in die Schule schicken.

Dergleichen Entschlüsse wurden ausgemacht — und so heiligte Simon den Tag des Herrn.

Silvan,
ein Gemälde eines guten Landpfarrers.

Silvan, der Mann, der ganz simpel gekleidet ist, dessen Gang und Blick weder Stolz noch eine gezwungene Bescheidenheit ankündigen, dieser ist unser Pfarrer. Sein Leben ist das Leben eines Heiligen, Nüchternheit ist seine Tugend, Sanftmuth adelt seine Gemüthsart, und Menschenliebe seine Seele, sein Einkommen fließt fast ganz in den Schooß des Armen, ehe er seine Wohlthaten ausbreitet, erkundigt er sich nicht zuvor, ob ein Mensch seiner eigenen besondern Meynung zugethan seye, es ist ihm genug, daß er ein Mensch ist. — Er ist nicht für sich eingenommen, nicht fanatisch, nicht hartnäckig, nicht verfolgerisch: er misbraucht nie sein heiliges Ansehen.

Sein immer heiteres Auge ist ein Bild seiner sanften, gleichmüthigen, immer ruhigen Seele, die

bloß

bloß ihren Eifer, ihre Thätigkeit in der Ausübung des Guten äussert, er sagt oft zu denen, die ihm begegnen: Meine Freunde! Liebe (wie der heilige Paulus sagt) ist die Grundfeste des Glaubens. Seyd wohlthätig, und ihr habt das Gesetz erfüllt, führet euren Nächsten zurecht, wenn er sich verirret, aber ohne Stolz, ohne Bitterkeit, verfolgt Niemanden seines Glaubens wegen, und hütet euch, euch in eurem Herzen, demjenigen vorzuziehen, den ihr einen Fehler begehen sehet, den Morgen werdet ihr vielleicht schuldiger seyn, als er, lehret bloß durch euren Wandel und Beyspiel. Haltet den nicht für euren Feind, der anderst denkt, als ihr, der Fanatismus hat schon in seiner grausamen Hartnäckigkeit nur zu viel übels gestiftet, erinnert euch des Beyspiels Christi, der ganz Liebe war. — Wir sind alle Gottes Kinder auf diesem Erdboden — wir sind alle Menschen — hütet euch also vor dem Verfolgungsgeiste, dieses Ungeheuer scheint anfänglich dem menschlichen Stolz zu schmeicheln, und die Seele, die ihm einen Zutritt vergönnt, zu erweitern, aber bald nimmt es seine Zuflucht zum Betrug, zur Treulosigkeit, zur Grausamkeit, es tritt alle Tugenden mit Füßen, und wird die grausamste Geisel der Menschheit; so spricht er, der Würdigste der Männer, und so handelt er.

Er besucht keine Schenke, und speist selten über Mittag aus, sein gewöhnlicher Gang ist zu seiner Herrschaft, oder zum Verwalter des Orts, wo sie von den Armen, den Nothleidenden, der Wittwe und den Waisen sprechen, und wo die Rede

ist,

ist, wie man ihnen ihren Kummer erleichtern kann, dieses ist das Interesse, das sie zusammenführt.

Niemals wird er mit seinen Pfarrkindern Processe, oder Uneinigkeit haben, seine Absicht ist, sich nicht auf ihre Unkösten zu bereichern, sondern viele Menschen glücklich zu machen.

Wenn er auf der Kanzel steht, so ist seine Stellung würdig des Mannes, der Gottes Wort verkündigt, die Ermahnung an seine Heerde ist simpel, natürlich, mehr durch die Sache, als durch den Stil beredt.

Er spricht bloß von Gott, um ihn liebenswürdig zu machen; vom Menschen, um ihn zur Demuth, Sanftmuth und Geduld zu ermuntern. — Er bemüht sich nicht den Witz reden zu lassen, wenn das Herz sprechen soll. Er ist ein Vater, der sich mit seinen Kindern um die Wahl ihres Glückes unterhält. —

Alles hört ihm mit Vergnügen zu, denn die Lehre fließt aus dem Munde eines vollkommenen und rechtschaffenen Mannes.

Dem Volke wird die Zeit nicht lange bey seiner Rede; denn sie bestehet weder in Declamationen, noch weitläuftigen Schilderungen, noch unverständigen Textplündereyen, noch gesuchten Figuren, am wenigsten aber in abgerissenen Stellen aus Dichtern — oder Zusammenstoplungen aus alten Predigern, seine Grundsätze fußen sich in der Moral, nicht in bloßen Citationen, sondern in Ueberzeugung und im Herzen. Es sind nicht bloße Worte,

te, die er vorbringt, sondern unwidersprechliche Wahrheiten, die das Herz dahin reißen.

Er schmäht und poltert nicht auf der Kanzel, sondern er beweiset — er sucht dem Sünder deutliche Begriffe seiner unglücklichen Lage beyzubringen — er zeigt ihm die Güte seines Schöpfers — der alle Gesetze zu unserm Wohl gab, und er sucht von Seiten der Liebe, das verirrte Schaf wieder zu seinem Hirten zu bringen. Er spricht von der Sünde: und Thränen fließen, er spricht von Gott, und Herzen glühen — er redet von dem Nebenmenschen, und Feinde eilen hin sich zu versöhnen, Brüder sich zu umarmen und zu unterstützen.

Die Gegenstände seiner Predigten sind nie bloße philosophische Sätze, oder Controversen — nein — er spricht über alltägliche Auftritte des Lebens, über häusliche Gegenstände, über Glück und Unglück — über Freuden und Leiden — heut erklärt er die Pflichten eines guten Bürgers — Morgen die Pflichten eines Gattens — des Vaters, des Erziehers, nun sprach er von den Pflichten gegen den Fürsten, und jetzt von den Pflichten gegen den Staat.

Seine Reden waren so beschaffen, daß sie nicht nur bloße kalte Betrachtungen waren, nein man wurde bis zur Begeisterung durch sie gerührt, und nicht nur der Verstand allein, sondern auch das Herz fieng an mit seinen Bewegungen ein Christ zu seyn.

Er besitzt, seine Handlungen beweisen es, eine ungeheuchelte, eifrige und leuchtende Frömmigkeit, eine Frömmigkeit, die ihren ersten Grund in

einer starken und gewissen Ueberzeugung von der Wahrheit und der Göttlichkeit der Religion hat. Er glaubt nicht bloß auf Erziehung und Gewohnheit, er hat die Beweise und Zeugnisse, welche das Christenthum allen widersprechlichen Zweifeln und Einwürfen unüberwindlich machen, selbst untersucht, seine Frömmigkeit ist nicht bloß Tugend seines Alters, die mehr die Sinnen desselben, als die Seele selbst verschönert, sie ist keine verspätete Gottesfurcht, an welcher der Wohlstand, und die Zeit mehr Antheil hat, als die Macht der Religion, er ärnte in dem Herbst und Winter seines Lebens ein, wo er schon im Frühjahre ausgestreut hat.

Mit dem, was er sich erspart hat, stiftet er mit guten und unwiderruflichen Einkünften eine Schule im Dorfe, und dieses ist ein ewiges Zeugniß, mit welchem Eifer er die gute Sache zu befördern suchte. — Eine Wohlthat, die unvergänglich ist, und mehr als einer Nachwelt erwiesen wird. —

Dreymal selig die Gegend, in der so ein Hirt ist.

Vergebens schmückt ihr die Altäre,
Umsonst wird euer Rauchwerk seyn,
Wenn Menschen nicht zu Gottes Ehre
Ein reines Herz zum Opfer weih'n.

Vergebens dampfen tausend Kerzen
In goldnen Leuchtern aufgestellt.
Gott sieht das Innerste der Herzen,
Nur Andacht ist's, die ihm gefällt.

Gold, Diamant und Silberwerke
Sind in des Schöpfers Auge Staub.

Nur

Nur Unschuld giebt der Andacht Stärke,
Sonst ist sein Ohr für Menschen taub.

Das gute Herz, die reine Sitte
Sind, was dem Ewigen gefällt,
Der Unschuld Lallen ist schon Bitte
Für ihn, der ihre Seufzer zählt.

Was nützt's, wenn ihr zum Himmel bethet,
Und Gottes Tempel prächtig schmückt,
Wenn eure Hand vom Blut noch röthet,
Mit der ihr Arme unterdrückt.

Wenn ihr die Treu dem Fürsten brechet,
Und seine Gütigkeit bethört,
Und nie das Wort der Unschuld sprechet,
Und nie das Fleh'n der Waisen hört.

Wenn ihr nur Geld zu haschen suchet,
Dem Laster Unterstützung gebt,
Wenn euch die ganze Gegend fluchet,
Wo ihr zur Straf der Menschheit lebt.

Und ihr glaubt doch — ach ihr Verworrne!
Daß Gott, so niedrig, wie ihr denkt,
Ihr glaubt zu weichen seinem Zorne,
Wenn ihr nur seinem Tempel schenkt.

Ihr seyd bey Mord und Raub gewesen,
Ihr brecht die Pflicht, das Wort, die Treu,
Und lasset wieder Messen lesen,
Und glaubt, daß dieß gebessert sey.

Elende! ist dieß Christus Lehre,
Kann man den Tempel so entweih'n.

Baut eure Herzen zu Altäre;
Dort, will Gott angebethet seyn.
Verzeiht dem Feind, liebt eure Brüder,
Und habt ihr eure Pflicht gethan,
Denn kommt erst in den Tempel wieder,
Und zündet Gott das Opfer an.

Anhang.

Wie können reine Begriffe von der Gottheit in dem Herzen der Menschen aufwachen, da es noch so viele Widersprüche in euren Religionssystemen giebt. Unschuld der Sitten, und ein reines Herz ist das einzige würdige Geschenke, das ein Sterblicher der Gottheit geben kann, — und ihr sucht die Menschen zu entfernen, statt zu nahen.

Ihr schmückt eure Altäre mit Silber, als wenn Silber und Gold einen Werth in den Augen des Unendlichen hätte, statt den Menschen die Nichtigkeit dieser Dinge beyzubringen, statt ihm zu zeigen, daß die Einbildung nur solchen Metallen den Werth giebt, bekräftigt ihr erst das Volk in ihrer schädlichen Phantasie, da ihr solche Geschenke der Gottheit gebt. —

Wenn Gold und Silber keinen sittlichen Werth hat, sagt der gemeine Mann, warum ziert ihr der Gottheit Tempel damit, und denn geht der Boshafte hin, und bringt Silber zum Altare, als könnte er den Unendlichen wie einen Eigennützigen bestechen, oder des Bruders Blut, das seine Hände befleckt, vom Dolch waschen — und sich der Strafe seiner Schandthaten loszukaufen.

Wenn ihr krank seyd, versprecht ihr theure Geschenke, wenn Unglück drohet, kostbare Versöhnopfer, mit einem Wort, alles überzeugt, daß ihr die Gottheit dem Sterblichen gleich haltet, daß ihr selber Schwachheit, Zorn, Eigennützigkeit, und alle Leidenschaften beylegt, mit einem Wort, das vollkommneste Wesen in ein Wesen umschaffet, dessen Eigenschaften, die ihr selbem zudichtet, bloß in eurer verworrnen Einbildungskraft liegen.

Denket doch Sterbliche! und lernt die Größe der Gottheit kennen — lernt, daß ein reines Herz die schönste Gabe, die Reue das beßte Versöhnopfer, und die Bruderliebe das prächtigste Geschenke sey, die man dem Unendlichen geben kann. Erinnert euch der Antwort, die Christus der Samaritaninn gab, als sie ihn fragte, ob man auf dem Berge Zion, oder auf dem Berg Semeron anbethen müsse — und er antwortete: Es wird die Zeit kommen, daß die wahrhaften Anbether Gott im Geiste und in der Wahrheit anbethen werden.

Vier=

Viertes Geboth.

Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lang lebst, und dirs wohl ergehe.

Es ist kein Geboth, das uns stärkere Beweise der göttlichen Liebe geben kann, als das Geboth: Ehre deinen Vater und deine Mutter. Dieses Geboth hat ganz die Glückseligkeit der Menschen zum Gegenstand; es ist so viel, als sagte der Unendliche zu uns: die Natur wird euch Kinder geben, aber was werden diese Kinder für euch seyn, wenn sie euch nicht liebten, wenn sie die Sorgfalt eurer Liebe mit Undank lohnten, und wenn ihr Nattern ausgebrütet hättet, die eure Täge vergifteten? Um euch also, ihr Menschen, meine Liebe zu zeigen, um euch zu beweisen, wie theuer mir eure Glückseligkeit ist, so gab ich euch ein Gesetz, eure Aeltern zu lieben, ein Gesetz, dessen

Empfehlung sanft, und sich selbst in der Natur eures Wesens gründet.

Ist wohl das Gesetz der Liebe hart, ist es hart demjenigen Dankbarkeit zu erweisen, dem wir unser Leben schuldig sind — ist es hart die zu lieben, die unsern ersten Blicken entgegen lächelten, die mit Güte unsere Schwachheit unterstützten, uns nährten, und unsere Tage uns angenehm machten?

O Menschenbrüder! wenn dieses Gesetz uns hart scheint, so sind wir Ungeheuer, die umher wandeln. Ein Mensch, der seine Aeltern nicht liebt, ist das schrecklichste Geschöpf in der Natur, sein Herz muß ohne Gefühl, seine Seele ohne Empfindung seyn; wie edel ist es entgegen, einen Menschen zu sehen, der die Tage seiner alten Aeltern versüsset, der ihnen die Bürde ihrer Jahre ertragen hilft, mit ihrer Schwachheit Geduld hat, und ihnen das wieder zu erwiedern sucht, was er ihnen von Kindesbeinen an zu danken hat.

Ehrerbiethung den Aeltern beweisen, ihnen ihre Liebe vergelten, sagt Plato, ist die älteste und größte Schuld, nächst derjenigen, die wir unserm höchsten und gemeinschaftlichen Vater abtragen müssen.

Allein, wie wird diese Schuld in unsern Zeiten bezahlt. Im Jahrhundert der Aufklärung, in den Zeiten der Empfindeley und der Philosophie giebt es abscheuliche ungerathene Kinder, Söhne, die das Vermögen ihrer Aeltern verschwenden, denen jede Stunde zu viel ist, in der ihr armer Vater noch athmet, die mit raubbegierigem Auge nach

seiner

seiner Küste sehen, und ihm jeden Tag seines Lebens mit Wehmuth vergällen: Töchter, zu Coquetterien erzogen, ohne Seelen- und Menschengefühl, die ihre alten Mütter ausäffen, und sie als Hindernisse ihrer zügellosen Ausschweifungen ansehen.

Aber — wie ist es wohl auch anders möglich — was ist denn unsere Erziehung — wie wenig Menschen werden gebildet? — propft man nicht in die kindische Stirne des Junkers schon den Stolz seines Adels — lehrt ihn keine andere Verdienste kennen, als die seiner Ahnen: und bildet aus einem hoffnungsvollen Jüngling nichts als einen Edelmann! — aufgeblasen vom Stolz wie Mongolfiers Luftmaschine hebt ihn sein Eigendünkel von der Erde, er sucht mit Göttern Gemeinschaft, und sieht mit verächtlichem Blicke auf die arme Sterbliche herab, die für ihn arbeiten, und ohne denen er doch nicht einmal einen Bissen zu kauen hätte — endlich zerplatzt seine Maschine, und sein Sturz ist desto gefährlicher für ihn, je höher er war — er fällt in Staub, und nun kriecht er wie ein Wurm, er, der vormals zur Sonne flog.

Wer seine Aeltern lieben soll, muß Gefühl haben, sonst liebt er sie nicht; sein Herz muß der sanften Eindrücke der Dankbarkeit fähig seyn, denn sonst wird er die Sorgen der Mutter, und die Liebe des Vaters nicht fühlen, und werden wohl zu diesen Empfindungen unsere Söhne gebildet?

Der Sohn, der seines Vaters Diener wie Sklaven behandelt, der die Unterthanen wie ein Joch Stiere ansieht, und sich einbildet, daß es die We-

senheit der Natur seye, daß der gemeine Mann für ihn arbeite, und daß er faullenze — dieser Sohn, der von seinem Vater verwöhnt, von seiner Mutter verzärtelt, und von seinem französischen Hofmeister verdorben worden ist — von diesem fodert man, daß er, da er gegen die Menschen kein Gefühl hat, für seine Aeltern doch fühlen soll. — Thörichte! bildet ehevor Menschen, wenn ihr gute Kinder haben wollt.

Ein Kindergemälde aus unserm Jahrhundert.

Im Ueberfluß ward Franz erzogen, er ist der einzige Erb der beträchtlichen Rittergüter der alt adelichen Familie. — Was er von Kindesbeinen an will, was er begehrt, muß man ihm geben, denn ihm widersprechen, könnte seiner Gesundheit schaden, und das gute Kind könnte krank werden. Dieses sind die Grundsätze der Mutter, und so wird der Eigensinn in die Seele des Kindes gelegt, und so wird sein Herz verdorben, daß man ihm nie widersprechen darf, wenn er auch zehnmal unrecht hat. Franz wird größer, und man beschäftiget ihn mit Tändeleyen, er lernet Sprachen, Naturgeschichte, Geometrie, er lernet alles, nur lernet er sich, und den Menschen nicht kennen. — Thut Franz was, das nicht gefällt, so sagt man ihm: Franz — du bist ein Bauernbube, — willst nicht lernen, — und so wird die Grundlage zum Stolz, und die Verachtung gegen den gemeinen Mann

Mann in seine Seele gelegt. — Du bist ein Bauernjunge — was wollt ihr also dadurch sagen? Daß er sich also mehr einbilden soll, weil ihm das Ungefähr einen Edelmann zum Vater gab, — ihr wollt ihn belehren, daß der Bauer weniger Mensch als er seye, daß seine Sitten rauh sind, — daß ein Junker also sich weit mehr zur Menschheit erhebe, als diese Niedrigen, die am Pfluge arbeiten.

O ihr Kleindenker — wisset ihr denn nicht, daß die Verachtung der Armen eine Satyre über den Reichen ist.

Franz! deine Aeltern sagen dir immer: du sollst nicht handeln wie ein Bauernbube, — was glaubst du wohl, daß sie hiedurch sagen wollen?

Franz. Ich glaube, daß der Bauer ein verächtliches Geschöpf ist, der keine Erziehung und Bildung hat, und daß meine Aeltern nicht wollen, daß ich auch so seyn sollte. —

Ich. Verächtlich ist der Bauer nicht, lieber Franz, ich will dir ihn kennen lehren, und dir zeigen, daß du die Gleichniß deiner Aeltern sehr übel verstanden hast.

Der Bauer ist der Mann, der uns ernähret, der für uns arbeitet, und ohne welchem wir nichts zu essen haben. Er ist ein Mann, der eine Hütte bewohnt, damit wir in gemäuerten Häusern wohnen können. Von dem, was er sich im Schweiß seines Angesichts erwirbt, behält er kaum so viel, daß er sich mit schwarzem Brod nähren kann, das übrige alles giebt er uns, — oder wir nehmen es ihm mit Gewalt, — wir, die wir gar nichts

 thun.

thun. — Franz, du kannst dir also leicht denken, daß dieser gute Mann arm ist, und daß seine Armuth ihm verbeut, seinen Kindern eine Erziehung zu geben, wie die deinige.

Wenn deine Aeltern dir also sagen, du bist wie ein Bauernjunge, so wollen sie dir nicht Verachtung gegen ihn einpflanzen, sondern dich der Ungerechtigkeiten der Reichen erinnern, dir sagen: sieh! der Bauernjunge weiß das nicht, was du weißt, weil seine Armuth ihm diese Vortheile verneint, und weil er seine Pfenninge uns giebt, um die Lehrmeister halten zu können, um dich zu einem guten Herrn zu bilden, der die Gutthaten erkennt, die seine redliche Unterthanen ihm erweisen. So ists gemeynt — Nein — nein — erwiedert Franz, es ist nicht so gemeynt — ich weiß wohl, was Papa und Mama mir sagen. —

Ja, Franz weiß es, leider weiß er es, er kennet den Werth des Menschen nicht, nicht den Werth des Geldes, und die Mühe es zu gewinnen. — Er, der nie in die Lage eines Armseligen gesetzt wird, fühlt nie, wie Unglück und Armuth drücket, sein stolzer Egoism konzentrirt alles auf seine Person, und so erwuchs er. — Er hat Begierden, und er will sie befriedigen, seine Einkünfte klecken nicht mehr zu seinen Ausschweifungen, er möchte bald unumschränkter Herr seyn, — seine Aeltern sind ihm zur Last, er thut alles, um seinen Vater unter die Grube zu bringen, er unterläßt nichts, um die kränkliche Mutter zu tödten. Da sitzen sie trostlos die unglücklichen Aeltern, und ringen vergebens

gebens die Hände; beneiden den armen Tagwerker, der einen zärtlichen Sohn hat, der seiner Jahre Stütze ist, — endlich sterben sie, — der wilde Junge bemächtiget sich ihrer Geldküsten, verspielt, verhurt und verschleudert, quält seine Unterthanen, macht das Mädchen unglücklich, die er zum Weibe nimmt, endlich stirbt er, von niemanden beweint, von keiner Seele bedauert, und hinterläßt wieder einen Sohn, wie er ist.

Sophie und Rosine.

Sophie ist die einzige Tochter der Frau Wilhelmine. Sie ist artig, schön, munter, hat Witz — und Anlage zur Galanterie. Frau Wilhelmine wendet alles auf ihre Erziehung; das Mädchen ist immer beschäftigt, sie lernt Sprachen, Musik und Philosophie — jetzt sitzt sie bey der Landkarte, nun beym Klavier, jetzt zirkelt sie auf der Erdkugel, und nun beschäftigt sie sich mit der Geometrie, mit einem Wort: Sophie wird ganz eine Gelehrte. Sie disputirt von der Schrift wie ein Theolog, und spottet über die Religion wie ein zweyter Voltair. —

Sophie ist nun im 10ten Jahre — und schon das Wunder ihrer Zeiten — ja bloß Wunder, und wird ewig Wunder bleiben. Vergebens hoffet ihr Vater eine zärtliche Stütze seines Alters an ihr — ihre Mutter wird nie eine zärtliche Theilnehmerinn ihrer abgelebten Tage an ihr finden, und Sophie wird nie eine zärtliche Gattinn für ihren Mann,

nie eine gute Mutter für ihre Kinder seyn — sie wird nichts als ein gelehrtes Weib — — und der Himmel weiß es, was es um ein gelehrtes Weib ist — die Gottheit gebe dem Rechtschaffenen eine Gattinn mit gesundem Menschenverstand und gutem Herzen, aber bewahre ihn vor einem gelehrten Weibe. —

Nur ein gutes sanftes Mädchen mit gefühlvoller Seele verschönert die Herrlichkeit der Natur, wenn ihre Zunge spricht, und natürlicher Verstand und ein unverdorbenes Herz die Bürgen ihrer Redlichkeit sind. — Rosine ist so ein Kind, erzogen zum hauswirthschaftlichen Leben, sie ist mit der Lerche am frühen Morgen auf, und erleichtert die Arbeiten ihrer Mutter, sie ist der Trost ihres alten Vaters, denn er findet Labsal an Rosinen.

Glücklich ist der Mann, der Rosinen zum Weib nimmt; er wird eine Gattinn, eine Freundinn, und eine Mutter seiner Kinder an ihr finden.

Rosine ist verheurathet. Ich sehe sie in dem Schooße ihrer Familie; mir deucht, ich sehe, wie ihr alter Vater auf einem ungekünstelten Ruhebette sitzt, worauf der Alte auf einem Küssen von Pflaumfedern mit vergnügter Mine die angenehme Pflege annimmt, die die Liebe der Seinen würzet — seine der Empfindung beraubten Hände sinken herab — sein Herz nur allein fühlt noch und schwebt auf seinen Lippen. Die Frömmigkeit seiner Tochter nährt ihn. — Rosinens Mann giebt dem alten ehrwürdigen Vater zu essen, und Rosine unterstützet den schwachen leidenden Körper —

indessen

indessen kommen Rosinens zwey kleine Kinder, und reichen ihrem Großvater einen Becher des Zaubertranks, der das Alter tröstet, belebt und erhält. Ein drittes Kind, das noch sehr jung ist, beweiset durch seine unruhige und verdrüßliche Mine, wie leid ihm das Unvermögen thut, dem guten Alten am Ende seiner Laufbahn nicht auch dienen zu können. Ein viertes Kind unterhaltet die schon schier verlorne Wärme seiner Füße. Eine verheurathete Schwester, die als Mutter, die die Kunst zu lieben verstund, ziert auch diese Scene, und liest dem Alten Trost aus einem Buche vor. Die glückliche Großmutter aller dieser Kinder sieht, wie sie miteinander wetteifern, legt ihre Arbeit, die noch für den alten Gatten bestimmt war, bey Seite, und blickt auf die Zukunft, die ihr ein gleiches Glück verkündigt. Das jüngste Kind der Familie, das erst drey Jahre alt ist, kömmt auch herbeygelaufen, um an diesem angenehmen Geschäft Antheil zu nehmen, und seinen schwachen Beystand anzubiethen; es folgt bloß den Empfindungen seines Herzens, und biethet dem Alten einen Vogel, den es sehr lieb hat, an, um ihm die lange Weile zu vertreiben. So ist der Auftritt in Rosinens Haus, aber nicht so ist er bey Sophien.

Da liegt der alte Vater einsam und verlassen in einer schlechten Stube — sein Lager ist unreinlich, und seine Wäsche ist schmutzig. — Niemand sorgt für ihn, niemand reinigt ihn — — denn seine Tochter hat wichtigere Geschäfte, als ihrem alten Vater beyzustehen: sie studirt die Philosophie — — wie

weit

weit sie in selber gekommen seyn mag — kann man aus diesem einzigen Betragen schon wahrnehmen. Vergebens seufzet ihr alter Vater. — Vergebens blickt sie der Greis mit thränenvollem Auge an, sie beobachtet das nicht, denn ihr Geist ist eben mit der Auflösung eines Problems beschäftigt — kümmerlich lebt der Alte seine Tage dahin, bedauert oft sein Weib Wilhelmine, die nicht mehr ist, und verflucht in der Seele ihre Erziehung — er stirbt ohne Trost — ohne eine Thräne, die eine dankbare Tochter vergießt — und da man seine Leiche zur Grabstätte trägt, ist Sophie eben mit der Landkarte beschäftigt. —

Was suchst du Weib in der Landkarte — ein Land, wo es solche Thörinnen giebt, wie du bist? — Gut, so schreib mein Vaterland in deine Schreibtafel — denn auch da werden noch manche Töchter zum Fluch der Menschheit so erzogen.

Der dankbare Sohn.

Eine Handlung zur Ehre der Menschheit.

Nie kann ich an den Mann denken, der edel handelt, ohne daß ich nicht manche Stunde, wenn ich entweder so auf Gottes offenem Felde stehe, oder des Abends in der Laube sitze, und der Sternen Heer über mir glänzen sehe, ohne daß ich mir den Rechtschaffenen an meine Seite wünsche, um mit ihm das Gefühl der Herrlichkeit der Natur zu theilen, um ihn brüderlich zu küssen, und im Namen der Menschheit ihm zu danken. —

In

In der Reihe edler und schöner Handlungen, die je tugendhafte Kinder für ihre arme Aeltern ausübten, verdient die Handlung eines Mannes gesetzt zu werden, der sowohl in Rücksicht seiner tiefen mathematischen Kenntnissen, als in Rücksicht seines treflichen Karakters unserm Vaterlande bekannt ist.

Der bekannte Mathematikus und geweßte öffentliche Lehrer in Ingolstadt Professor Helfenzrieder zeichnete sich immer, so lange er auf der Universität war, durch seinen sanften Karakter vorzüglich aus. — Ich sah ihm selbst oft mit Bewunderung zu, wie er seinen Schülern, mit der äußersten Gelassenheit zehen und zwanzigmal die nämlichen mathematischen Erklärungen wiederholte — wie er mit der erstaunungswürdigsten Gelassenheit, ohne im geringsten eine Ungeduld zu verrathen, die mathematischen Beweise auf seiner Schreibtafel wieder auswischte — und sie von neuem wieder hinschrieb, wenn sie seine Schüler nicht begriffen — wenn er auch wirklich in seinen Wissenschaften vertieft war, so war seinen Schülern nie der Zutritt zu ihm verbothen. Ich sah ihn niemals mürrisch — immer still — aber auch immer sanft. —

Dieser Mann hatte arme Aeltern, und er theilte seinen Professorgehalt redlich mit ihnen — er lebte außerordentlich häuslich — versagte sich bey seinen großen und schweren Arbeiten manches unschuldige Vergnügen, um das Schicksal seiner armen Aeltern erleichtern zu können. — — Als in Ingolstadt die Veränderung mit der Universität

vorgieng,

vorgieng, wurde auch Helfenzrieder von der Professur gesetzt, und er mußte sich mit der gewöhnlichen Pension aus dem Societätsfond wie die übrigen begnügen lassen.

Dieser Fall wäre für Helfenzrieders Denkart nicht schwer gewesen, allein seine arme Aeltern lagen ihm am Herzen — denn diese konnte er mit seinem Gehalt nicht länger mehr unterstützen. —

Allein kein Zufall beugt den Redlichen — und kein Schicksal ändert die Denkart guter Herzen.

Helfenzrieders Liebe gegen seine Aeltern ward bald erfinderisch. Er begab sich in das Kloster zu Raitenhaslach — da arbeitete er als Mathematikus, und als Philosoph begnügt er sich mit dem Dache, das ihn bedeckt, und der Kost, die das Kloster ihm giebt, und seinen Gehalt überläßt er seinen armen Aeltern.

Dank dir im Namen der Redlichen, und Lohn des Himmels sey deiner Handlung.

Die dankbare und tugendhafte Tochter.

Sophronie war die Tochter eines Tagwerkers. Ihr Vater, der ein guter ehrlicher Mann war, nährte sich in den Jahren seiner Jugend mit Holzhacken. Er erzog seine Kinder gut, und ließ ihnen so vieles lernen, als sein weniges Einkommen vermochte. Oft saß er mit Hannchen, seinem Weibe, ermüdet von der Arbeit, bey einem Stücke schwarzen Brod, und trank Wasser, um sich etwas zu ersparen, damit er seinen Kindern desto

desto leichter forthelfen konnte. Sophronie wurde auch sehr geschickt; sie lernte nähen, und Hauben machen, und im vierzehnten Jahre wurde sie schon als Kammerjungfer aufgenommen.

Wer war in diesem Augenblicke glücklicher, als Sophronie? Nun liebe Aeltern, sagte sie, und umarmte ihren grauen Vater, und ihre alte Mutter; nun liebe Aeltern! will ich euch die Tage eures beschwerlichen Alters erleichtern. — Du warst immer ein gutes Kind, antwortete der Vater, du wirst nicht undankbar seyn. — So sagte der Vater, und eine Thräne verließ sein Aug, als er Sophronien ansah. — Sophronie wurde auch außerordentlich bey der Gräfinn geliebt, wo sie diente. Sie war genügsam und treu. Alles, was das gute Kind nicht zu ihrer äußersten Nothdurft nöthig hatte, brachte sie ihren armen Aeltern, die täglich mit dem anwachsenden Alter schwächer, und kränklicher wurden. — Was würden wir thun, sagte Sophroniens Vater oft mit weinenden Augen, was würden wir thun, gute Tochter, wenn du nicht mehr seyn solltest? Du weißt es, wir waren ehrliche Leute; aber was kann sich ein Holzhacker, der Weib und Kinder hat, für seine alten Tage ersparen? — Unser Einkommen geht mit unsern Kräften dahin, und es ist ein harter Gedanke, einst in den Tagen des Alters darben zu müssen. — Tröstet euch, liebe Aeltern, erwiederte Sophronie, und drückte ihren guten Vater an ihr pochendes Herz. — So lang Sophronie lebt, sollt ihr nicht so ganz unglücklich werden. —

O wie

O wie edel war diese Scene! So ein Auftritt ist der herrlichste, der in der Natur seyn kann; und wie wenig wird seine Schönheit mehr in unsern Herzen gefühlt! —

Die Tage des Unglückes sind die Probetage der Tugend. — Auch Sophronie mußte geprüft werden. Die Gräfinn, wo sie diente, verstarb, und Sophroniens Aeltern wurden beyde bettlägerig. Das gute Kind war gezwungen, ihre Aeltern zu pflegen. — Bald war ihr ersparter Liedlohn verzehrt; der Aufwand für ihre kranke Aeltern foderte zu viel. — Die Unglückliche konnte nichts mehr erarbeiten, denn die Pflege ihrer kranken Aeltern raubte ihr Zeit und Gelegenheit. Sie suchte Unterstützung; aber vergebens. Sie suchte jene auf, die ihr einst Freundschaft versicherten; aber man kannte sie nicht mehr. Was wollte sie thun, die Hilflose! — Ohne Mittel und äußerster Armuth saß sie oft am vermoderten Strohsacke ihrer Aeltern, und Thränen der Liebe waren das einzige Labsal für die Redlichen.

Tamor, ein reicher Jüngling; aber erzogen in Wohllust, sah Sophronien, und ward rasend in sie verliebt. — Tamor, dem sein Geld alles verschaffte, was er nur wünschte, kannte weder Tugend noch Armuth. — Er sah noch nie die Wohnung eines Elenden, fühlte nie die drückende Last der Armuth, und weinte noch nie eine Thräne der herabgewürdigten Menschheit. —

Tamor sah Sophronien. — Sie sehen, sollte schon so viel seyn, als sie besitzen, in des schwärmenden

menden Jünglings Einbildung. Der Reiche hat Geld, und auf dieses gründet er seinen Werth und seine Macht; — hat Geld, was bekümmert ihn das Uebrige. — Freylich ist der Werth, der aus der Erde gegraben wird, in den Augen des Vernünftigen sehr verächtlich; — aber das kann bey dem Reichen nicht seyn, denn die Vernunft gräbt man freylich nicht aus Bergen, und stempelt sie nicht auf der Münze.

Sophroniens Wohnung war von Tamorn ausgespäht. — Es war Nacht: Sophroniens Aeltern lagen im Schlummer, und genossen schon einige Stunden das Labsal der Elenden.

Sophronie saß bey der düstern Lampe, und arbeitete in den Stunden der Ruhe, damit ihre kranken Aeltern doch nicht gänzlich erhungerten.

Es schlug 12 Uhr Nachts, die traurig klingende Glocke rief den Mönch in Chor, als man leise an Sophroniens Thür klopfte. Sophronie öffnete selbe, und ein altes Mütterchen trat mit einer Laterne hinein, und fieng so zu Sophronien an:

„Jungfer! Sie können ihr Glück machen: Herr Tamor, — Sie kennen ihn, den reichen Sohn des Millionärs — Herr Tamor ist in Sie verliebt: Gönnen Sie ihm eine Stunde; — Sie verstehen mich.“ —

Du mißkennst mich, altes Mütterchen, sagte Sophronie, ich will nicht um diesen Preis glücklich werden. — Dann sank das gute Mädchen auf ihren Lehnstuhl hin, und heisse Thränen rollten über ihre bleiche Wangen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gott, rief sie, was sind die Menschen! Itzt, seit dieser Minute fühle ich erst die Größe meiner Armuth. So ist es nicht genug, daß uns das Nöthigste von den Menschen entzogen ist? — Glaubt sich auch noch der Reiche berechtigt, unsere Unschuld zu entheiligen, weil wir arm sind? — Sind dieses die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens? — Ach! warum bin ich nicht in einer Wüste mit meinen armen Aeltern! Warum ist nicht eine hervorragende Klippe unser Dach, und ein Felsenstein unser Lager? — Dort würden wir zum wenigsten ungekränkt arm seyn können, — kein Fuß eines reichen Wohllüstlings würde die wilde Gegend entheiligen. — Geh, sagte Sophronie zu der Alten, geh, unwürdiges Geschöpf, die du dich nicht schämst, deine grauen Haare zu entweihen, und in den letzten Tagen deines Lebens dem Laster zu dienen! — Geh, und sag: wenn Sophronie schon arm ist, wenn ihr die Menschen schon alles entrissen haben, so bleibt ihr doch noch ihre Unschuld. — Die Alte verließ murmelnd das unglückliche Mädchen, und richtete die Post von Wort zu Wort dem Jüngling aus, der am Eckhause voll der Erwartung stund.

Tamor wurde durch diese Nachricht noch mehr gereizt, diese Seltenheit zu sehen. — Geflügelt von Liebe, verließ er die alte Kupplerinn, sprang in Sophroniens Haus, — ich muß sie selbst sprechen, sagte er, und schon war er an der Thüre von Sophroniens Wohnung. — Ein Stoß an die Thüre

re öffnete das hölzerne Schloß, und Tamor war schon bey Sophronien.

Sophronie kam aber nicht aus ihrer Fassung. — Tamor! rief sie aus, ich weis Ihre Absichten. Wenn Sie ein Herz haben, das Menschengefühles fähig ist, so hören Sie mich.

Tamor war durch Sophroniens edles Betragen ganz aus seiner Fassung gebracht, und mit Ehrfurcht stund er da vor dem armen Mädchen.

Tamor, fuhr Sophronie fort, sehen Sie sich einmal um in dieser Hütte des Elendes. — Hier liegt mein armer Vater krank auf faulem Strohe, — ohne Labsal, — ohne Nahrung. — Dort ist meine alte Mutter mit einer wollenen zerrissenen Decke bedeckt, die mit diesem zerbrochenen hölzernen Stuhle, und diesem schlechten Tische unsere ganze Habschaft ausmacht.

Hier bin ich, ein armes Mädchen, von Jedermann verlassen, ohne Unterstützung, ohne Hilfe; — und doch der einzige Trost meiner Aeltern.

Tamor! in den durch Gram abgehärmten Zügen können Sie die Verwüstungen des Elendes lesen. — Haben Sie Mitleiden, und schonen Sie der bedrängten Armuth. — Ich bin arm, habe nichts, gar nichts in dieser Welt, als ein schuldloses Gewissen, und könnten Sie grausam genug seyn, meine Armuth zu misbrauchen, und mir auch die Ruhe meiner Seele zu entreissen? — —

Tamor stund wie eine Bildsäule da: die Sprache der Tugend lehrte ihn einen Werth kennen, den der Reichthum nicht geben kann. Das erstemal

floß eine mitleidige Thräne aus Tamors Auge. Wer so, wie du, denken kann, Sophronie, fieng er an, der muß eine Engelsseele haben. — Sey glücklich, du verdienst es zu seyn, und verschmähst du meine Hand nicht, so sollen heilige Bande uns vereinen. — Sag, Sophronie, kann ich glücklicher wählen! — Was hat ein Gatte sich von einem Weibe zu versprechen, das so edel denkt, wie du, edle Seele!

Tamor verließ seine Geliebte, und den andern Morgen wurd er mit selber eingesegnet. Die Tage des Elendes von Sophroniens Aeltern waren vorbey. — Bessere Tage verbesserten ihre Gesundheit, und der Himmel schenkte ihnen das Glück, fromme Enkeln von Tamors Weibe zu sehen. — Sophronie war als Weib so tugendhaft, als sie als Mädchen war, und fühlte die verheißenen Belohnungen der Gottheit. — Sie lebte lang und glücklich, weil Sophronie ihre Aeltern liebte.

Der gute Sohn.

Edmund war der Sohn eines armen Mannes, der sein Brod durch die Strassenarbeit erwarb. — Philipp, so hieß der Ehrliche, konnte seine Kinder nicht ernähren; so bald als sie nur zur Arbeit fähig waren, schickte er sie von seiner Hütte fort, und in die Welt hinaus.

Edmund war schon gegen zehn Jahre in der Fremde, als es ihm glückte, mit einem seiner Gutthäter eine Reise nach seiner Heimat zu machen.

chen. — Edmund hatte sein Glück in der Fremde gemacht. Er hatte einen fürstlichen Dienst, und stund ziemlich wohl. — Wie wird sich mein Vater erfreuen, rief er auf, wenn er mich so wohlgekleidet sehen wird. — Der arme Vater. — Er wird doch sehen, daß ich ihn liebte, daß ich mich gut aufführte, und seine alten Täge durch keine Kümmernisse kränkte. — So sagte Edmund immer bey sich, und konnte kaum den Augenblick erwarten, seinen Vater zu umarmen.

Schon war ein ziemliches Stück Wegs von den Reisenden zurückgelegt, als Edmund auf der Strasse einen alten ehrwürdigen Greisen auf einem Steinhaufen sitzen sah, der von der Arbeit ermüdet war. Armer Mann, sagte Edmund bey sich, und eine zärtliche Thräne rollte aus seinem Auge, armer Mann! auch so wie du, rastet vielleicht mein armer Vater. — Ja, des Alters Last schwächte schon lang seine sonst so unermüdete Hand, seine Kräften weichen, und nun trauert er vielleicht auch einsam wie du — — und hat niemanden um sich, der ihn tröstet. — Weil Edmund so dachte, sprang er vom Sitze herunter, und wollte dem Armen ein Stück Brod geben, das er bey sich in der Tasche hatte, — aber wie war seine Verwunderung? Ein lautes Schreyen erfüllte den Wald — ja du bist es — erscholl in der Gegend, und Edmund sank an des Greisen Brust: denn es war sein Vater.

Wer kann die Freude des redlichen Alten, wer die Freude des unverdorbenen Jünglings schildern?

dern? — Worte ohne Zusammenhang — Fragen — Aufrufungen und Thränen wechseln unaufhörlich ab, und endigten sich mit den zärtlichsten Umarmungen. —

O mein Sohn! fieng der Alte an, wie du doch schön bist, — und so gut gekleidet, und so hübsch geputzet, und du schämst dich nicht, deinen alten Vater im zerrissenen Kittel anzusehen? — O wie undankbar, — erwiederte Edmund, müßte ich seyn; hab ich dir nicht mein Leben zu verdanken! — Was macht mir dieses Kleid hier, das ich da trage, wollte es gern mit einem Kittel verwechseln, wenn ich euch, Vater! euer Schicksal erleichtern könnte. Denn küßte er wieder seinen Vater, und drückte ihn mit Herzenswonne an die Brust; — seht, — fuhr er fort, und zog einen Beutel aus der Tasche, dieses wenige hab ich erspart, und hab es euch bringen wollen, — es ist nicht viel, aber verschmäht's nicht, lieber Vater! — Ich habe dich auch nicht vergessen, lieber Junge! sagte der Alte, — und zog eine gebratene Taube aus seiner Tasche, — sieh, diese Taube war mein ganzer Reichthum, — und ich hab sie abwürgen lassen auf deine Ankunft, verschmäh's auch nicht. —

Edmunds Freund war ganz für Entzücken ausser sich bey dieser Scene. — Er nahm den Alten zu sich in seine Kutsche, und fuhr mit Freuden in Edmunds Heimath, und zeichnete tief in seinem Herzen diesen Auftritt der zärtlichen Liebe auf.

Die gute Tochter,
oder
die Macht der Empfindung kindlicher Liebe.

Jakob, so hieß der Mann, der in einer niedrigen Hütte lebte, und sich, sein Weib, und seine Kinder mit Schuhflicken nährte. Jakob hatte vier Kinder; das größere Mädchen war 12 Jahre alt, und mußte ihre Geschwistere, und ihre kranke Mutter pflegen, die bereits drey ganzer Jahre an allen Gliedern gelähmt, auf einem elenden Strohsacke lag. — Jakob war doch immer bey seinem Unglück ruhig, denn die Religion war seine Stärke. Tag und Nacht saß er über seine Arbeit, und war froh, wenn er das Unglück der Seinigen so viel erleichtern konnte, als es ihm möglich war. Aber alle Anstrengung, alles Arbeiten, alles Wachen, des guten Jakobs, sich sein trauriges Schicksal zu erleichtern, war vergebens: er gerieth ins tiefeste Elend. Theres, denn so hieß des ehrlichen Schuhflickers Tochter, wand alles mögliche an, ihren unglücklichen Vater zu trösten, aber es war umsonst, — Jakobs Kinder schrien um Brod, — und Jakob konnte ihren Hunger nicht stillen. Theres, dessen Seele, daß ich so sage, ein Meisterstück der Empfindung war, weinte oft bitterlich mit ihrem Vater, sie empfand das schrecklichste seiner Lage, und sie vergaß ihr eigenes Elend, das fromme Mädchen, um ganz an dem traurigen Zustand ihres Vaters Antheil zu nehmen.

Theres flehte oft Jakobs Nachbarn um Beystand an, aber ich darfs wohl nicht erst sagen, daß die meisten sie nicht einmal des Anschauens würdigten. — Es ist eine Schande, hieß es, daß der Schuhflicker Jakob sein Mädchen zum Betteln schickt, er soll sie vielmehr zum Arbeiten abrichten; aber niemand besuchte ihre Hütte, und sah das Elend dieser Unglücklichen. Endlich war Jakob auch krank, und aller Verdienst mit der Arbeit dahin, — was wollte Theres nun thun, — sie bath mit Thränen um Almosen, aber niemand hörte sie, niemand sah auf ihre Thränen, oder wenn auch einmal einer von ungefähr eine flüchtige Empfindung der Menschlichkeit hatte, und sich damit abgab, ihr zu helfen, so war es nur schwache Hilfe. Voll Verzweiflung lief die arme Theres durch alle Gassen, da begegnete ihr einer ihrer Bekannten, auch ein armer Schuhflicker. — Wie siehst denn du aus, Mädchen, sagte er. Ach! erwiederte Theres, mein Vater und meine Mutter sind krank, und ich und meine arme Brüder haben seit zween Tagen schon kein Brod mehr. — Du dauerst mich, sagte der Schuhflicker, hier hast du, was ich bey mir habe, ist nicht viel, — bin selbst arm, — aber weißt du was, — wenn du dir was verdienen willst, so will ich dir ein Mittel sagen. — Ach Gott! ich will gern, versetzte Theres, — wenn es nur mit Pflicht und Gewissen bestehen kann. — Dort, so fuhr der Schuhflicker fort, — dort im großen Hause mit den blauen Läden wohnt ein Herr, der das Aderlassen lernet, und wer sich bey ihm

ihm eine Ader öffnen läßt, den bezahlt er gut. — Theres lauft spornstreichs zu dem Mann, läßt sich eine Ader öffnen, und wird dafür bezahlt; da hört sie, daß es noch einen solchen Mann in der Nachbarschaft gäbe, so läuft sie auch zu diesem, und läßt sich an dem andern Arm Blut abzapfen. Voll Freuden außer sich, geht nun die gute beklagenswürdige Seele hin, kauft Brod für ihre Brüder, und eine schlechte Suppe für ihre kranke Aeltern, und eilt nach Haus. — — Weil Therese bey ihren Aeltern ist, wird sie auf einmal blaß, sie muß sich setzen, das Blut lauft über ihren Arm herab. Um Gottes willen, Therese! rief Jakob, was fehlt dir, du hast zur Ader gelassen. — Ach! liebe Aeltern, sagte Theres, und drückte ihren alten Vater an die Brust, ich that's um euch, um meinen Brüdern Brod zu verschaffen. Ach! wie netzten da die redlichen Unglücklichen mit einander sich mit ihren Thränen, wie drückten sie sich an ihre klopfende Herzen!

O Gott — was war das für ein Auftritt! mir deucht, ich sehe hier den armen Vater, wie er an der Brust seiner Tochter liegt, wie die Thränen über seine gefaltete Wangen herabrollen — wie sein Blick sich zum Himmel heftet, und wie seine grauen Haare auf seinen Schultern zerstreut liegen — ich sehe, wie die kleinen Kinder am Brod nagen, und wie die arme Mutter mit bethräntem Auge ihr zusieht — wie durch Theresens halb erstorbnes Aug und todten blassen Wangen das Vergnügen der Unschuld strahlt, wie durch die Zügen

eines frommen Sterbenden! Ach wäre es mir vergönnt, euch Reiche, die ihr unempfindlich auf euren Geldsäcken sitzet, oder euch, die ihr nur zur Verschwendung eure Hände öffnet, zu solchen rührenden Auftritten hinzuführen. Euch, die ihr nie einen Elenden besucht, die ihr nur den Kummer der Armuth vom Theater kennt, den euch der Schauspieler vorwinselt, die ihr nur weint, weil es so Gewohnheit ist zu weinen, aber nicht länger fühlt, als bis die Scene geschlossen ist, denn muß wieder ein sinnloses Singspiel, oder ein thörichter Tanz alle Empfindungen aus euren Herzen verdrängen, damit ihr bey Leibe nur nicht besser zurückkehrt, als ihr hingegangen seyd — hütet euch nur, denn ihr könntet vielleicht menschlicher werden!

Der sterbende Vater.

Eine Scene fürs Herz.

Ein sterbender Greis an einem Strohlager. Daneben sein Weib weinend, und zween Söhne.

Wilhelm. Weinet nicht Mutter! Gottes Wille ists, Vater segnet uns!

Michael. Thut das Vater!

Mutter. Ich kann es nicht aushalten, liebe Kinder, das Herz bricht mir.

Vater. Sey zufrieden Katharine! Ich habe genug gelebt. Mein Schöpfer ruft mir, und ich folge gerne. Du Wilhelm, beschütze deine Mutter, sey Vater deiner Brüder. Gott im Himmel

wird

wird dirs lohnen, froh werden deine Tage seyn. — — Und du Michel, noch unerfahren in der Welt, folge Wilhelms Rathe, liebe deine Mutter, und sey fromm. Gute Kinder erinnert euch zuweilen, wenn ich nicht mehr seyn werde, auch meiner. Erzählet Fritzen meinen Tod, wenn er wieder kommt. War wahrlich ein guter Knabe, liebte seine Aeltern, fürchtete Gott, und dieser wird ihn auch nicht verlassen.

Mutter. Lieber Mann, du schwächst dich zu sehr. Erinnere dich nicht trauriger Begebenheiten.

Wilhelm. Deshalb seyd ruhig Vater. Ich will alles thun, und noch mehr als ihr begehrt.

Vater. Dank' dir Wilhelm! Warst jederzeit die Stütze meines Alters, die Freude meiner Tage. Fahre fort, dein Wandel gefällt dem Himmel. Nun noch einige Lehren aus dem Munde deines sterbenden Vaters. Im Tode ist Wahrheit.

Wilhelm. Redet Vater!

Mutter. Kinder! Ihr macht ihm seine letzte Stunde schwer.

Vater. Nein Katharine! schwer nicht. Glücklich macht mich das Bewußtseyn: die Pflicht eines Vaters ausgeübt zu haben. Fehlte mir dieses, dann, dann Weib würd' ich zittern. — Freylich muß ich dich, muß ich gute Kinder verlassen. Aber ich verlasse euch ohne Furcht, ohne Sorge. Ihr seyd alle Christen, habts bewiesen in der Ausübung, und Christen sind nie verlassen. — Kommt näher meine Kinder. Helfe mir aufrecht Katharine! Wilhelm setze dich an meine Seite, und du Michael

sey aufmerksam. — — Seht meine Lieben, so ist der Mensch. — 80 Jahre sind vorüber, froh lebt' ich sie durch, hab' sie kennen gelernt die Welt in jedem Betracht. Die Stunde meiner Auflösung nähert sich — muß fort. — Wohlan denn, die Bibel sey das Buch, das ihr gemeinschaftlich bethen sollt. Fühlet sie die Lehren, unmittelbar beglücken sie den Menschen. Wählet euch jedesmal einen Spruch zur Verhaltungsregel aus diesem heiligen Buche. Befolget den Inhalt davon, und habt ihr euer Tagwerk vollbracht, so prüfet eure Herzen, dankt dem Schöpfer für die euch dazu verliehene Gnade, und selig wird der Abend eines solchen Tages seyn. Seyd gerecht Kinder! Gerechtigkeit bahnt den Weg zum Himmel, macht glücklich hienieden. Liebet jedermann, habt Mitleiden mit den Fehlern eures Nebenmenschen, verachtet ihn deshalb nicht, und gestatten es die Umstände, so bessert, beydes ist Pflicht des Menschen, und um so mehr Pflicht des Christen. Beleidigt euch jemand, suchet nicht Rache. Glaubt mir, Gleichgültigkeit schmerzt den Feind mehr, als ausgesuchte Rache. Doch lasset euch eure Gerechtsame nicht rauben. Der seine Rechte muthwillig vergiebt, beweist, daß er sie nicht verdient habe. Euren Feinden begegnet mit Liebe, denn dadurch entwaffnet ihr sie, ohnmächtig werden sie vor euren Augen. Jedem, der euch vorgesetzt ist, gehorcht. Lieber leidet ein kleines Unrecht, als daß ihr euch ohne dringende Noth Feinde zuziehen sollt. Es ist Wahrheit liebe Söhne, ein einziger Feind, — so

gering

gering und unbedeutend er immer seyn mag — kann mehr schaden, als zwanzig Freunde nützen. Suchet den Umgang mit größern nicht, als ihr selbst seyd. Schwach ist ihre Freundschaft, seicht ihre Verheißungen; werden sie Feinde — und wie leicht werden sie das nicht — so schaden sie gewaltig, unterdrücken unmenschlich. Bleibt in eurem Gleise, dienet Gott und euerem Herrn, jedesmal wird Wonne euer Gefährte seyn. Die Schätze dieser Welt sehet nicht für die Glückseligkeit selbst an, sie sind bloß Mittel dazu, gebrauchet sie mit Vernunft, und ihr werdet nie Ursache haben eurem Daseyn zu fluchen. Nützet jede Gelegenheit wohlzuthun, es ist ein Vergnügen, Kinder, das sich nur fühlen, nur empfinden läßt. In eurer Haushaltung seyd mäßig, Mäßigkeit ist die Grundfeste des häuslichen Wohls. Meidet Schulden. Die Hilfe davon ist nur scheinbar, schrecklich die Folgen. — Euren Landesherrn liebt wie euch selbst. Euer Vaterland verläugnet nie. — — Könnt' euch noch vieles sagen, aber meine Kräfte verlassen mich. — Bethet und arbeitet. Katharine! habe Dank für diesen letzten Dienst. *Legt sich. Eine allgemeine Stille. Nach einer langen Pause.*

Mutter. Gott welch ein Mann!

Wilhelm. Und Vater —

Michael. Könnt' ich nur weinen — —

Vater. Ihr habt mich doch verstanden Kinder? Nun wohl! Sagt alles das Fritzen, sagt ihm, daß ich ihn im Geiste segne. Sagt ihm, er soll rechtschaffen bleiben, er kann es auch unter dem Kriegs-

volke, und hat mehr Verdienst dabey, soll fechten fürs Vaterland, und genugthun seiner Pflicht. — Mutter — schon fühl' ich den herannahenden Tod. Kalter Schweiß überläuft mich, meine Glieder erstarren. —

Mutter. Gott im Himmel!

Michael. Vater — Vater stirbet nicht.

Wilhelm. Allmächtiger! Es pocht an der Stubenthür.

Michael. Mutter es will jemand zu uns.

Fritz tritt als Rittmeister herein.

Mutter. Christus Jesus! Wo kömmst du her.

Wilhelm und Michael fallen ihm um den Hals, und beyde zugleich. Bruder, Bruder!

Rittmeister. Gott, welch' ein Auftritt! Wo ist unser Vater?

Mutter. Sieh und —

Rittmeister fällt auf den Sterbenden.

Vater. O mein Sohn! Nun Gott — Hab keine Worte mehr.

Rittmeist. Ist denn keine Hilfe mehr möglich?

Vater. Keine mein Sohn. — Beugt eure Knie Kinder.

Die Kinder knien nieder. Der Vater richtet sich auf, und spricht leise den Segen. Nach einer tiefen Pause. Es ist vollbracht. Gott gebe das Gedeyen dazu. Du Fritz bleib rechtschaffen. Fliehe die Eitelkeit.

Rittmeister. Das war ich noch immer Vater. Ehrenstuffen werden wir dieses große Gut nie rauben. Ich bin Rittmeister, beschenkt vom Landesfürsten

fürsten selbst. Euch liebe Aeltern zu helfen komm ich hieher. —

Vater. Helfe deiner Mutter, und bethe für mich. — Katharine lebe wohl — ich — Gott stärke mich. — Stirbt.

Rittmeister. Er ist dahin, fasset euch Mutter! Liebe Brüder — ich bin euer Vater.

Wünsche eines Knaben am Namenstage seines Vaters.

Eine häusliche Scene.

Knabe. Ja, beßter Vater! — es ist wirklich so! — Mein Herz sagt es mir. —

Vater. Was sagt es dir, lieber Knabe? —

Kn. Daß es nur Wünsche sind, was ich sprach, — daß Wünsche meistens das bleiben, was sie sind, — und daß es schmerze, Dinge zu fühlen, die man zu thun außer Stande ist. — Dieser Gedanke macht mich unruhig, untermischt mir die Freuden des heutigen Tages mit Traurigkeit.

Vat. So eine Traurigkeit ist edel, mein Kind! — Und eben diese Unruhe ist ein Beweis deiner ruhigen Seele. — — Du bist deinen Aeltern Trost! Der Himmel segne dich dafür — durch den Segen deines Vaters! — Der herrlichste Lohn sey dir meine Liebe und Sorge. —

Kn. Aber ich wünsche alles — alles für Sie zu thun, und kann es nicht — und liebe Sie zärtlich! —

Vater.

Vat. So thust du Pflicht, und das heißt genug, — heißt alles thun. — Ich bin zufrieden. — Wahr ist es, Knabe, Wünsche sind Wünsche, bleiben es oft. — Aber der Herr kann sie erfüllen: — erfüllet wirklich, was seiner heiligen Vorsicht gemäß: ist mein Vater, wie der eurige. — — Und ich! — o ich lebe den heutigen Tag für mich, so wie ich jeden Tag meines Lebens für den hinlebe, der sich seines Vaters würdig machet.

Kn. Gewiß, Ihre Wohlthaten sind zu groß, sind zu viele, als daß sie der Dank und das Wohlverhalten ihres Sohnes verlieren könnte. — Sie sind mir alles — alles auf dieser Welt. Ihre Hand ist meine Veste, — Ihr Auge mein Licht, — Ihre Rede mein Trost, — Ihre Vatersorge meine Erhaltung, und jeder Schlag Ihres Herzens ist mein Leben. — O wie dauern mich Kinder, die keine gute Aeltern haben? —

Vat. Guter Knabe! Ein Vater, der seine Kinder liebet, wird nie müde ihnen wohl zu thun, um sie einst glücklich zu sehen: er verwendet alles darauf, dem Staate einst nützliche Mitglieder zu verschaffen. — Was würde es sonst mit uns seyn? — Religion und Thätigkeit müssen euch glücklich machen, und Verstand und ein gutes Herz müssen eure Vorzüge seyn. — — —

Kn. Ja theurester Vater! zum heiligsten Gesetze will ich es mir machen, Ihrer Leitung zu folgen, Ihre Absichten zu erfüllen. — Sollte ich nur eine Stunde in meinem Leben undankbar, unfolgsam, die Quelle eines väterlichen Schmerzen

seyn. —

seyn, — o so müßte diese Stunde mit Schande gebrandmarkt unter den Verworfenen stehen! — Ich sehe es mit ruhiger Seele, daß uns gute Erziehung glücklich mache. — Die Zukunft meines Lebens, noch in Dunkel verhüllet, läßt mich Freude hoffen, so wie sich sanfte Lämmer im stillen Thale freuen, wenn die Sonne am schönen Abende über sie niedergehet.

Vat. Ja, mein Kind! Wir thun wohl, was wir können, werden es ferner thun. — Aber, — — gieb Acht, — ich will dich nun etwas lehren. — Sieh einmal mit der gleichgültigsten Mine über das Getümmel der Menschen hin, oder — — —

Kn. Aber das ist mir ja unmöglich? —

Vat. Stelle dich wenigst, als wenn du hinsähest, gleichgültiger darüber hinsähest, als über den Haufen der Ameisen, die dich zum Lobe des Schöpfers, und zur Thätigkeit reizen. — Und was siehst du? Siehst ein Schauspiel, wo der seine Rolle gut zu spielen scheint, der es oft nicht einsieht, daß es eitel Schauspiel ist. Siehst eine Menge Geschöpfe, die sich alle aus ihrer Niedrigkeit herauswinden, und groß scheinen wollen, da sie klein sind. — Siehst Menschen, die ganz vergoldet sind, und doch niederträchtig handeln; — hier eine Klasse, die das Metall zur Philosophie führen soll; dort eine Gesellschaft, der, um glücklich zu seyn, — gesunder Menschenverstand fehlet. Wirst unter zwanzig vernünftigen Geschöpfen jedesmal etwa drey finden, die Verstand im Kopfe,

und ein ehrlich Herz haben. — — Doch — laßt uns aufhören, über Menschen zu klagen; sie bleiben, wie sie sind, werden niemal, wie sie seyn sollen.

Kn. Aber wie hart muß es seyn, liebster Vater, unter diesen Menschen zu leben? —

Vat. Und doch leicht für den, der sich nicht schämt, fromm zu leben, nicht fürchtet, ehrlich zu seyn. — Der Herr hilft uns, mein Kind, — er führt uns den Weg der Weisheit und seiner endlosen Güte, führt uns diesen Weg mitten unter dem Getöse der Laster, die sich wie ein aufschwellender Strom fürchterlich um uns her thürmen.

Kn. Dank sey Ihnen für die guten Lehren, und für jedes Wort soll der Himmel eine Reihe der Jahre in der Dauer Ihres Lebens ansetzen. — Mein Gebeth soll immer zum Ewigen steigen, und er soll es hören, da ich für meinen Vater bitte, soll das Rufen der Kindesliebe und Zärtlichkeit hören. Er wird Sie uns erhalten, — wird uns noch lange das Glück, das unschätzbare Glück schenken, Ihre Vaterhand zu küssen, Ihren Segen zu empfangen.

Vat. Gut, lieber Sohn! Diesen sollst du allezeit haben, sollst ihn, — wenn ich jenseits des Grabes bin, noch haben. — Danke dem Himmel, daß er dir ein gutes Herz gab, und misbrauche es nie.

Kn. Wie vergnügt, wie zufrieden werde ich den heutigen Tag zubringen! — Ich würde ihn mit

mit Fürstenkindern nicht vertauschen. — O möchte er uns noch hundertmal wiederkehren: möchte mir oft so eine Freudenthräne aus den Augen rollen. — Unglücklich das Kind, das die Aelternliebe in seinem Herzen erstickt! — Nicht wahr, lieber Vater? —

Vat. O ja, Knabe, eben so unglücklich, als Aeltern, die für ihre dumme oder böse Erziehung nichts als den Fluch ihrer Kinder einärndten.

Kn. Lass'n Sie mich also den freudigen Wunsch aufrufen, und alle guten Kinder sollen ihn auch ihren Aeltern mit mir zurufen: Es lebe mein guter, mein rechtschaffener Vater! — — —

Zu Seite 141.

Frehling sc.

Fünftes Geboth.

Du sollst nicht tödten.

Ein Mensch, der eine Minute lebt, der in dem Augenblicke, in dem sein Herz den schrecklichen Plan zum Untergang seines Nächsten entwirft, schon selbst der Verwesung wieder näher gekommen ist; — dieser Mensch, dessen Nervengebäude durch einen ausgelebten Blutstropfen seine Wirkung verlieret, der durch den Stich eines Insekts aufhöret zu seyn; dieser Mensch tödtet seine Brüder.

Hier wird der Stahl aus der Erde gegraben, und des Menschen erfinderischer Geist schmiedet ihn nun zu Werkzeugen seines Todes; — Er dichtet auf Maschinen des Mordes, um tausende zu würgen, und legt seiner Mörderey den Namen der Tapferkeit, und den Buben, die sie ausüben, den Namen der Helden bey. —

O schö-

O schönes Gedicht von der Ehre, das sich auf Mordthaten gründet! als wenn Raub von Königen verübt nicht auch Raub, und Mord im Harnisch vollbracht nicht auch Mord wäre. — —

Da bluten unschuldige Rümpfe, und Armeen tretten über Leichen hin und frohlocken über den Sieg ihrer Grausamkeit.

Mit Menschenblut werden die Trophäen gemalt; — aus Menschenknochen Siegeszeichen errichtet, und aus zersplitterten Hirnschalen erschlagener Menschen auf Gesundheit der Sieger getrunken.

Und wer sind diese wimmelnde Insekten, die sich um die Eroberung eines Sandkörnchens aufreiben? Sie sind Menschen, und nennen sich vernünftige Thiere, — und beweisen die Größe ihrer Vernunft noch selbst unter einander aus metaphisischen Grundsätzen — und binnen der Zeit, daß der vernünftige Bär sich tief zu seinen Brüdern in die Höhle verkriecht, und der reissende Wolf sich in Wäldern versteckt, so würgt der vernünftige Mensch seinen Mitbruder, kehrt stolz auf seine That mit blutenden Händen zurück — und frohlockt über seine Grausamkeit.

Anton und Silvio.

Ein Gespräch.

Anton. Es ist doch ganz unbegreiflich, wie ein Sterblicher den andern morden kann, da der Mörder doch selbst keine Minute sicher ist,

ob er nicht in dem Augenblicke aufhört zu seyn, in dem er seinen armen Mitmenschen erwürgt.

Silv. Ja gewiß, das ist ganz unbegreiflich, aber noch schaudernder ist der Gedanke, wenn man bedenkt, daß es so vielerley Arten von Mord giebt. Es giebt so viele heimliche Mörder, die wirklich zu feig sind, mit eigenen Händen zu tödten, und doch tödten, und vielleicht grausamer tödten, als gemeine Mörder.

Ant. Was willst du durch dieses sagen Silvio?

Silv. O Freund! verstehe unsere tägliche Art zu morden, die so gewöhnlich ist, daß man sich gar nichts mehr aus der Sache macht; — ich verstehe den Mord am Vaterlande, den Vatermord, den Kindermord, den Mord des Gattens, den Mord des Redlichen, endlich den Seelenmord, den Mord durch Verläumdung.

Ant. Wolltest du dich wohl deutlicher hierüber erklären?

Silv. Ja, ich will dir meine Ideen durch Erzählungen erläutern.

Der Mord am Vaterlande.

Eine Geschichte.

Es lebte in einer ganz unbekannten Insul ein König, Saptr genannt. Seit zweyhundert Jahren, als sein Geschlecht auf dem Throne war, regierte Sanftmuth und Güte, und der Königen Glück war das Glück ihrer Unterthanen. Saptr war auch so gut als seine Vorfahrer. — Jeder seiner

seiner Untergebenen liebte ihn, jeder hätte Blut und Leben für Sapir geopfert, und Sapirs Name unter dem Volke war; der gute König. — — Die glückliche Lage, in der die Insul war, die unbesteigbaren Gebürge, die sie umzingelten, und der Eroberungssucht anderer Völker entzogen, bewahrete sie von dem der Menschheit schädlichen Pracht, und ausländischer Schwelgerey. — Das Interesse des Volks war mit dem Interesse des Fürsten verbunden, und die geehrtesten Männer des Staats waren der Ackersmann, und der Hirt. Man trank in diesem glücklichen Lande keine Schokolade, — man kauete keine Gewürze, — und verschluckte weder Zucker noch Ananas, — keine Creme von Barbados wurden auf die Tafel gesetzt, und keine glänzende Stoffe aus Indien kleideten den Mann von Adel, der den andern unterdrückte, keine persische Tapeten wurden in Palästen aufgezogen, um des Fürsten Augen vor den Uebeln zu verschliessen, welche die Weichlichkeit in den beyden Halbkugeln der Erde aufweckten; — Da waffnete sich kein Vater wider den Sohn, und der Durst nach Gold bemächtigte sich nicht der unschuldigen Herzen. — Gerechtigkeit und Mitleiden wurden nicht ins Reich der Chimären gesetzt — und der Geiz durchstrich nicht die unermessene Fläche des Oceans, um Menschen des Goldes willen zu fesseln, und um den Fahnen einer Fregatte des Meers Wellen mit Menschenblut zu färben; — auch floß aus den Minnen von Peru des Goldes brennender Strom nicht in diese selige Gegend,

und versenkte die Wurzeln der menschlichen Glückseligkeit nicht; — man fand hier keine Richter, die sich von Jugend auf zur Unempfindlichkeit gewöhnt haben, und die mit kaltem Blute mit dem Leben und Vermögen und der Ehre ihrer Mitbürger schalteten und walteten. — Es gab da keine Obrigkeiten, die für ihre geringsten Privilegien mit Ungestümm kämpften, und wieder thöricht feig waren, wenn es um das öffentliche Wohl zu thun war, die Zügel der Regierung waren sichern und weisen Händen anvertraut, die einem gewissen Plan zum Wohl des Ganzen folgten, die Gesetze herrschten, und kein Mensch war über sie erhaben. In solchem glücklichen Zustande blühte das Königreich, wo Sapir herrschte, und jedes Jahr erneuerte er im zwölften Monde die heiligen Schwüre seiner Voraltern, seine Völker glücklich zu machen.

Es war eine einsame Gegend unweit Sapirs Palast, hohe Papeln umschatteten sie, und Palmbäume waren an einem angenehm riselnden Bache zerstreut umher, in eine düstere lange Allee führte durch dunkeln Zipressen-Schatten den Wanderer zu der Grabstätte von Sapirs Voraltern. — Da an diesem Denkmaale der Könige wurden jährlich Rosen-Sträuche gepflanzt, und das Volk besuchte die Todtenkrüften ihrer verstorbenen Wohlthäter. Wenn in mitternächtlicher Stille alles umher lag, und die Natur schlummerte, so gieng Sapir oft in den Stunden der Nacht in diese Gegend, in den Stunden, in denen der vertraute

Mond

Mond mit seinen reizenden Strahlen die Augen der Betrachtung der Sterblichen aufklårt.

Alles lag důstern umher, schůchtern glånzten die Sterne über Sapirs Haupt, als fürchteten sie sich seine arbeitende Seele zu stöhren, — in tiefer Stille gleiteten sie über seinen Scheitel hin. Da stunde nun Sapir bey der gesammelten Asche seiner Voråltern. — — Durch mich — so fieng er an, verehrungswürdige Schatten! — Durch mich sollt ihr wieder aufleben, — ich schwöre es euch zu, — daß ich gerecht wie ihr seyn will: — bald werde ich vielleicht zu euch hinab steigen — und den Platz einnehmen, den mir die Sterblichkeit bestimmt hat, — und ich will nun bedenken, daß ihr abgeschiedene Freunde der Menschheit aus euren Kräften mich anklagen würdet, wenn ich meine königliche Macht misbrauchen würde, ach! — verehrteste Schatten! — ich weis es, ihr öffnet noch eure Augen über mich, und keiner meiner Gedanken wird euch entgehen. — Wenn irgend der Trieb des Ehrgeizes oder des Stolzes im Grund meines Herzen herrschen sollte, so will ich ihm heut noch auf eurer Grabstätte entsagen, ich will das Diadem wegwerfen — vom Throne herabsteigen und mich unter den Haufen mischen, und ich werde als ein unbekannter rechtschaffener Bürger größer, verehrungswürdiger als ein Monarch seyn. Nicht die Chimäre der Hochheit soll meinem Herzen je schmeicheln, sondern die süsse und große Vorstellung, meinen Unterthanen ein wahres Glück zu verschaffen; — und ihr gütige Schatten mei-

ner abgelebten Voráltern! Gewähret auch ihr mich durch eure Vorbitte bey der Gottheit zur Belohnung meiner Liebe das Zutrauen des Volkes und den Beystand des Beherrschers der Welt, und laßt mir den Gedanken nie aus meiner Seele kommen, — daß er es ist, der Allmächtige, der König ist; und daß wir, die wir das Diadem tragen, nur Ebenbilder von ihm sind, die auf dieser Erde vorübergehen, um seine erhabenen Rathschlüsse auszuführen. So bethete Sapir, und eine blitzähnliche Flamme, die den Himmel durchglühte, war das Zeichen, daß sein Gebeth der Gottheit angenehm war.

Allein so gut die Absicht des beßten Regenten war, so herrschten doch geheime Laster unter dem Volke, die die Gottheit zur Strafe auffoderten.

Allgemach näherte sich schon die Stunde, in der Sapirs Reich zum Untergange kommen sollte.

Firnet, ein Projektenmacher aus einer üppigen Stadt, dessen Bürger in Schwelgerey und Wohllust ihre Tage verlebten, schiffte mit seinem Kauffarthey-Schiffe im Meere, und wollte nach Indiens Küsten; allein ein Sturm trieb sein Schiff an die Klippen, es scheiterte, und Firnet wurde ans Ufer geworfen. Schon erwartete Firnet die letzte Stunde seines Lebens, schon glaubte er vor Hunger sterben zu müssen, als ein sanfter Schlaf seine Augen schloß, — denn die Vorsicht wählte ihn zur Geisel der Sünden von Sapirs Reiche.

Firnet lag im tiefen Schlummer gesenkt am Ufer. — Ein großer Adler, der Beute suchte, flog

flog am selben vorüber, sein scharfes Aug erblickte den Schlummernden, und wie ein Pfeil stürzte er auf selben herab, und trug den Unglücklichen mit seinen Klauen davon.

Firnet erwachte, — und war doch noch wie im Traume, denn er konnte seine Luftreise nicht verstehen. — Vergebens waren seine schon erschöpften Kräften gegen die Klauen des Adlers; er würde seine Beute geblieben seyn, wenn nicht der große Pelz, den er trug, und die Menge Golds, das er bey sich hatte, und sein dicker Wanst, der in Europa das Gut von 20 Tonnen auffraß, den Adler gänzlich entkräftet hätten; — Der Vogel ließ seine Beute fallen, und unglücklicher Weise fiel Firnet in Sapirs Reich. Da wurde der Fremdling mit Vergnügen aufgenommen, ans Staats-Ruder gesetzt, und bald verbreitete sich das Verderben über die Nation. Schon hob die schreckliche Ungleichheit in den Glücksgütern ihr Schlangenhaupt empor, und lieferte einer kleinen Anzahl, müssiger Menschen den ganzen Reichthum der Nation in die Hände; die Frauen fiengen an in ihren Ohren den Erbtheil von zehen Familien zu tragen, und der unterdrückte Bauer hörte auf Eigenthümer zu seyn, wurde verkauft, von seinem väterlichen Feld getrieben, er floh mit Thränen den Boden, wo er Elend und Armuth fand. In den Häusern der Reichen entstunden die verfeinerten Speisen, die durch die Hände vieler Färber gegangen waren, die Ragouts, die Kraftbrühen, die aus Menschen zerstörenden Ingredienzien zu-

sammen-

sammengesetzt waren, und mit ihrem Gift gesunde Eingeweide verbrannten. — Die Tugend floh aus den Palästen, und die Rechtschaffenheit wurde verfolget, mit Flittergold und Modewaaren vertauschte man Ehrlichkeit und Tugend. Man erfand Straffen, aber sie waren nicht mehr hinlänglich den Lastern Gränzen zu setzen, Verbrecher wurden durch Verbrecher getödtet, die Unschuld in Kerker gesetzt, und das Laster im Triumphwagen geführt.

So war die Verwirrung in Sapirs Reich, als Firnet seine Grundsätze einführte. Sapir sah mit blutendem Herzen die Verwirrung und suchte seine Zuflucht bey dem Grabe seiner Voraltern.

Es war eine dunkle Nacht, und Wetterwolken stunden am Himmel, als Sapir seinen Palast heimlich verließ, und die ehrwürdige Grabstätte besuchte. — Die Winde heulten durch den Wald, — und ein gräußliches Gewinsel verursachte das Rauschen der Bäume durch den Todtenhayn. —

Sapirs schuldlose Seele war aber bey allen schröcklichen Auftritten der Natur ganz ruhig; — er warf sich zur Erde nieder; — und fieng aus seiner Seele zu bethen an.

Gütige Gottheit! und ihr ehrwürdige Schatten der abgeschiedenen Könige! wer hätte es wohl glauben sollen, daß je die Freude aus unsern Fluren verschwinden, unsere Feste sich in traurige Tåge verwandeln, und Furcht und Schrecken dem süssen Vertrauen folgen sollten. Vormals lachten unsere blühende Fluren unsern Augen, die Felder des Landmanns versprachen seine Arbeiten zu bezahlen,

zahlen, — und jetzt wird die Frucht seines Schweißes verzehrt.

Ihre Hütten, die sie mit so vielem Vergnügen aufputzten, stürzten über ihre Scheitel zusammen, Greise und Kinder wissen kaum mehr, wo sie ihre Häupter hinlegen sollen, die Klagen meiner Unterthanen verlieren sich in die Lüfte, und mit jedem Morgen folgt dem Elende, unter dem sie seufzen, noch ein schrecklicheres.

Kaum ist in manchen noch ein Zug der menschlichen Gestalt übrig geblieben, und die Thiere, die das Gras abmähen, sind ohne Zweifel weniger unglücklich als sie. Noch empfindsamere Streiche stürzten auf die Häupter der Unglücklichen. Die Mächtigen des Reichs verachteten sie, und gestehen ihnen kein Gefühl der Ehre zu, sie sind keck genug, den armen Landmann unter seinem Strohdach zu beunruhigen.

Vergebens ist der Arm, der das Schwert der Gesetze trägt, er kann die zerstörte Ruhe nicht mehr herstellen. O ihr geheiligten Schatten meiner Voreltern! Diese gerechten Klagen meiner Unterthanen durchdringen die Athmosphäre, sie drangen zu meinem Throne, und mein Herz kann nicht gleichgültig zu dem Flehen der Unglücklichen seyn. Ihr, die ihr immer für's Wohl des Vaterlandes gesorgt, erleuchtet meinen Geist, daß ich die Ruhe wieder herstelle, die so viele Unordnungen dem Staate geraubt hat. So bethete Sapir, und der Himmel erhörte das Flehen des guten Königs. Sapir lag tief zur Erde gebeugt, und ein schrecklicher Donnerschlag

nerschlag zersplitterte den Zypressenbaum, der der nächste an der Königs Grabhügel war. Die eisernen Thüren der Ruhestätte der abgeleibten Monarchen öffneten sich, und ein Mann in kriegerischer Rüstung, vorgezogenem Helm trat aus der Grabstätte. Düstere Majestät folgte seinen langsamen Schritten. Er näherte sich dem unglücklichen Sapir, und fieng so zu ihm an.

Die Gottheit, die das Innerste deiner Seele sieht, hat dein gerechtes Flehen erhört. Ich bin der Schutzgeist deiner Nation, und will dir nun an deinem Throne zur Seite stehen, wenn du Urtheile sprichst, oder Staats-Angelegenheiten entscheidest, damit das Glück deiner Nation wieder aufblühen kann.

Höre Sapir! es herrscht Mord in deinem Lande; Firnet, dem du dein ganzes Zutrauen geschenkt hast, ist ein Mörder. Ich klage ihn an, rufe ihn hieher auf diese Grabstätte, und er soll sich über diese Anklage verantworten. So sprach der Geist, und schon war er vor Sapirs Auge verschwunden. Das Gewitter war vorbey, der Himmel heiterte sich auf, Sterne glänzten wieder über Sapirs Scheitel, und flößten Hoffnung in seine gekränkte Seele. Der König verließ die Asche seiner Voraltern, und spät nach Mitternacht kam er erst in seinen Palast zurück.

Die Sonne gieng auf und vergüldete die Spitze der Berge, die Sapirs Reich umzingelten, als der König schon wieder wach war, und auf die Scene des vergangenen Abends dachte.

Firnet

Firnet wurde zum König gerufen, und Sapir erzählte ihm den Auftritt des verflossenen Abends.

Der Schutzgeist meines Vaterlandes sprach er; hat dich des Mordes beschuldigt, du bist zur Rechtfertigung aufgefordert, und die mitternächtliche Stunde ist hiezu bestimmt. Ich des Mordes beschuldigt; erwiederte Firnet, das ist unmöglich! nie hat meine Hand das Blut eines Sterblichen vergossen. Die Erscheinung, die Euer Majestät zu sehen glaubten, muß Täuschung, oder der Geist aus der Hölle gewesen seyn, der Sie lügenhaft bethörte. Die Nacht soll entscheiden, sagte Sapir, und die Freunde des Königs, und die Großen des Hofes wurden zu diesem feyerlichen Auftritt vorgeladen. Alles erwartete in größter Ungeduld den Abend. Endlich verließ die Sonne den Gesichtskreis von Sapirs Reich; der Abend streute Schatten umher, und schon ließ sich dort und da ein Stern an des Himmels Fläche sehen.

Sapir versperrte sich eine Zeitlang in sein Kabinet, und bereitete sich zu diesem seltsamen Vorgang. Endlich kam die Stunde der Mitternacht; die ganze Gegend lag im tiefen Schlummer versenkt, düstere Stille herrschte in den Fluren, und außer der nächtlichen Eule war kein lebendes Geschöpf in der Gegend mehr wach. Der Mond glänzte am Himmel, und warf seine Strahlen durch die Spitze der Palmbäume auf der Könige Grabstätte hin. Die schwarzen Zypressen, die in dem Todten-Hayn stunden, verbreiteten majestätischen

tischen Schatten, und malten ihr kolossalisches Bild auf die einsame Fläche.

Sapir trat mit seinem Gefolge in den Todtenhayn, Firnet folgte nach, und seine wankenden Schritte verriethen, daß seine Seele nicht ganz schuldlos war.

Sie traten an die Grabstätte der ruhenden Monarchen. Schon loderte eine Flamme auf dem steinernen Altar, und eine fürchterliche Stimme ertönte aus der dumpfen Kruft. "Firnet! nimm "die Gottheit zum Zeugen, wenn du kannst, "daß du dich keines Mordes schuldig gemacht "hast!"

Firnet trat zum Altar, und mit blassem Gesichte erhob er seine zitternde Hand zum Himmel, und rufte die Gottheit zum Zeugen seiner Unschuld an: allein kaum war die Rechtfertigung seinen Lippen entflohen, als der Himmel sich mit Wolken überzog, Blitze glühten und ein Donnerschlag erlöschte das Feuer auf dem Altare. Die Stürme braußten, die Erde bebte, alles floh schüchtern dem Palast zu; nur Sapir und Firnet waren noch im Hayn, und erwarteten mit blassen Gesichtern den Ausgang dieser fürchterlichen Ankündigung. Der Schutzgeist der Nation erschien, aber seine Rüstung war fürchterlich, sein Helm war offen, und seine Mine die Mine eines erzörnten Cherubs.

Tritt näher, schrie er mit einer Stimme, die die Wälder durchscholl, und die der Wiederhall dreymal aus den erschrockenen Klippen zurückprellte. Tritt näher, und rechtfertige dich über die Mordthaten,

thaten, deren ich dich anklage. Du bist ein Mörder! zwar nicht einer, wie die gewöhnlichen Mörder sind; aber deine blutenden Thaten sind zweymal grausamer, als je ein Mord war, den die Menschen verübten. Sieh umher, wie die Verwüstung dieses edle Land entvölkert hat. Da sind Leichensteine, unter welchen unglückliche Jünglinge modern, die die Schwelgerey und Wohllust unter die Erde gebracht haben. Dort sind elende Grabhügel, die selten ein Mensch besucht, und die durch nichts als die Thräne des Redlichen geheiligt sind; und unter diesen Grabhügeln sind die Gebeine der unglücklichen Menschen, die die Härte des Reichen und die Unbarmherzigkeit der Großen dieser Gegend entrissen hat. Du allein bist Schuld an diesen Mordthaten. Sapir hat deiner zugemutheten Geschicklichkeit das Wohl seines Landes anvertraut, und deine Nachläßigkeit, und dein Eigennutz hat seine Güte misbraucht, und die Kinder getödtet, die er deiner Obsorg übergab.

Du hast neue Bedürfnisse unters Volk gebracht, die es nicht kannte, und die es nun erbärmlich quälen! Du hast ihre sanften Sitten verdorben, und bist zum Mörder der Unschuld und der Tugend geworden.

Untreue und Raubsucht haben sich durch deine Nachläßigkeit eingeschlichen, weil die Nothwendigkeit zu leben gemeiniglich über die Tugend siegt. Aber wer hat das Beyspiel des Raubes gegeben? Wer hat aus dem Herzen dieses redlichen Volkes die Tugend verdrängt? Wer das Band der Eintracht zerrissen?

Du bist der Mörder, und so lang wird sich der Schutzgeist mit Sapir nicht aussöhnen, bis du hier am Altar zum Opfer meiner gerechten Rache sinken wirst. — So sprach der Schutzgeist, eine Flamme schlug aus der Erde, und er verschwand.

Mittlerweile eilten die Großen des Hofes wieder herbey, die noch die letzten Worte des Schutzgeistes hörten. Firnet erwartete aber den Ausgang nicht, sondern ergrif den Dolch, stieß ihn tief in seine Brust, und sank todt am Altar hin. Der Schutzgeist der Nation war wieder ausgesöhnt, Wohllust und Laster flohen aus Sapirs Reich; die vertriebene Tugend kehrte in die Paläste zurück; Hochschätzung war beym Pfluge, und Wohlwollen am Hofe. Sapir regierte lang und glücklich, und ließ diese Geschichte seinen Nachkömmlingen aufzeichnen, zum Beweise, daß die Gottheit das Innerste der Sterblichen kennt, und Mörder bestraft, die Mörder der Nationen sind.

Grausame Mordthaten, wenn man sie auch verborgen glaubt, kommen ans Licht.

In den Zeiten der Ritterschaft besuchte in Europa ein Junger von Adel ein Spital, und wollte die Einrichtung in selbem sehen. Schon durchlief er mit dem Aufseher alle Gänge, besah alle Krankenstuben und jedes Zimmerchen, und wollte abgehen, als der Aufwärter ihm noch zurief, ob er das Tollhaus nicht auch ansehen wollte. Ich will wohl,

wohl, erwiederte der Fremde, und nun trat er in's Tollhaus. — Der Aufwärter wollte ihm die Narrenkeuchen aufsperren, allein er vergaß die Schlüssel in seinem Zimmer. — Im Augenblick, sagte er zu dem Fremden, will ich wieder hier seyn. Gedulden Sie sich nur ein wenig. Der Wärter eilte davon, und ließ den Fremden im Gange stehen.

Webson, so hieß der Fremde, näherte sich einsweilen einem Kerkerchen, und machte den Schub auf, durch welchen man den Unglücklichen die Speisen hineingiebt. Die Neugier reitzte ihn zu sehen, welcher Unglückliche diesen Kerker bewohnt.

Wie erstaunte aber Webson, als er einen jungen schönen Menschen erblickte, der sich der Thüre nahete. Er war zwar bleich, abgezehrt, und der Harm auf seiner Stirne; allein auch die Verwüstung des Grams schwächte nur, aber zerstörte die edlen Züge nicht. Er nahete sich dem Fremden, und fieng so an: — Wenn du ein Mensch bist, und wenn du eine Seele hast, so höre mich an. — Ich bin ein Unglücklicher, und kein Narr. — Besorge, daß ich nur einige Augenblicke mit dir sprechen kann. Er wollte weiter sprechen, aber der Aufwärter war da. Webson war wie vom Donner getroffen, denn er hatte eine gute Seele. — Er stund eine Weile ganz betäubt, und dachte auf Mittel, diesen Unglücklichen sprechen zu können. Endlich sagte er zu dem Aufwärter: was für ein Unglücklicher ist denn in diesem Kerker versperrt? Das ist einer der schlimmsten Narren, erwiederte der Aufwärter. Er war Kammerdiener bey einem

Marquis. Dieser Mensch ist so böse, daß man ihm das Wasser und die Speisen auf einem langen eisernen Löfel reichen muß. — Das wäre der Geyer, erwiederte Webson; warum ist er denn heut so still? — Es mag das Wetter daran Schuld seyn, erwiederte der Kerkerknecht. Ich bin freylich noch nicht lange da, fuhr er fort, und kann selbst nicht sagen, daß ich viel Tumult von ihm gehört habe; allein er bekommt täglich Früh und Abends seine richtige Bastonade. — Aber Freund! sagte Webson, es ist doch hart: wenn der Narr still ist, verdient er ja keine Schläge. Es lautet so mein Auftrag, antwortete der Knecht. Freund! fuhr Webson fort, dem die Sache immer verdächtiger vorkam, ich lernte auf meiner Länderreise ein Mittel, die wüthensten Narren zu stillen: ich möchte gerne eine Probe davon machen. — Wollt ihr mir wohl den Kerker aufschliessen? Ich will euch gut dafür bezahlen. — Ums Himmels willen! schrie der Aufwärter, was wollen Sie bey dem Narren machen? — Er könnte Sie erwürgen. Das geht alles auf meine Gefahr, fuhr der Ritter fort. — Hier habt ihr zween Dukaten; seyd nur so gütig und macht auf! —

Der Kerkermeister ließ sich bewegen, eröffnete die Keuche, und Webson trat zu dem Unglücklichen hinein. Sperr' zu, sagte er zu dem Kerkerwärter, und nach einer Stunde komm wieder: du sollst dafür bezahlt seyn. — Aber schweige!

Nun war Webson ganz allein bey dem Narren in der Keuche. So bald der Kerkerknecht entfernt

fernt war, überlegte Webson seine Unbehutsamkeit; die Furcht bemeisterte sich seines Herzens! er zitterte am ganzen Leibe: — allein seine Furcht verschwand bald wieder, als der Unglückliche ihn zu beruhigen anfieng. Fürchten Sie sich nicht, sagte er, guter Mann! Ich bin kein Narr, werde ich gleich täglich so behandelt, schlägt man mich auch gleich täglich wie einen Bösewicht, so bin ich doch so unschuldig, wie Sie sind. — Webson sah mit Thränen im Auge den Unglücklichen an, umarmte ihn, und sank auf sein faules Stroh zu ihm nieder. — Nun seh ich nach einem Umraum ganzer 4 Jahren das erstemal wieder einen Menschen, fieng der Elende an, denn 4 volle Jahre sind es, daß ich hier wie ein unvernünftiges Thier behandelt werde. — Ich bekomme Morgens und Abends 10 Karbatschstreiche, und habe daher seit meiner Gefangenschaft schon 29300 Streiche empfangen, die ich hier an die Wand mit meinen Nägeln aufgezeichnet habe. Was mich bisher untröstlich machte, war, daß mir keine Hoffnung übrig blieb, jemals erlöset zu werden. — Wäre ich ein Gefangener der Gerechtigkeit, so hätte man mich doch angehört! aber so — so bin ich der elendeste der Menschen. — Hören Sie also meine Geschichte. —

Ich war Kammerdiener bey dem Marquis von N. Schon als Knabe wuchs ich mit ihm auf, und war immer bey dem Undankbaren. Ich machte die Länderreise mit ihm, zog ihn aus hundert Gefahren; allein wer vergißt so leicht den Dank als die Großen? — Der Marquis gerieth in üble

Gesellschaft, er verschwendete sein Vermögen, und die Habsucht, die in seinem Busen aufwachte, verleitete ihn zu boshaften Thaten. — Er hatte einen reichen Vetter, dessen Güter, wenn er ohne Erben verstürbe, auf meinen Herrn fallen sollten. — Der Vetter hatte aber einen hoffnungsvollen Sohn, dessen blühendes Alter die eigennützigen Hoffnungen meines Herrn des Marquis vereitelte. — Es wurden also Anschläge gemacht, den jungen Grafen aus dem Wege zu räumen. — Es war eine finstre Nacht, und der Sturmwind braußte gräßlich an den hohen Thürmen des Schloßes durch den Tannenwald. — Ich war im Bette, und die Nachtlampe schien traurig auf meinem Tisch, als gähling sich meine Zimmerthüre öffnete, und der Marquis angezogen, und reisefertig kam. — Ferdinand! schrie er, du warst mein Freund, hilf mir nun mein Glück vollenden. Du weißt, daß, wenn der junge Graf todt ist, ich der einzige Erbe bin. — Es ist eine erwünschte Gelegenheit.

Der Graf hat sich auf der Jagd verspätet, das stürmische Wetter nöthigt ihn, in einer Schäferhütte zu übernachten. Es ist alles ausgespürt. — Komm theurer meiner Seele! laß mich mein Glück vollenden. Es giebt Wildschützen in der Gegend, man wird glauben — Erschrecklich rief ich auf, was wollen Sie thun? — Nein Herr! zu solchen Bubenstücken bin ich nicht aufgelegt. — Du willst nicht! schrie der Marquis wüthend, du willst nicht! — Wohl! — So will ich doch, — und du sollst fühlen, was es heiße, mir zu widersprechen. — —

Er

Er sagte es, und war schon fort. Nach zwo Stunden kam er wieder mit zerstreuten Haaren, mit blutenden Händen wie ein Mörder zurück. — Angelo, ein Pandit war an seiner Seite — und die That war schon vollbracht.

Nun kömmt die Reihe an dich, rief der Marquis zu mir. — Meine Sicherheit fodert, daß ich dir deine Zunge aus dem Rachen reiße, damit du das Geheimniß nicht verrathen kannst. — Ich könnte dich tödten! aber das will ich nicht.

Du bist ein Tugendnarr, — und gehörst ins Tollhaus. Des andern Tages früh am Morgen wurde ich wie ein Bösewicht geschlossen, und für einen Menschen ausgegeben, der wüthend geworden ist. — Um die Sache wahrscheinlicher zu machen, ließ man mir an Händen und Füssen zu Ader und goß mir verschiedene Getränke ein. Den dritten Tag wurde ich unter Begleitung des Angelo um Mitternacht in das Tollhaus gebracht, und seit der Zeit behandelte man mich immer wie einen Narren. Alles ist vergebens, was ich sage, denn der Marquis machte die Anstalten schon so, daß, wenn ich nur ein Wort sprach, man dieses als ein Signal meines mich anwandelnden Paroxismus ansah, und denn wurde ich immer erbärmlich geschlagen. — — Webson badete sich in Thränen bey dieser Geschichte, und versprach dem Unglücklichen Unterstützung, wenn es auch sein Leben kosten sollte. — Gehen Sie nur, sprach der Unglückliche, zum Statthalter; der ist ein billiger Mann, er wird mir helfen. — Binnen der Zeit war die

Stunde verflossen. — Der Kerkerknecht kam, und öffnete die Thüre. — Webson verließ den Unglücklichen mit beklemmter Seele, und bezahlte reichlich den Aufwärter. Websons erste Sorge war Gelegenheit zu bekommen, den Statthalter zu sprechen. Es gelang ihm auch. — Er erzählte ihm den Vorfall, und der Statthalter schien äußerst gerührt zu seyn. — Man wird Mittel machen, sagte er; — behalten Sie alles in tiefem Stillschweigen bey sich, und wenn es Zeit ist, will ich sie holen lassen. Webson verließ den Statthalter, und jede Stunde, die verfloß, schien ihm eine Ewigkeit zu seyn. Nach dreyen Tagen kam des Abends, da Webson ganz allein auf seinem Zimmer war, eine Kutsche für den Gasthof. Man schellte, Webson sah zum Fenster hinaus, und es war das abgeredete Signal des Statthalters. Wie ein Pfeil flog Webson zur Kutsche, — ohne Gewehr; denn was hätte er bey einem Statthalter, einem Vorstande der Justitz befürchten können? — Die Kutsche fuhr fort, wie unruhig war aber nicht Webson, als er den Statthalter in der Kutsche nicht sah. — Bey dem blassen Schein der Laternen entdeckte er nur drey schwarzgekleidete Männer mit Masquen. — Er wurde noch unruhiger, als ihm eine von diesen Personen die Augen verband, und die andere ihm ein Stilet auf die Brust setzte, und ins Ohr lispelte: Wenn Sie nur den geringsten Lärmen machen, so sind Sie des Todes. Die Kutsche rasselte gegen vier Stunden fort, als sie endlich Halt machte. Webson wurde mit verbundenen Augen

gen aus der Kutsche gehoben, und über etwelche Treppen hinunter getragen, allwo man ihn in einen Winkel warf und allein ließ. Webson hörte wohl an dem Klirren der eisernen Thüren, daß er in einem Kerker seyn müsse, und man kann sich einbilden, was alles in seiner Seele vorgieng. Nach einem Zeitraum von 24 Stunden hörte er ein Gerassel an der eisernen Thüre. Man kam herein; riß dem Webson seine Binde vom Auge. — Da sah Webson, wo er war. Ein gräßliches Gewölbe mit düstern Fackeln schreckte sein Aug. Vier vermummte und schwarzgekleidete Männer führten den Unglücklichen in ein noch weit gräßlicheres unterirdisches Gewölbe. Da waren schwarze Stühle, und ein Tisch mit einem Sargtuch bedeckt. — Wie erschrack Webson, als er den Statthalter mit zorniger Mine sitzen sah. — Elender! fieng er an, lerne mich kennen! Ihr waret der Meynung, daß noch mein Vorfahrer diese Stelle besitze; aber ihr habt euch betrogen. — Ich bin selbst der Marquis, der den Grafen tödtete. — Unbehutsamer! lerne die Macht der Großen kennen, und büße deinen Frevel! —

In diesem Augenblick wurde ein schwarzer Vorhang aufgerissen, der zur rechten Seite vorgezogen war. — Webson sank ohnmächtig hin, als er den elenden Kammerdiener erblickte, und den Kerkerknecht, der ihn zu dem Unglücklichen geführt hatte, wie ihnen der Henker die Köpfe vom Rumpfe hieb. — Sieh! rief der Statthalter dem halbtodten Webson zu, sieh! das ist meine Rache! und meine

Erhaltung fodert diese Vorsorge. Du wirst selbst einsehen, daß meine Thaten tiefes Stillschweigen erfordern. — Meine Ruhe erlaubt mir also nicht, dir ferners mehr Freyheit zu vergönnen. Tödten will ich dich nicht! aber in einen 50 Klafter tiefen Brunnen, der in diesen Felsen gehauen ist, will ich dich zu tiefest hinabsinken, und diese zween todten Körper zu dir hinabwerfen lassen, damit du eine Unterhaltung haben kannst. Die Nahrung, wie du siehst, geht dir nicht aus. Wenn du deinen Durst so gut stillen kannst, als deinen Hunger, so bist du ja glücklich genug.

Webson konnte vor Herzensdrang und Empörung gegen diese Grausamkeiten kein Wort sprechen. Es war ihm, als wenn er in einem schweren Traume läge: — er erwachte erst aus seiner Betäubung, als er schon in der Tiefe der Cisterne versenkt war, und die todten Körper des Kammerdieners und Kerkerwärters bey sich sah.

Wo bin ich! rief er aus: in einem Raubschlosse, bey dem grausamsten aller Mörder! — Hier muß ich also ohne Hilfe, ohne Rettung verschmachten! — Diese todten Körper werden verwesen, und ihr eckelnder Gestank wird die Ursache meines Todes seyn! — Menschen! Menschen! — Seyd ihr wohl mehr als Thiere? — O nein! kein Tyger ist so grausam, kein Panther so unbarmherzig! — Da Webson so sprach, — so sank der Unglückliche ganz entkräftet auf die todten Körper hin, und ein Schlummer schloß seine Augen eine Zeitlang. — Er erwachte wieder, und fühlte von neuem die

Größe

Größe seines Unglücks. Vier ganzer Tage lang war Webson schon in diesem Felsenbrunnen, und der Salpeter, der an den Felsen klebte, und den er mit matter Zunge von den Steinen leckte, war seine Nahrung.

Der fünfte Tag war für Webson der schrecklichste. Die todten Körper fiengen schon zu faulen an, und der Gestank war über alle Marter. — Gott! rief er auf, was hab ich denn verschuldet, daß du mich so leiden lassest! — Ist es denn ein Verbrechen, daß ich einen ungerecht Unterdrückten retten wollte! — Weil Webson mit gedrängtem Herzen so zum Unendlichen bethete, so hörte er ein Geräusch in seinem Gewölbe. — Es nahete sich ihm; Webson entdeckte bald, daß es ein Fuchs war, den der Gestank der faulenden Körper herbeygelockt haben müsse. Ach! dachte er sich, du mußt eine Oeffnung haben, gutes Thier durch die du herein kömmst. — Neuer Muth stärkte seine Seele; er kroch um den ganzen Zirkel des Brunnens, und kam endlich zu einem Loch. — Webson war bald entschlossen sich hineinzuwagen. — Er arbeitete die Steine mit blutenden Händen weg, und schlof hinein. Es gelang ihm auch, daß er nach einem eine halbe Stunde lang gemachten mühsamen Weg das Tageslicht erblickte, und zu einer Fuchshöhle heraus kam, die in einer abgelegenen Wüstenev war.

Den Augenblick ist kein Mensch zu schildern im Stande, den Webson genoß, als er wieder in freyer Luft war. Niedergestreckt zur Erde dankte er dem

Ewigen,

Ewigen, der keine gute That unbelohnt läßt. — Dann sah er sich um, und fand eine Quelle, löschte sich den Durst und stillte seinen Hunger mit Wachholder Beeren; dann setzte er sich unter einem Baum, schlief so ruhig, als hätte er sein Leben durch nie geschlafen. Keine Furcht war mehr in seinem Herzen; er hörte zwar am Abend Wölfe heulen, er glaubte aber Engels Stimmen zu hören, und zitterte bey keinem Gebrülle wilder Thiere, sondern nur bey der Stimme der Menschen.

Der wilde Marquis lebte einsweilen in Wohllust und Vergnügen; sein an Schandthaten gewohntes Herz häufte Bosheiten über Bosheiten, und war wenigst dem Schein nach, ungeachtet aller seiner bösen Thaten, ganz ruhig.

Nach einigen Wochen ließ er auf seinem Raubschloß nachsehen, ob Webson noch lebte, und da man nichts mehr von ihm hörte, sondern ein abscheulicher Gestank aus dem Brunnen aufstieg, so war man seines Todes mehr als gewiß.

Es war an einem Morgen, und die Sonne stieg schon prächtig über die Berge her, als der Marquis noch bey brennenden Kerzen an der Seite seiner Mätressen saß.

Von ungefähr störte man ihn in seinem Vergnügen, und erhielt die unvermuthete Nachricht, daß er von einem Unbekannten nach den Regeln der Ritterschaft zum Zweykampf sey aufgefordert worden. Er erschrack; — aber Ehre und Anstand verlangten seine Erscheinung.

Der Tag des Zweykampfes war bestimmt; — aber schon gab man das zweyte Zeichen zum Streite, und der auffodernde Kämpfer war noch nicht da. Alles war höchst ungeduldig. Die Trompete erscholl zum drittenmal, und der Mann trat auf die Stelle.

Ich beschuldige dich, sprach er zum Marquis, der abscheulichsten Mordthaten und Grausamkeiten, die nur in der Natur seyn können. — Hast du Muth, sie zu verneinen, so will ich sie dir durch mein Schwert beweisen.

Der Kampf fieng an, und der Unbekannte siegte. Verwundet stürzte der Marquis zur Erde, und Webson zog den Helm vom Gesichte. Kennst du mich? Abentheuer der Natur! schrie er ihm zu: das Maaß deiner Sünden ist voll, und ich kam nun her, um die unterdrückte Unschuld noch zu vertheidigen, um dir ins sterbende Ohr zu schreyen, daß du ein Bösewicht bist.

Der Marquis erschrack, er fühlte das herannahende seines Lebens, und machte das Geständniß seiner Missethaten. Er starb verzweiflungsvoll. — Seine Güter wurden eingezogen, sein Raubschloß verbrannt, und sein Vermögen durch die Gesetze der Ritterschaft dem Ritter Webson zuerkannt.

Der Vatermörder.

Milson ist von ehrlichen, aber armen Aeltern gebohren; die Redlichen verwanden alles auf seine Erziehung. Manchen Abend trank der

Vater

Vater Wasser, und begnügte sich mit einem Stückchen schwarzen Brod, um seinem Sohne einen Lehrmeister halten zu können. Milson erwuchs, und der Staat lohnte seine jugendliche Arbeit mit einem reichlichen Einkommen. Milsons Vater schätzt sich nun glücklich — mein Sohn, so denkt er: wird nun meine Sorgfalt erkennen, er wird mir die bittern Tage meines Alters versüssen: allein Milson denkt nicht so — Undankbar vergißt er die Gutthaten seiner Aeltern. — Aufgeblasen von Stolz schämt er sich gar seines schlechten Herkommens — er kennt seinen Vater nicht mehr, wenn er in seiner bürgerlichen Kleidung unter der Schwelle des Hauses seines ausgearteten Sohnes steht. — Der Alte weint Thränen von Blut — der Grem verzehrt sein Herz, er stirbt elend und verlassen in seiner Hütte, und der Fluch der Menschheit schwebt über dem grausamen Vatermörder, der in der Stadt wohnt — Undankbarer Sohn! seufzt der sterbende Alte, warum hast du mir nicht einen Dolch tief ins Herz gestossen, ich wäre zehnmal glücklicher gewesen! gerne hätte ich meine blutende Hand nach dir ausgestreckt, um dir zu verzeihen, — so aber bist du weit grausamer als ein Mörder, du bringst mich auf eine langsame unmenschliche Art in die Grube, auf eine Art, dessen Grausamkeit, wenn man sie in ihrer ganzen Größe fühlen will, man Vater seyn, und solche Kinder haben muß, wie Milson ist.

Die

Die Muttermörderinn.

Eidalche hat eine rechtschaffene Mutter, sie wird zur Häuslichkeit erzogen. Die würdige Frau bildet Eidalche zur Weltbürgerinn, sie will eine rechtschaffene, eine gute Mutter aus ihr machen.

Allein Eidalchens Gemüthsart ist schon verdorben. Heimlich entflieht sie dem wachenden Auge ihrer Mutter, und gesellet sich zu den koquettischen Mädchen unsrer Stadt: — da glaubt sie die Schönheit im Putz, Verstand im Krammladen, und Witz in der Galanterie zu finden.

Hundert Anbether zu haben ist ihr Stolz, und sie alle zu bethören ihre Größe. Die gute Mutter sieht das Verderben ihres Kindes, und macht ihr freundschaftliche Vorstellungen mit Thränen im Auge: — allein Eidalche lacht über die Lehren ihrer würdigsten Freundinn. — Sie nennt sie eine Thörinn, die sich in die heutige Welt nicht mehr schicket, und will nicht, wie sie sagt, nach pedantischer Ehrlichkeit erzogen werden.

Der Kummer verzehrt bald die Tage des guten Weibs, sie welkt langsam zur Grube — und Eidalche beschleunigt das Ende ihrer Tage. — Tage lang läßt sie die arme gute Mutter auf ihrem Krankenbette ohne Hilfe liegen. Keine kindliche Sorgfalt trocknet die heissen Thränen vom Auge der Sterbenden, kein freundschaftlicher Arm drückt die Gutdenkende an eine fühlbare Brust — sie stirbt — von der verlassen, der sie doch das Leben gab, — wie in einer Einöde. —

Grau.

Grausame Eidalche! — deine Mutter ist todt — du bist ihre Mörderinn — die beleidigte Natur hat dich vor dem Throne des Ewigen als die Grausamste der Sterblichen angeklagt — rechtfertige dich, wenn du kannst — Elende! — — Muttermörderinn! —

Kindermord.

Hemon hat viele Kinder, und der Ruf ist auch in der Stadt, daß er sie unendlich liebet, seine Söhne müssen alle mögliche Sprachen und Leibesübungen lernen, und seine Töchter die mathematischen Wissenschaften.

Täglich unterhält er des Abends seine Kinder mit Erzählungen von seinen Voráltern und von dem alten Herkommen seines adelichen Geschlechts. — Weiland der hochgebohrne Herr Herr Großvater, — und Weiland die hochgebohrne Frau Frau Großmutter sind die täglichen Gegenstände seines Gespräches. Er erzählte immer von den Verdiensten seiner Ahnen mit so vieler Herzenswärme, daß sich seine Kinder einbilden, daß es nicht mehr nöthig sey, daß ein ganzes Jahrhundert durch ein verdienstvoller Mann in ihrem Geschlechte mehr seyn dürfe, weil die Verdienste der rühmlichen Voráltern noch immer werden durch einige Epochen erklecklich seyn.

Zitamir der ältere Sohn wird durch diese sonderliche Erziehung zum Verschwender: er hätte vernünftige Vorstellungen gegen seine Ausschweifungen nöthig; allein, wer dürfte sich wagen, dem

einzigen

einzigen Erbherrn eine vernünftige Vorstellung zu machen? — Er könnte durch Nachdenken an seiner Gesundheit Schaden leiden.

Jugendlicher Leichtsinn bringet den unglücklichen Jüngling ins Verderben; — ohne Freund, ohne Retter überläßt er sich der Gewalt seiner Leidenschaften, und wird das Opfer seiner Ausschweifung.

Er stirbt, und seine Aeltern sind die Mörder des Jünglings. Wäre Zitamir zum Menschen gebildet worden, hätte man ihn frühe auf die Wege der Tugend geleitet, so wäre Zitamir nicht wie eine Rose verblüht, die des Mehlthauesgift so frühzeitig entblättert hat.

Auch Rosine wird so durch die verzärtelte Liebe ihrer Aeltern erwürgt. Durch Eigennutz und Stolz verkauft, in die Arme eines Mannes geworfen, den sie verabscheut. Wie Tyrannen einst ihre Sklaven an faulende Körper fesselten, und langsam dahin sterben ließen, so stirbt Rosine dahin, und ihre sterbenden Lippen beschuldigen die grausamen Aeltern des entsetzlichen Meuchelmordes.

Annette,
oder
ein grausamer Kindermord.

Annette war ein gutes Kind. Ihre fromme Mutter erzog sie in einer ländlichen Gegend, wo Unschuld und Tugend noch unter den Feldblumen aufkeimten, und wo Laster und modische Irr-

thümer noch nicht die Rosen entblätterten, die auf den Wangen der Jugend blühten.

Annette war zur Tugend erzogen. — Ein fühlbares Herz verschönerte Annettens Züge. Sie war ein trautes Mädchen, sie war empfindsam und tugendhaft.

Stille häusliche Freuden waren die Unterhaltungen ihrer Jugendtage; allein sie waren von kurzer Dauer. Ihre Mutter starb, und Annettens Vater wollte, daß die Unglückliche sich in ein Kloster verschließen sollte. Annettens Herz war nicht zum Kloster gebildet. Trostlos schlich die Unglückliche herum seit dem traurigen Tage ihrer Bestimmung. Wie wenn sich die Sonne den Blumen entzieht, die schüchterne Nacht den Boden schwärzt, so umschattete der Gram Annettens jugendliche Röthe, und verfinsterte die Aussicht ihres Geistes. "Auf den Wangen Rosen, im Her-"zen Dörner", rief Annette auf: unfühlbar für die stillen Reitze der Schöpfung, soll ich so manchen Frühling ohne Genuß verblühen sehen! — so tief soll mein Schicksal mich beugen! — Nein, rief sie, nein! ich will meine Augen nicht den Schönheiten der Schöpfung entziehen! — Ach! wie ruhig fließt dieser Bach durch seinen Rinnsal, der ihm in dem allgemeinen Plane der Schöpfung aufgezeichnet ist! — von wirthlichen Schatten umwölbt erfrischt sein hellbrauner Grund mein sehnendes Auge; — er gleitet sanft über Kiesel dahin, und trägt Blüthen nnd Wohlgeruch auf seiner gekräuselten Silberfläche. — O nur der Thor feindet die Natur

an,

an, irrt heißhungerig durch Rosengebüsche, und ritzt sich an den Dörnern. — Melancholische Leidenschaften verfinstern seine Seele, schleichen aufrührerisch in das Geblüt, und ersticken alle sanfte Empfindungen des Herzens.

O verbirg mich dämmerndes Gebüsche in deiner heiligen Stille! einsames Dunkel schütze mich vor den Verfolgungen der Menschen, die mich deinen Schönheiten entreissen wollen! — Hier soll mein Herz nur sanfte Regungen fühlen, und ihre reine Zärtlichkeit in dieser verschwiegenen Grotte ausgießen. Das Geheimniß einer Liebe, die in meinem Innersten brennt, und womit eine Gottheit diesen Staub begeistert hat, sey dir holdselige, freundliche Natur allein anvertraut! du verspottest sie nicht, diese verborgene Triebe, die du selbst in meinen Busen gelegt hast, diesen Funken der Gottheit, der die Menschen belebt, um sie zu beglücken.

Du weißt es, einsame Gegend! daß meine Mutter bereits meine Hand dem rechtschaffensten Jünglinge versprochen, du weißt es, daß er auch tugendhaft ist, und daß ich nur mit ihm glücklich seyn kann. — Ja, ich will der Natur treu bleiben, ich will mich von den Fesseln losreissen, die mir Vorurtheile anlegen wollen; — ich will sie nicht kennen die Menschen, die aus Kränklichkeit ihrer Einbildung, oder ihres Körpers sich einen Beruf lügen, der in Unterdrückung der sanften und geselligen Neigung besteht, und die in der trägen unentwickelten Einförmigkeit ihres Daseyns ein Verdienst suchen. So rief Annette, und sank

voll süsser Schwermuth auf das Moos hin, wo sie einschlummerte.

Allein, wie grausam war ihr Erwachen! — Der unerbittliche Vater verurtheilte das unglückliche Kind. — Sie wurde mit Gewalt in ein Kloster geführt, und auf ewig ihren süssen Hoffnungen entrissen. —

Bald grämte sich aber die Elende ab, und ein verzehrender Kummer verkündigte schon ihren nahen Tod. — Sie wurde töotlich krank. Man holte ihren Vater, den sie noch begehrte, herbey; — aber sprachlos mit versunkenem Blicke lag sie schon im Vorschlummer des Todes. — Eine kleine Dämmerung erscheint in ihrem Angesichte wieder; sie strengt sich mit äußerster Bemühung an, richtet sich auf, ihren Vater zu umfassen, und bestreitet den Tod um einen Ausdruck der Liebe für ihren Vater in ihren leidenden Gesichtszügen vor ihrem Ende zu beweisen. Sie sieht ihn mit einer mitleidigen starren Thräne, hebt ihre Hände an die beyden Schläfe, zeigt die anwandelnde Verfinsterung, und sinkt unmächtig hin. Alsdenn hob sich ihr sterbendes Aug noch empor, — o Vater! rief sie noch auf, — warum hast du mir das Vergnügen der gesellschaftlichen Freuden geraubt? Hatte ich nicht ein Herz, das fähig gewesen wäre, einen Gatten zu lieben, — und dir Enkeln zu geben, die, wenn ich nicht mehr gewesen wäre, mit kindlichem Wohlwollen — dich deiner armen Annette erinnert hätten? — So sprach sie: — ihr Aug vergrößerte sich, — sie suchte umher, als

wollte sie den Geliebten ihres Herzens noch suchen, — denn lächelte sie, — lächelte noch immer, — und verschwand — wie der blasse Mond, den eine nächtliche Wolke umzieht.

Der Mord am Gatten.

Wenn Hymen unsere Liebe, und der Frühling unsern Aufenthalt verschönert, wenn im grünen Dunkel fruchtbar die Schöpfung blühet, und uns beyde nur ein Schatten deckt, denn will ich voll süsser Beruhigung an deiner schuldlosen Brust, geliebtes Weib, einschlummern, — und die erhabenen Triebe nach Unsterblichkeit in meinem schwellenden Busen spüren, — freudige Ahndungen werden mich mit jedem Morgen wecken, mit geistvollem Lächeln wirst du mit mir gegen den heitern Himmel sehen, und die Natur soll sich unseres Vergnügens freuen: so sagte der gute Mann mit empfindsamen Herzen, nahm Celise zum Weib, und war unglücklich. Betrogen war Silvan, der von der schönsten Seite der Natur empfindsam war, und Nahrung für sein Herz in der Liebe suchte, betrogen war er in der süssesten Hoffnung eine Seelenfreundinn zu finden, die mit ihm denkt, und fühlt. — Allein Silvan fand eine Gesellschafterinn ohne Geselligkeit, ein eitles Geschöpf in der Normalschule erzogen. Verliebte Witzeley, die nirgend hinausführt, Ernst ohne Vernunft, Scherz ohne Geschmack war ihr Charakter.

Aus Leerheit war sie still, aus Thorheit geschäftig; — fühlte nie wahre Liebe, sondern nur Wohllust; der Grund ihres Herzens war wüste wie eine Einöde, ihre Seele leichtsinnig ohne festgesetzte Grundsätze, ohne wahres Gefühl affektirte sie Feinheit im Denken und Empfinden, indessen sie doch nur schwätzen, und tändeln konnte. — Silvan lernte ihren Charakter kennen, und starb. —

Der Mord durch den Zweykampf.

Vergebens haben sich noch unsere Sittenlehrer und Theologen über die Unsinnigkeit des Duells heiser geschrieen, vergebens haben sie aus Gründen der hellen Vernunft bewiesen, daß es Raserey seye, durch einen Mord, oder wenigstens durch eine Verwundung eingebildete Flecken einer beleidigten Ehre abwischen zu wollen. Noch immer herrschet in den Herzen von manchen noch dieses abscheuliche Vorurtheil. Es ist wirklich eine große Thorheit, sich zur Genugthuung für empfangene Beleidigung seinen Tod, oder ein lahmes Glied zu holen. Abscheulicher Unsinn! das Recht von der Hand des Stärkern, Geschicktern, oder Glücklichern, und das Unrecht von den Schwächern, Ungeschicktern, Unglücklichern abhängig zu machen. Umsonst rief Religion und Menschlichkeit den Duellanten zu, daß es keines mit Vernunft, und einer unsterblichen Seele ausgesteurten Geschöpfes würdig seye, sich um Beleidigung, oft armseliger Veranlassungen willen, gleich Thieren zu zerfleischen,

fleischen und zu würgen, und zu beweisen, daß die Rache den Grund des gesellschaftlichen Lebens untergräbt: umsonst! die Menschen fahren fort, verführt von dem Irrlichte der Ehre, deren ächten Begriff Niemand kennt, zu wechselseitigen Ermordungen und Verstümmlungen sich heraus zu fodern.

Wie entsetzlich ist es nicht, wenn wegen der allergeringsten Beleidigung, öfters wegen einer Unvorsichtigkeit, wegen eines leichtsinnigen Scherzes, wegen einer Rede, die nicht genug überdacht worden, oder welches noch viel geringer ist, wegen eines Weibsbildes, zween Männer, die manchmal beyde Hochachtung verdienten, die ihrer gegenseitigen Liebe würdig, und bisweilen auch wirklich Freunde waren, auf einander mit der größten Hitze wie wilde Thiere losgehen, sich wechselweis zu zerfleischen suchen, und ihre Wuth nicht anders als in dem Blute ihres Gegners stillen können. Alle Bande, die sie zurück halten sollen, werden zerrissen. Die Vorstellung eines Vaters in schmerzhaften Umständen, einer verlassenen Gemahlinn, der Kinder, die aller Unterstützung beraubt werden, alles dieses kann ihren barbarischen Muth nicht hemmen. Durstig nach dem Blute ihres Gleichens, sind sie zu allen übrigen Dingen unempfindlich.

So verlieret der Staat nützliche Bürger, und zugleich die süsse Hoffnung ihrer Nachkommenschaft. So treibt man in einem Jahrhundert, wo mehr Stolz als Einsichten, mehr weichliche als reine, und sanfte Sitten herrschen, mit der größten Beleidigung des menschlichen Geschlechtes ein Spiel.

Wenn diejenige Größe der Seele, welche keine Arbeit scheuet, und sich in Gefährlichkeiten besonders unterscheidet, nicht die Gerechtigkeit zum Gefährten hat, wenn sie nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes, sondern auf unsern besondern eigenen Nutzen abzielet, so ist sie keine Tugend, kein Muth mehr, sondern Unmenschlichkeit und Barbarey.

Die Ehre bestehet darinn, daß andere Personen einen vortheilhaften Begriff von uns haben. Wenn wir zur Erstattung unserer Ehre, den, der eine schlechte Meynung von uns hat, zu einem Zweykampf auffordern, wird er wohl, wenn wir ihn des Lebens beraubt haben, eine größere Hochachtung für uns bekommen? Wenn er von uns verleumderische Beschuldigungen ausgebreitet hat, wird er seine Lästerungen wieder gut machen können, wenn er sich nicht mehr am Leben befindet.

Montagne sagt: „Weil der Rächer bey einem „Zweykampfe ein Vergnügen aus der Rache schö„pfen will; so muß derjenige, an dem er sich rä„chet, Reue und Misvergnügen empfinden. Es „soll ihn reuen, sagen wir. Und glauben wir wohl, „daß es ihn reue, wenn wir ihm eine Kugel durch „den Kopf geschossen haben? Nichtsweniger, son„dern wenn wir recht auf ihn Achtung geben, so „werden wir bemerken, daß er uns in seinem Falle „noch auslachet. Er ist nicht einmal unwillig über „uns, und weit gefehlt, daß es ihn reuen sollte, „so erzeigen wir ihm vielmehr den größten Dienst, „da wir ihn plötzlich, und ohne daß er es empfin-

„det,

„det, des Lebens berauben. Wir müssen laufen, „und den Gerichtsbedienten zu entfliehen suchen, „und er ist in Ruhe.“

Welch schrecklicher Gedanke, seines Gleichen des Lebens zu berauben! Muß nicht ein Schläger, der sich mit einem dergleichen Verbrechen besudelt hat, in der Stille der Nacht, in der Gesellschaft, in der Einsamkeit, und selbst in den Augenblicken des Vergnügens, das ihn fliehet, von dem blutigen Bilde des Unglücklichen, den er ermordet hat, verfolget werden?

Vergebens erhebet die Weisheit und die Natur ihre Stimme wider die Zweykämpfe, wider diese unbesonnene, und der Gesellschaft so schädliche Herzhaftigkeit. Die herrschende Meynung, das Vorurtheil einer falschen Ehre, und die Besorgniß, was Leute von uns denken werden, die nicht denken, werden noch lange Zeit über die Vernunft die Oberhand behalten.

Lächerlich ist es doch wirklich, wenn man überlegt, daß die Mode uns aufträgt, mitten in den Stunden der Ruhe, in den Zeiten des Friedens, und der Eintracht ein mörderisches Eisen an der Seite immer herum zu tragen.

Scipio, Pompeius, Cäsar verlohren dadurch nichts von ihrem Adel, noch von ihrer Tapferkeit, daß sie in den Strassen Roms, im Senate, in den Tempeln, bey den Festen, und wenn sie ihre Freunde besuchten, kein schneidendes Schwert an ihrer Seite trugen.

Das ist ein schönes Kennzeichen des Adels, wenn man sich beständig in Bereitschaft setzet, seinen Mitbürger ums Leben zu bringen!

Die Gewohnheit unter allen Umständen gewaffnet einher zu gehen, und sich sogleich augenblicklich über die geringste, und bisweilen bestens verdiente Beleidigung rächen zu können, hat einen stärkern Einfluß in unsere Sitten, als man glaubet.

Von dieser Gewohnheit rühret unsere Höflichkeit, oder vielmehr unsere Falschheit her, sagt Eveque, vermög welcher wir uns Jedermanns, auch selbst derjenigen Feinde zu seyn scheuen, die wir doch mit Recht verabscheuen; sie ist Ursache; daß wir es nicht wagen, einem Bösewicht die Larve abzuziehen, dessen schwarze Seele uns bekannt ist, und der uns abhält, die unterdrückte Unschuld zu vertheidigen. Sie flößt den elendesten Geschöpfen die Frechheit ein, Jedermann kühn vor Augen zu treten, weil sie wohl wissen, daß sich Niemand untersteht, ihnen die Abscheulichkeiten ihrer Handlungen vorzurücken; sie muntert selbige noch über dieses zu neuen Vergehungen auf, die eben so ungestraft hingehen, machet sie gegen alle Scham fühllos, und läßt sie der Verachtung trotzen, weil man ihnen niemals ins Angesicht sagen wird, wie verächtlich sie wirklich sind.

Diese Gewohnheit ist Schuld, daß tugendhafte Menschen nur stille Tadler abgeben, und von dem Laster nicht geachtet, noch gescheuet werden. So wird unsere vermeyntliche Herzhaftigkeit zu einer fruchtbaren Quelle der sträflichsten Niederträchtigkeiten.

Wie

Wie viele sträfliche Handlungen werden nicht bey den Alten aus Furcht für einen strengen Verweis unterblieben seyn? Wer sich in seinem Gewissen einer schändlichen That bewußt war, durfte die Augen nicht anders als mit Zittern aufheben. Er durfte nicht aus seinem Hause gehen, ohne zu befürchten, daß ihm der Erste, so ihm begegnete, ins Angsicht sagte: ich kenne dich, du bist ein Bösewicht.

Würde aber wohl der strenge Cato selbst es gewagt haben den Mund aufzuthun, um den Sträflichsten seiner Bürger schamroth zu machen, wenn er bey dem geringsten Verweis sich in der grausamen nothwendigen Wahl befunden hätte, entweder sein Leben zu verlieren, oder einen andern zu ermorden?

Unsere Unmenschlichkeit ist also die Ursache, weßwegen wir uns des so nöthigen Zaums beraubet haben, womit wir das Verhalten der Menschen hätten gehörigermassen einschränken können. Es sind uns nur einig und allein noch die Gesetze übrig; allein diese beziehen sich sehr wenig auf die Sitten, ihre Macht wird vielfältig durch List und Kunstgriffe vereitelt, und die Vollstrecker derselben können weder von allem und jedem Wissenschaft erlangen, noch alles bestrafen.

Ueber den Zweykampf.

Clytus. Fassen Sie sich doch Nikander, es kann noch alles gut werden!

Nikander. Sterben muß er der Nichtswürdige! Blut, Blut heischt meine Ehre. — Lassen Sie mich Clytus!

Clytus. Ich lasse Sie nicht.

Nikander. Clytus.

Clytus. Drohen Sie, wie Sie wollen. Ihre Glückseligkeit, die Sie itzt im Taumel der Leidenschaft auf's Spiel setzen, ist mir zu theuer. —

Nikander. Bey Gott Clytus, ich vergesse, was ich thue. Noch einmal, lassen Sie mich!

Clytus. Sie kommen mir nicht von der Stelle, und sollt ich auch dabey ihre Freundschaft verlieren.

Nikander. Hölle und Teufel! mich so zu beleidigen, meiner Ehre zu spotten — mich herauszufordern — mich zu schimpfen, wenn ich nicht komme — Clytus! Sie sind unglücklich, lassen Sie mich! — (zieht den Degen) Ha! theurer Gefährte — Retter der beleidigten Ehre! Wohl mir, sie nahet heran die blutige Stunde. Er oder ich — einer von uns beyden.

Clytus. Keiner, Nikander! (nimmt ihm den Degen mit Gewalt, bricht ihn, und wirft die Stücke zur Erde) Da — brausender Jüngling!

Nikander. (ganz rasend) Zittere Bube! (packt Clytus an der Brust, der ihn aber auf einen Sopha wirft. Nach einer langen Pause) Clytus was thaten Sie? Sie ist dahin, meine Ehre!

Clytus.

Clytus. In den Augen der Unsinnigen — Ja — Sammeln Sie ihre Verstandeskräfte Nikander, itzt sind Sie unfähig mich anzuhören.

Nikander. O reden Sie Clytus, reden Sie. Immer waren Sie mein Freund, mein Führer.

Clytus. Dafür dank' ich auch der Vorsicht. Sie waren aber zuvor anders gestimmt Nikander.

Nikander. Vergebung Freund, kein Wort mehr davon!

Clytus. Vom ganzen Herzen rascher Junge! Nun hören Sie mich, mein Betragen gegen Sie will, und muß ich rechtfertigen.

Nikander. Unterrichten Sie mich, und ich will Ihnen danken.

Clytus. Ihr Begriff von Ehre ist theils pöbelhaft, theils ein Hirngespinst. Pöbelhaft ist er, weil Sie glauben verlorne Ehre wieder damit herstellen zu können, wenn Sie sich mit Ihrem Beleidiger schlagen; weil Sie glauben dadurch Muth zu beweisen, weil Sie glauben Größe darinn zu finden, wenn Sie der gemeine Haufe nach Ihrem Tode bewundert. Ein Hirngespinst ist er, weil er falsch ist. Falsch darum; weil sich wahre Ehre auf Verdienste gründet, die aber nur der Kenner, nur der Verdienstvolle allein schätzen kann.

Nikander. O Clytus!

Clytus. Dieser unrichtige Begriff von Ehre, der Glaube, Sie haben sie verloren, die Begierde nach der Herstellung durch ein Mittel, das in jeder Rücksicht unvernünftig ist —

Nikander. Unvernünftig?

Clytus.

Clytus. Und strafbar.

Nikander. Erklären Sie sich näher mein Freund.

Clytus. Nur ein Scheinmittel ists, ein Mittel der Unsinnigen ists, wenn man den Zweykampf dafür hält; weil man seine Absicht damit nie erreicht. Er ist unvernünftig: denn sie opfern dadurch die größten Schätze des Menschen auf. Vernunft, Stand, Glück, wahre Ehre, Familie, Freundschaft, Menschlichkeit, Rechtschaffenheit und Religion werden preis gegeben. Sie begehen die größte der Thorheiten, da sie aus Achtung für die Denkungsart anderer Ihr Blut rinnen lassen. Sie versündigen sich gegen die Gesellschaft, denn diese fodert die Fortdauer Ihres Lebens, die Anwendung Ihrer Kräfte, und sie setzen all das aufs Spiel, überlassen es einem glücklichen Ungefähr, und entziehen dann wieder dem Staate ein Glied, das nützlich werden könnte, oder das vielleicht wirklich nützlich ist. Sie beleidigen die Rechte Gottes, weil sie sich über Ihr, und das Leben eines andern anmassen, die nur allein dem Schöpfer zukömmt. Ist also der Zweykampf nicht unvernünftig, nicht unsträflich.

Nikander. Es ist aber doch möglich, daß ich davon komme.

Clytus. Es ist auch so möglich, daß Sie bleiben. Und gesetzt, Sie kommen davon, entgehen Sie wohl dann den Folgen, die eine böse That sowohl im weltlichen, als geistlichen Gerichte nach sich zieht? Und wer berechtigt Sie, je was Böses

hören. — O wie glücklich werde ich seyn in deinem Schooß, du Göttinn der Verwesung! — Ah Freunde! höret auf zu weinen — wenn ich einst fortwandere in seligere Gegenden. — Ich werde glücklicher als ihr seyn, ich werde die Uebel der Erde nicht mehr kennen, kein Harm wird an meinem Herzen mehr nagen, — ich werde weit glücklicher als ihr seyn.

Zerreisset das düstere schwarze Tuch, das meine Leiche bedeckt, löscht die traurigen Kerzen aus, die das Menschenherz mit Schrecken erfüllen. — Umkränzt mein Haupt mit Blumen, und laßt Musik an meinem Grabhügel ertönen, und ehret mit Freudenfesten meinen Triumph über die Quaalen der Sterblichkeit.

Ihr, die ihr mit stolzer Verachtung auf den Sterblichen blickt. — Ihr, die ihr euch das barbarische Vorrecht erhalten zu haben glaubt, Wesen, die eures gleichen sind, zu unterdrücken! die ihr mit dem Leben, und dem Glück der Menschen spielt. Kommt her da! sehet hinab bey euren Füssen, wo sich schaudervolle Höhlen öffnen, und Würmer sich mit Knochen der Könige unterhalten.

Da sitzt die Motte auf dem hochgebohrnen Wanst, und freut sich über ihre köstliche Mahlzeit. Da liegt der geschwätzige Höfling zum erstenmal gravitätisch und schweigt, und hier fertigt die Hand des Bösen keine Befehle mehr zur Unterdrückung der Menschheit. Hier streckt sich keine Hand mehr aus nach blendenden Metallen, und opfert der Wittwen Glück seinem Eigennutz auf. — Keine

Diener begleiten mehr den aufgeblasenen Großen, der nun wieder ganz zur Menschheit herabgestimmt, das Spiel und die Unterhaltung eines Würmchens ist.

Der gemeine Mann kann ohne Anmelden seinen Besuch bey der Grabstätte ablegen, denn kein geiziger Diener besitzt hier das Vorzimmer, und wartet auf Geschenke. Es ist alles so still und ruhig — und wenn man bedenkt, was dieses Todtengerippe, das hier modert, weil es noch mit Fleisch und Nerven überzogen war, Gutes oder Böses gethan hat, so steht der Empfindsame erstaunt bey dem Grabe des Boshaften, wie der Wanderer bey dem Gerippe eines Vielfrasses oder eines Krokodils, das einst eine ganze Gegend verwüstete. Dank dir wohlthätiger Tod! die Alten haben dir schon einen Tempel gebauet, ich will dir auch einen Altar in meinem Herzen errichten, ich will hingehen, und mich in deine Arme werfen. So sprach der unglückliche Amynt, und der schwarze Gedanke stieg in seiner Seele auf sich selbst zu tödten. — Wer will mich zu leben verdammen, sagte er, wenn Leben für mich Pein ist, — wer will mit Recht fodern meine Quaal zu verlängern, wenn tiefblutende Wunden meine Seele zerreissen, bange Sorgen mein Innerstes zerwühlen, meine Kraft verzehren, mein Herz durchnagen, wenn Feinde toben, wenn Plagen und Elend mich drücken, und alle Lebenssäfte versiegen, — der Trieb zum Leben ist Trieb zur Seligkeit — ich will hinwegfliehen aus diesem schwarzen

zen

zen Kerker — will die Bande zerreissen, die mich fesseln, und Freyheit suchen. — Vergessen will ich es, ewig vergessen, daß ich einst unter den Lebendigen war — so rief Amynt, und wollte den Dolch in seine Brust stossen; aber Silvio sein Freund hielt seine selbstmörderische Hand zurück — was willst du thun? Unglücklicher! rief er; Verzweifelnder! höre auf zu toben — sind deine Klagen wohl gerecht, die du über die Vorsehung ausstössest? — Willst du die Ordnung der Dinge verkehren, den nothwendigen Zusammenhang der Folgen und Ursachen zerreissen — ist es denn zu wenig, daß du Zerrüttung in der Natur angerichtet, willst du dich selbst noch zerstören? wo sind doch die Quaalen, die dich so weit verführen? Vielleicht hat das Ungestümm der Leidenschaften, die Zauberkraft deiner Einbildung dich verführt, dich getäuschet, und dein Gemüth im Strudel beunruhigender Vorstellungen hingeworfen. — Du willst aufhören zu seyn? — Siehe die Menge elender Menschen! die dich um Hilfe anflehen, die Schutz in deinen brüderlichen Armen suchen, und du willst dich ihnen entreissen. — Bist du undankbar genug, das große Geschenk der Gottheit zu miskennen, seinem Nebenmenschen wohlthun zu können. — Dieses Vergnügen ist dir ja bey allen Drangsalen des Lebens nicht versagt — genieße die sanfte Freude der Natur — die Belohnung des menschlichen Wohlwollens, kämpfe mit Muth wider die Vorurtheile, und beschütze die Rechte der Menschheit. — Sey nicht feig, und fliehe nicht wie

ein furchtsamer Ausreisser aus der Schlacht, ehe du ausgekämpft und gesiegt hast, — denn ruhe sanft auf deinen Lorbeeren, lache den Tyrannen der Welt, und erfreue dich, daß du manchen deiner Mitbrüder gerettet hast — freue dich denn, daß du mit Muth für die Menschheit gekämpft hast — freue dich, daß du die Wahrheit und die Tugend öffentlich vertheidigt hast, daß du nie ein Schmeichler der Großen warest — freue dich, daß du der Thorheit nie opfertest, oder sklavischen Weihrauch dem Heuchler streuetest — freue dich, und erwarte mit Geduld deine Bestimmung. — Denn wenn der Tod kömmt, schön wie eine Braut am Hochzeittag, dich zu empfangen, so gieb lächelnd ihm deine Hand, und laß dich hinüber führen in die Gegenden der Belohnung. —

So sprach Silvio, und Amynt umarmte ihn, sein Leben war ihm wieder werth, und sie giengen hin um Gutes zu thun.

Zu Seite 185.

Frehling sc.

Sechstes Geboth.

Du sollst nicht Unkeuschheit treiben.

Es ist kein Laster, das der Menschheit gefährlicher ist, als die Unzucht. Keines ist mit so nachtheiligen Folgen für das allgemeine Menschenwohl begleitet, als dieses Ungeheuer.

Unzucht ist die Königinn aller Verbrechen — Lächelnd geht sie einher, und schmeichelnd bemächtigt sie sich der schwachen Herzen der Sterblichen; sie liebkoset und tödtet — verspricht Freyheit und fesselt. Sie macht ihre Freunde zu Sklaven und verkauft sie an die schwärzesten aller Verbrechen.

Die Unzucht ist eine buntscheckigte Viper. Die Menschen tändeln mit ihr wie Kinder — und spät erst fühlen sie das Gift, das sie tödtet.

Unglauben, Diebstahl, Mord begleiten dieses Laster im fürchterlichen Gefolge. Fürchterlich — weil die Menschen hierüber scherzen, und die-

ses Laster oft nur als eine Schwachheit ansehen — ihr liebkosen — um desto sicherer getödtet zu werden. —

Sagt mir, ihr Bürger der Welt! Wer hat die Grundfeste der Religion untergraben? Wer den Tempel eingestürzt, der einst der christlichen Frömmigkeit gebauet war? Wer hat eure häusliche Eintracht zerstört? Wer hat euer Vermögen geraubt? Wer eure Söhne zu siechen Skeleten gemacht, und eure Töchter geschändet? Wer hat die Gottesfurcht euren Söhnen, wer den Gehorsam euren Töchtern, und wer die Liebe und Treue euren Weibern entzogen? Wer als das heuchelnde Laster der Unzucht.

Ist es nicht der Wohllüstling, der sich hinwagt zum heiligen Altar: der die Flamme auslöscht, die dort lodert, und aufschreyet, es ist kein Gott — weil sein verdorbenes Herz keine Schranken kennen will, die seine Leidenschaften begränzen.

Ist es nicht der Wohllüstling, der dir, redlicher Vater! deine gute Tochter aus deinen schwachen Armen reißt, sie hinschleppt zur Stätte der Wohllust, und denn sie geschändet zurück giebt, wie eine Blume, die der Sturmwind entblättert hat.

Ist es nicht der Wohllüstling, der die Seligkeit deiner häuslichen Eintracht untergräbt, der dir deine Gattinn, deinen Kindern die Mutter raubt, und deine Tage mit Elend überschüttet?

Ist es nicht der Wohllüstling, der mörderische Entwürfe in seinem Herzen macht, der Gift und

Stahl

Stahl gegen seine Mitbuhler bereitet, und tödtet und mordet, um seine Gelüste zu befriedigen?

Und dieses Laster, mit so schändlichen Folgen begleitet, wird für ein unbedeutendes Ding angesehen, für eine bloße Schwachheit, die der ehrlichste Mann haben kann, ja für noch weniger, für eine kleine Unvollkommenheit der Mode.

Für eine kleine Unvollkommenheit der Mode? O Gott! — Laßt uns aus den Städten fliehen, und in Wäldern uns verstecken, wo der Wolf unsere Töchter nicht entehrt — kein Tiger unsere Weiber schändet, und kein Panther diese kleine Unvollkommenheit der Mode besitzt. —

Fliehet stürmische Nordwinde, die ihr die Erde verwüstet! ein kämpfendes Getöse setzet die Sterblichen in Schrecken. Liebenswürdiger, und holder Zephir! komm, und beseele durch deine Gegenwart die verwaisten Gefühlde, und führe die Wonne der Sterblichen zurück, die sie einst in Unschuld genossen.

Unschuld, heiliger Name! lasse mich Betrachtungen über dich anstellen, und tief im Herzen fühlen, wie heilig das Geboth der Gottheit ist, über welches ich nachdenke.

Ich sehe den Frühling, wie er mit Blumen bekränzt, sich vom Himmel herabläßt. — Ich sehe das schüchterne Veilchen, wie es seine aufkeimende Knospe dem Schnee entwindet. Ich sehe den Bach, den einst des Winters strenge Hand an seine trockne Ufer fesselte, wie er ungehindert dahin fließt. — Die Gebüsche decken sich mit Blüthen.

Die Nachtigallen singen ein Lied, und folgen unschuldig den Trieben der Natur ohne ihr Gesetz zu entheiligen. Der Mensch allein verunstaltet die Triebe seiner Erhaltung.

Die Natur zittert über die Schandthaten, die die Wohllust erfand, und Thränen der Menschheit fließen über die Bubenstücke des Unzüchtigen.

Da blühet das unschuldige Mädchen, wie eine Rose im Frühling, und ergötzt das Aug ihres redlichen Vaters. — Wonne genießet er in ihren Blicken, und Gefühl der Unschuld an ihrer Stirne. Zärtlich drückt der redliche Greis das gute Kind an sein pochendes Herz: — Als der Wohllüstling diesen herrlichen Auftritt der Natur stört, den schwachen Armen des Vaters die Tochter entreißt, und sie in den Tempel der schändlichen Wohllust hinschleppt, um dort ihre Unschuld zu tödten. — Halte Barbar! Was willst du thun? — Verführer! — Gieb sie zurück! — aber vergebens, vergebens ist das Flehen des Redlichen. — Gebranntmarkt, wie eine Geschändete, verblühet sie die Unglückliche wie eine entblätterte Rose, und wird das Opfer der Verführung. In Städten, wo Unzucht herrscht, ist die Unschuld nicht sicher, hier sind Beweise meines Satzes.

Eingesendeter Brief.

Mein Herr!

Da ich Ihre Blätter meiner gnädigen Frau beym Thee vorlesen muß, so bin ich von dem Eifer, den Sie für die Unschuld und Tugend besonders unsers Geschlechtes bezeugen, so eingenommen worden, daß ich es wage, Ihnen die traurige und gefährliche Situation, worinnen ich bin, anzuvertrauen und zu ersuchen, einige Betrachtungen darüber anzustellen, die, wo nicht zu meinem Vortheile, doch vielleicht zum Besten anderer, die sich in gleichen Umständen befinden möchten, einigen glücklichen Eindruck machen können.

Ich bin aus einer guten bürgerlichen Familie, und darf mich weder meiner Aeltern, noch ihres Standes schämen. Jedoch dürfte ich mich ihrer schämen, wenn sie auch viel geringer und niedriger gewesen wäre, als sie gewesen sind? Ihr früher Tod, und die Unmöglichkeit, in der sie sich ihrer geringen Einnahme wegen befunden hatten, mir auch nur einen nothdürftigen Unterhalt zu hinterlassen, zwangen mich einen Dienst zu suchen, wo ich die Last der Armuth leichter ertragen konnte, und nicht zu den allgemeinsten und beschwerlichsten Verrichtungen genöthiget würde, an die ich nicht gewohnt war. Denn meine Aeltern, die mich liebten, hatten alles, was sie sich selbst entziehen konnten, angewendet, mich nicht allein zur Frömmigkeit und Tugend zu erziehen, sondern mich auch

 in

in den Künsten und feinern Arbeiten des Frauenzimmers unterweisen zu lassen.

Von ihnen hatte ich zugleich die Gefahren und Versuchungen kennen gelernt, denen wir in solchen Umständen ausgesetzt zu seyn pflegen; Versuchungen, die gemeiniglich, wenn wir uns einmal in die Netze der Lasterhaften verwickeln lassen, von dem Verlurste unsrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt begleitet werden. Ihren zärtlichen und eifrigen Ermahnungen, und ich glaube, ihrem letzten Segen und Gebethe bin ich meine Erhaltung schuldig.

Ich habe, gewiß nicht durch meine Kräfte, sondern durch ihre Tugend, die beständig vor meinen Augen schwebt, und durch einen noch höhern Beystand schon manchen Verführungen widerstanden. Ach es ist ein schlechtes Glück, eine erträgliche Gestalt zu haben, wenn man arm, und eben seiner Armuth wegen den frechen Unternehmungen eines jeden liederlichen Mannes ausgesetzt ist, der sich auf seinen Reichthum und Stand etwas einbilden zu können glaubt! Ich bin jetzt in einem Hause, wo ich glücklich seyn würde, wenn mein Herr eben so edel dächte, als er vornehm und reich ist. Seine Gemahlinn hat das liebenswürdigste Herz, und ist eine so liebreiche und gutthätige Frau, als man sich wünschen kann. Sie ist mit meiner Bedienung zufrieden, und belohnt mich mehr, als ich fodern dürfte, wenn ich meine Schuldigkeit auch noch weit besser erfüllen könnte, als ich mir zu thun angelegen seyn lasse.

Wie

Wie beklagenswürdig sind aber nicht meine Umstände, da ich unaufhörlich von meinem Herrn verfolgt werde, meiner vornehmsten Pflicht zu vergessen! Was kann doch ein Mann, der in dem Besitze der tugendhaftesten und liebenswürdigsten Frau so glücklich seyn könnte, für ein Vergnügen in dem Verderben eines armen und geringen Mädchens finden! Nun sind es schon neun Monate, daß ich seinen Versuchungen widerstehe. Der Widerstand ist mir zwar nicht schwer geworden; denn wie könnte er schwer seyn, wenn man seine Unschuld für seinen größten Reichthum hält? Aber nur widerstehen, nur seine Geschenke, mit denen er meine Schande erkaufen will, ausschlagen, nur vor seinen Ueberredungen meine Ohren verschließen, nur seinen nach meinem Untergange begierigen Augen begegnen müssen: Welch ein Leiden für mich! Sie werden fragen, warum ich nicht aus einem Hause entfliehe, wo meiner Tugend so feindselig begegnet wird? Aber bin ich nicht verbunden meine Zeit auszuhalten? Und doch hab ich es thun und fliehen wollen.

Allein was kann man dem Verlangen einer gütigen Frau verweigern, die die wahre Ursache nicht bemerkt, warum ich sie verlassen will? Kann ich auch in diesem Falle, bey meinem gegen ein liebreiches Bezeigen so empfindlichen Gemüthe auf die Frage antworten, ob ich mich über sie zu beklagen hätte, und was auf die gütigsten Anerbiethungen, mich für meine Dienste, mit denen sie vollkommen zufrieden zu seyn versichert, noch mehr zu beloh-

belohnen, da ich mich wegen den schon von ihr empfangenen Wohlthaten von der größten Dankbarkeit gegen sie entzündet fühle? Ich habe mich also überreden lassen, noch länger bey ihr zu bleiben.

Aber ich fürchte, daß ich mein Versprechen nicht halten kann, da die Verfolgungen ihres Mannes nicht aufhören. Er lacht zu meinen ernsthaften Vorstellungen, und so sehr ich ihn auch zu vermeiden suche: so ist es doch unmöglich, daß er nicht Gelegenheit finden sollte, Vorschläge zu erneuern, die ich von Herzen verabscheue. Das einzige, was mir eingefallen ist, mich von seinen Anfällen zu befreyen, ist dieses. Ich ersuche Sie um eine ernsthafte Betrachtung über die Ungerechtigkeit und Grausamkeit seines Verfahrens. Diese will ich ihm, wenn er seine Versuchungen wiederholt, statt einer Antwort, in die Hand geben.

Vielleicht macht sie Eindruck auf ihn, und wie glücklich wäre ich nicht, wenn dieß geschähe! Richtet dieses Mittel nichts aus: so ist mein Entschluß gefaßt; ich entfliehe aus einem Hause, wo meine Ehre in einer so großen Gefahr ist. Meine Liebe gegen seine Gemahlinn wird es mir nicht zulassen, sie durch die Entdeckung der wahren Ursache, die mich dazu nöthigt, zu betrüben. Allein ich will lieber für leichtsinnig und undankbar gehalten werden, als länger solchen Anfällen ausgesetzt bleiben.

H. W. T.

Man kann sich leicht vorstellen, was ich bey diesem Schreiben empfunden habe. Ich bin zwar unge-

ungewiß, ob es von einer Person kömmt, welche sich wirklich in den Umständen befindet, die darinnen beschrieben werden. Es ist möglich, daß sie nur erdichtet sind, um mich zu einer Betrachtung über diese schändliche Leidenschaft zu veranlassen, die in sich so abscheulich, und in ihren Folgen so schrecklich ist. Aus der Schreibart könnte man eine Erdichtung vermuthen.

Unterdessen findet man zuweilen unter Personen von niedrigem Stande einige, die edlere Gesinnungen und einen bessern Geschmack haben, als manche Vornehme nicht haben, und deßwegen bin ich auch geneigt, zu glauben, daß das mitgetheilte Schreiben wirklich eine Person zur Verfasserinn hat, die eines bessern Schicksales werth ist, und wenn das seyn sollte; wie viel Mitleiden verdient sie nicht!

Unterdessen wird ein Blatt von mir, wenn ich auch das Stärkste sage, was wider das herrschende Laster unserer Zeiten gesagt werden kann, vermuthlich nicht das ausrichten, was sie wünscht, da derjenige, über den sie sich beklagt, von einer Tugend nicht gerührt wird, die seinen Verführungen schon so lange widerstanden hat! Gleichwohl darf sich ein Sittenlehrer die besorgliche Vergeblichkeit ernsthafter Betrachtungen nicht abschrecken lassen, wider das Laster zu eifern, weil sie zum wenigsten denen nützlich werden können, die von dem Pfade der Tugend noch nicht abgewichen sind.

Daß es unter denen, welche die Vorzüge ihres Standes und ihres Reichthums bloß als eine glückli-

glückliche Macht brauchen sollten, edler und tugendhafter als andre, zu handeln, allzuviele gebe, welche sich kein Gewissen machen, die geringern oder unglücklichern Personen des weiblichen Geschlechtes zu verführen, das ist eine eben so gewisse Erfahrung, als diese, daß die Gleichgültigkeit gegen die Schändung solcher Vorzüge nur allzugroß und allzu ausgebreitet in unsern Zeiten ist.

Allein wie traurig ist nicht dieses? Denn wenn die Vornehmen und Reichen sich anmassen, alle ihre lasterhaften Begierden ohne Beschränkung zu befriedigen, sie, die vor andern durch so mannigfaltigen Gründe verbunden sind, sich den Gesetzen der Ehre, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Großmuth und des Gewissens zu unterwerfen: wo soll denn noch Tugend gefunden werden?

Wer kann die Gränzen angeben, welche nicht der Wohllüstige von dem Strome seiner Laster hingerissen, überschreiten wird, so bald er sich wegen seiner äußerlichen glücklichen Umstände über alle Vorschriften der Weisheit und Tugend, und selbst über die Furcht vor bürgerlichen Bestrafungen hinwegsetzen zu können glaubt? Er wird, seine strafbaren Wünsche zu befriedigen, keine Verbrechen achten, wie schändlich sie auch seyn mögen; er wird nicht ein einziges unversucht lassen, wann er nur eine Minute voll sinnlicher Lust davon erwartet. Er wird alles werden, was seine tyrannische Leidenschaft aus ihm machen will.

Der Stolz hat viel Gewalt über Seelen, die von keinen höhern Vorzügen wissen, als von den

Vorzü-

Vorzügen der Geburt, des Reichthums und des Ansehens; sie werden sich aber zu schimpflichen Künsten erniedrigen, die sie selbst in allen andern Fällen mit Verachtung ansehen. Die heiligsten Zusagen der ehelichen Freundschaft und selbst die Reizungen liebenswürdiger Frauen werden aufhören Reizungen für sie zu seyn; solche werden sogar vor einem armen Dienstmädchen kriechen, — — — um dieses arme Dienstmädchen, die keinen andern Vorzug haben kann, als ihre Unschuld, verderben zu können; in der Meynung, daß ein nichtswürdiges Geschenk von ihnen einer solchen Unglücklichen ihre Schande theuer genug bezahle.

Wären sie einiger Empfindung von der wahren Ehre fähig: so würden sie sich wenigst bestreben, den Bezauberungen eines Lasters zu widerstehen, das zu den größten Niederträchtigkeiten verleitet. Sie mögen in ihren hassenswürdigen Absichten glücklich, oder nicht glücklich seyn; sie würden sich als die schändlichsten Wesen vorkommen müssen, wenn sie nicht ihre Augen von ihrer eignen Schande beständig abwendeten.

Jeden Mann, der auf Ehre zu halten vorgiebt, sollte ja bloß der einzige Gedanke von jeder Unternehmung wider die Tugend einer Person niedrigen Standes abschrecken, daß er ihr dadurch Gelegenheit giebt, größer und schätzbarer zu seyn, als er ist. Kann sie seine Geschenke, seine Schmeicheleyen, und ihn verachten. Wie tief ist er nicht unter sie herabgesunken! Wie verächtlich sollte er sich selbst nicht seyn?

Wenn

Wenn dieses unstreitig ist: wie sehr muß denn nicht jeder nur Halbtugendhafte diejenigen verabscheuen, die sogar zur Beförderung ihres Lasters gewisse öffentliche Anstalten misbrauchen, welche selbst für ein Uebel erklärt werden müßten, wenn sie nicht zur Vermeidung noch größerer Uebel für nothwendig gehalten würden? Muß man sich nicht entsetzen, wenn man erzählen hört, daß zuweilen Leute, die ungeachtet ihrer vorzüglichen Verbindlichkeit sich von aller pöbelhaften Art zu denken zu entfernen, das Daseyn solcher Einrichtungen brauchen, diejenigen, welche sie zu verführen wünschen, leichter zu verführen, um der Kösten überhoben zu seyn, zu denen sie die Erhaltung der elenden menschlichen Geschöpfe nöthigen könnte, welche dereinst, wenn ihnen die öffentliche Barmherzigkeit bloß ein unglückseliges Leben gefristet hat, weil sie selten mehr für sie thun kann, ihren verführten Müttern, und noch mehr dem Verführer fluchen?

Welch eine Ungerechtigkeit, wenn Jemand die Ehre und Unschuld einer Person zu zernichten wünschet, die, weil sie unter seine Bedienten und Hausgenossen gehört, einen besondern Anspruch auf seinen Schutz hat? Denn sollte sie nicht vor allen Angriffen einer schändlichen Leidenschaft bloß deßwegen sicher seyn, weil sie sich verbindlich machet, allen seinen billigen Befehlen zu gehorchen, und unter dieser Bedingung, ein mühseliges und niedriges Leben für ein Glück zu halten? Ein Vormund, der die Güter eines Unmündigen an sich zu reissen sucht, wird dem allgemeinen Hasse nie entrinnen,

und

und mit welcher Strenge rächen die öffentlichen Gesetze seine Ungerechtigkeit nicht? Wo ist aber der Verlurst, den ein unglücklicher beraubter Mündel leidet, gegen das Verderben, worein diejenige gestürzt wird, welche ein Wohllüstiger durch unausgesetzte Verfolgungen so weit bringet, daß sie sich seinen thierischen Begierden aufgeopfert?

Jedoch ein solches Verhalten ist mehr als Ungerechtigkeit; es ist Grausamkeit, wenn man bedenkt, wie Personen weiblichen Geschlechtes von niedriget Herkunft verderbt zu werden pflegen, wenn sie ihre vornehmste Tugend verlohren haben. Mit ihrem Falle ist gemeiniglich nicht allein jede andere gute Empfindung aus ihren Herzen vertilgt, sondern sie pflegen auch selten von den Wegen des Lasters zurückzukehren. Ich kann mir deswegen nichts Schrecklicheres denken, als den Zustand eines Verführers, wenn ihm einmal der marternde Gedanke einfallen sollte, daß er unsterbliche Seelen vielleicht auf ewig elend gemacht hat.

Wie unruhig müssen nicht edelgesinnte, und zärtlichdenkende Väter in Zeiten seyn, wo das Laster der Wohllust, und der Verführung zur Wohllust beynahe für kein Laster mehr gehalten wird, wenn sie ihre Töchter nicht in Umstände setzen können, worinnen sie nicht allein durch eine gute und tugendhafte Erziehung, sondern auch durch das Glück eines zum wenigsten nothdürftigen Auskommens vor den Versuchungen und Anfällen lasterhafter Verführer gesichert sind.

Sie selbst können in einem sehr geehrten, und angesehenen Stande leben; sie können sich darinnen große Verdienste um die menschliche Gesellschaft erwerben; aber oft ist ihnen die Macht versagt, ihre Kinder so glücklich zu machen, daß sie allzeit frey und unabhängig von andern seyn könnten.

Wenn sie nun daran denken müssen, daß dieselben durch die besorgliche Nothwendigkeit von andern abzuhangen, der Gefahr auch nur einer leichtern Möglichkeit verführt zu werden ausgesetzt sind, mit welchem Abscheue werden sie nicht jeden vornehmen und reichen Wohllüstling betrachten? Was müßte dieser nicht selbst thun, wofern er sich noch nicht gegen die Stimme der Menschlichkeit verhärtet hätte, zumal wenn er selbst ein Vater wäre, und bedächte, daß auch er in Umständen seyn könnte, wo er eine gleiche Furcht für seine Töchter empfinden müßte? Billig sollte jeder Menschenfreund einen Mann von verderbter Lebensart seine Verachtung so sehr empfinden lassen, als es höhere Pflichten erlauben wollen.

Das ist, werden vielleicht Einige denken, sehr ernsthaft. Allein so viel mir an der Zuneigung und Liebe der Rechtschaffenen liegt, so wenig bekümmert mich der Haß der Lasterhaften. Ich wollte es sogar für ein Glück halten, von denen gehaßt zu werden, welche zu verderbt sind, als daß man ihre Besserung hoffen dürfte; wenn diese Betrachtungen nur bey denen Eindruck machten, die ungeachtet sie sich zu gleichen Ausschweifungen hinreissen lassen,

doch

doch noch nicht alle Empfindungen der Tugend, und des Gewissens in sich erstickt haben.

Von der Mädchen-Verführung.

Man macht sich heut zu Tage so wenig daraus, die Unschuld zu hintergehen, gute Mädchen an den Rand des Verderbens zu führen, sie ins Elend zu stürzen, — und ihnen das Wonnegefühl der Tugend zu entreissen, daß manche gar noch stolz auf ihre Schandthaten sind, — so weit ist das Verderbniß des Herzens gekommen.

Selige Ruhe der Unschuld! wie glücklich waren doch die Menschen, als man noch Wälder und Höhlen bewohnte, als noch keine Städte waren, wo man die Tugend beschimpfte, und keine Paläste, wo entnervte Wohllüstlinge wohnen.

Dort wanderte das Mädchen noch mit fliegenden Haaren durch blumenreiche Fluren — kein lüsterner Blick verfolgte ihre eilende Schritte, ihr schwarzes Aug funkelte für keinen Verräther, und die Rosen ihrer Wangen entriß kein Schänder der Unschuld. Kein niedriger Bube denkte auf verführende Ränke. Ein Mann mit Herzen und Stärke — reichte ihr seine Hand, nahm sie zur Gattinn, theilte seine Seele mit ihr — und gab dem Himmelsstrich, den er bewohnte — kernhafte Kinder mit nervigten Körpern und gesunden Seelen: aber diese Zeiten, wo sind sie hin? — elende Skeleten der Wohllust, schleichen herum mit todtbleichen Gesichtern, und lauern auf das Verderben

der Unschuld — wie schädliche Raupen, die die Rosen entblättern.

Männer mit Zwergseelen opfern die Unschuld ihren Gelüsten, kennen keine andere Seligkeit als die Befriedigung thierischer Begierden — man entheiligt den Namen der Liebe, schändet die Bande der Natur, und entweiht die heiligsten Gesetze der Schöpfung.

O ihr Töchter des Vaterlandes! lernt die Gefahr eurer Jugendjahre kennen. Man lauert auf euch, lockt euch durch falsche Versprechungen von den Wegen der Tugend, und wenn man euch Unschuld und Tugend geraubt hat, so überläßt man euch dem Gram der Verzweiflung.

Eure guten Seelen kennen vielleicht die Züge des Wohllüstlings noch nicht — ich will sie euch in charakteristischen Gemälden entwerfen, so entwerfen, daß sie wie gemalen da stehen sollen, die Verführer, die nicht werth sind, daß sie in Gottes Sonnenschein auf dieser Erde herumwandeln.

Rosine von ehrlichen Aeltern gebohren, fühlte frühe die Streiche des Schicksals; ihr Vater starb, und ihre Mutter folgte ihm nach zur Grube. Einsam und allein wandelte Rosine auf dieser Erde herum, wie ein junges Reh, das dem tödtenden Pfeile entfloh, durch den schon seine Mutter dahinsank. —

Verwandte nahmen sich der Unglücklichen an, und gaben ihr Nahrung, aber bald mußte sie fühlen die Unglückliche, wie selten wohlthätige Seelen

sind.

sind. Schlechte und harte Behandlungen verbitterten Rosinens Tage, und nöthigten sie unter Fremden die Zuflucht zu suchen.

Rosine kam in die Stadt, und suchte Dienste. Schon etwelche Tage war sie bey einem Gastwirth, und suchte vergebens. Rosinens Bildung war schön, ihr Wuchs war schlank; ein schmachtendes Aug mit Rabenschwärze verschönerte ihre Bildung, Kastanienhaare erhoben die Lilien ihrer Stirne, und Zähne von Elfenbein, die korallenen Lippen, die sie schmückten. Mir deucht, ich sehe sie noch, das gute Kind, wie sie im Tempel vor dem Allgütigen da lag, Unschuld war auf ihrer Stirne, und Andacht glühte auf ihren Wangen — sie bethete mit innerer Andacht — und ihr Anblick war reizend, wie der Anblick eines Engels reizend seyn mag, der die Werke der Schöpfung bewundert, und dem Allmächtigen lobsinget.

Rings um sie her stunden junge Stutzer, und alte entnervte Gecken sahen mit schiefen Blicken nach ihr, und nüsterten sich in die Ohren.

Unter dieser Menge von Halbmenschen befand sich auch ein junger Mann, der eben in seiner Bethstunde berechnete, wie hoch der Unterhalt von zwey Pferden nebst dem Kutscher das Jahr durch zu stehen kommen möchte, das Resultat der Berechnung seiner Equipage warf gegen 500 fl. aus — er beschloß auch sogleich, als die Messe vorüber seyn würde, den Sattler zu bestellen, um sich dieses Vergnügen zu verschaffen, sein Entschluß war fest in seinem Kopf, als er gähling mit seinem Fern-

glas Rosinen beguckte — par bleu welch ein schönes Mädchen! rief er auf: und jetzt berechnete er geschwind in seinem Bethbuch, ob man nicht vielleicht um das nämliche Geld, als ihm die Equipage zu stehen kommen würde, ein Mädchen unterhalten könnte.

Der Calculus ist schier gleich, sagt er, und nun wars entschlossen — Rosine soll statt der unterhalten werden.

Melfort, so hieß der Junge, gab sich alle Mühe Rosinens Herz zu gewinnen, es gelang ihm, und Rosine wird nun von Melfort unterhalten? ja — gut und prächtig unterhalten.

Ich. Um Vergebung Herr Melfort — lieben sie noch Rosinen. —

Melf. Ob ich sie liebe? O ja, ich gäbe mein Leben für sie.

Ich. Rosine scheint mir ein gutes Kind zu seyn.

Melf. Ja, sie ist ganz Herzensgüte.

Ich. Es scheint mir, Herr Melfort! Rosine hängt so mit ganzer Seele an ihnen. —

Melf. O ja! mit ganzer Seele. —

Ich. Warum heurathen sie denn das gute Mädchen nicht?

Melf. Heurathen? ich bin nicht im Stande eine Frau zu unterhalten. —

Ich. Nicht? Sie unterhalten aber doch Rosinen? —

Melf. Ja, das ist ganz etwas anders.

Ich

Ich. Wie das — sie leben ja so in einem Tone miteinander — wie ohngefähr Verheurathete leben können. —

Melf. Freylich — aber, —

Ich. Aber was — wie Melfort, sie können Rosinen als eine Beyschläferinn unterhalten, und als Frau, als Gattinn, können sie selbe nicht unterhalten. — O Pfuy der Schande! — Sie haben eine niedrige Denkungsart — wie können sie so ein gutes Mädchen, das mit Herz und Seele an ihnen hängt, der Verachtung des Publikums aussetzen. — Sie lieben Rosinen nicht, sie lieben nichts als die Wohllust, sonst würde es ihnen nicht gleichgültig seyn, was die Welt von Rosinen denkt. — Nun hält man sie für ihre Beyschläferinn, für einen verächtlichen Gegenstand ihrer Unterhaltung — einen Schritt näher, und die Welt wird sie als ihre Gattinn verehren — und dieses Recht, das ihr nun die Natur gab, können sie ihr verneinen.

Melf. Ha, ha — sie sind ein Schwärmer.

Ich. Nein Herr, das bin ich nicht, ich rede für die Unterdrückte, und wenn Rosine nicht durch ihre Liebe verdienet, als ihre Gattinn der Welt gezeigt zu werden, so ist ihr Kind da — Melfort auch dein Kind — das dich auffodert die Pflichten des Vaters zu erfüllen, und diesem unglücklichen Wesen Stand und Aeltern zu geben.

Melf. Ich kann sie nicht heurathen, meine Umstände erfordern eine reichere Parthie — der Adel — verbeut mir —

Ich. Reichthum und Adel ziehst du den Pflichten der Natur vor? Du willst eine reichere Parthie machen, noch ein Mädchen unglücklich machen, die du nicht liebst, die du nur wegen ihren Schätzen heurathest? Grausamer Melfort! du willst aus dem Gold der Unglücklichen Ketten des Drangsals schmieden — Niederträchtiger! — der Adel — was Adel? Adel ist Tugend — ich kenne sonst keinen Adel. — Du hast einmal die Wege verlassen, die dir deine Ahnen vorgezeichnet haben — steht es nicht mehr in deiner Macht zurückzugehen? Um das Alterthum deiner Familie fortzupflanzen, willst du die Menschheit entehren, die weit ältere Rechte, als alle Familien hat?

Dein Adel — der ist Einbildung, und dein unglückliches Kind, und die entehrte Mutter ist Realität. Seit wenn habt ihr euch denn von andern Menschen abgesöndert, ist das Blut, das in unsern Adern fließt, nicht auch Menschenblut? Und sind unsere Knochen nicht auch Knochen wie die eurigen? Auch auf manchem Schedel unsrer Väter hat sich des Feindes Schwert eine Scharte gehauen, wie auf den Schedeln der eurigen, und mancher unter uns trägt das Diplom seiner Würde in seinem Herzen.

Der Fluch des Himmels und der Menschheit muß doch auf dem ruhen, der ein Verführer der Unschuld ist. Ich denke oft nach, warum denn die Gesetze keine Strafen für die Mörder der Unschuld bestimmt haben. — Bin ich weniger als ein Verbrecher, wenn ich ein Räuber der Tugend

werde?

werde? Wenn ich Unglücklichen die Achtung der Rechtschaffenen entwende, und sie dem Elende und der Verzweiflung Preis gebe? — — O ihr Väter, die ihr Töchter erzieht! wie traurig ist die Ahndung in euren Herzen, wenn ihr je über die verdorbenen Sitten unserer Zeiten nachdenket. Jetzt lächelt das unschuldige Kind auf euren Armen, und macht die Freude eurer Tage aus; aber vielleicht, wenn sie erwachsen ist, ist Todesschmerz der Lohn für eure Erziehung. — Verführt und geschändet entweiht sie die Heiligkeit eurer grauen Haare, und stürzt euch durch Kummer in die Grube. Seht ihr, wie der Verführer lächelt über das Opfer seiner Gelüste. — Kein Erbarmen, kein Gefühl ist in seiner Seele. — Er eilt gleichgültig hin, um neue Reihen von Unglücklichen zu machen. Des Wohllüstlings Herz ist verdorben bis in Grund. Alle heiligen Bande der Natur sind von ihm zerrissen. — Er kennt die Wonne eines Vaters nicht — nicht das Vergnügen des Gattens. — Wohllust, thierische Wohllust ist nur Glück für ihn. — Eidalise war verführt — drey unschuldige Geschöpfe führt sie hin zu Kreons Füssen. — Du, ruft sie mit Thränen im Auge auf — Du hast uns verlassen. Liebst du mich nicht mehr? so laß mich allein elend seyn; aber verkenne doch die nicht, denen du das Leben gabst. — Kreon lacht hönisch über Eidalisens Rede. — Geh, sagte er, mit deinen Pastarten. Doch ich will sorgen, sorgen für sie — sie sollen Soldaten seyn — doch unter der Bedingniß, daß sie sich nicht unterstehen, mich je

Vater zu nennen. — — Sie sollen dich nicht Vater nennen, ruft Eidalise verzweifelnd — wer bist du denn? Willst du den Lauf der Natur umstoßen? Dein Blut verläugnen, und dein eigenes Eingeweide verkennen? Aber nein! du hast Recht — du verdienst den heiligen Namen nicht, — nein! dein Herz soll nie die Wonne fühlen, ein dankbares Kind an deinen Busen zu drücken. — Ha — Elender! — Soldaten sollen deine Kinder seyn? — Warum das? — Damit du dich der Last der Erziehung und Ernährung entbürdest? — Niedriger! aber wisse: wenn dieß dein Gedanke je war; so hättest du Geschöpfe erzeugen sollen, die im Stande wären, dem Vaterlande zu dienen. — Aber sieh da diese elende krüppelhafte Jungen. Sie sind die traurigen Opfer deiner Ausschweifung; mit siechen Körpern büßen sie die Laster deiner Jugend. — In ihren Adern schleicht das Gift deiner schon längst verdorbenen Säfte. — Soldaten sollen sie seyn: Ha, ha! — Der Mann, der die Alpen bewohnt, den Pflug zieht, und gesunde Lüfte in sich haucht, der schenkt nervigte Kinder dem Vaterlande, es zu beschützen. — Du, und deines gleichen — ihr könnt nur elenden Geschöpfen das Leben geben, um es im Siechenhause zu enden. — So ruft Eidalise, und reißt die Kinder mit sich, und stirbt auch mit ihnen im äußersten Elende.

Kreon ist ungerührt — jagt immer seinen Gelüsten nach — bis er endlich lebendig zerfaulet, und sein niedriger Geist das Menschenaas verläßt, das er belebte.

Es

Es ist doch unbegreiflich, wie vernünftige Wesen sich so weit herabsetzen und erniedrigen können. Maulthiere und Rosse entehren den Erzeugungs- trieb nicht, wie der Mensch, dem die Gottheit das edelste Geschenke, die Vernunft ab.

Mit blutendem Herzen seh ich oft die zahllose Menge unglücklicher Mädchen, die entweder die Armuth oder Mangel an Erziehung, und der Müs- siggang zum Laster verleitete. — O denke ich, ihr guten Kinder! könntet ihr doch das Elend eurer Lebensart einsehen; könntet ihr fühlen, wie weit ihr euch unter die Thiere um Geld erniedrigt, eure Liebkosungen verkauft, und Menschen umarmet, für die euer Herz nie gefühlt, und eure Seele sich nie bewegt hat. — Arme bedaurungswürdige Ge- schöpfe; ah! — was ist das Ende eurer Tage — verachtet und verlassen von jedermann werdet ihr einst — — wie ein Aas mit Eiterbeulen lebendig verfaulen. — Stinkende Würmer und eckelnde Motten werden eure einzigen Gesellschafter seyn; denn der Gestank eurer pestilenzialischen Ausdün- stungen wird jedes andere lebende Geschöpfe von euch entfernen. — O ihr Jünglinge! wäre es mir ver- gönnt, euch in die Spitäler führen zu können, wo solche unglückliche Opfer die Wohllust ihrer Gelü- sten unter schrecklichen Martern trostlos büssen. — Könntet ihr die eingefallenen Augen, die verbleich- ten Wangen, und die verwelkte Haut der Wohllüst- linge sehen, unter der ein halb zerfressener Todten- schedel hervorragt. Eiternde Geschwüre und stin- kende Beulen sind in allen seinen Gliedern. —

Stück-

Stückweise fallen von seinem halbvermoderten Leibe die schon verfaulten Glieder, — und Gewissensunruhe und Verzweiflung foltert seine gequälte Seele. — — Endlich stirbt er; — aber nein! dieses Wort ist zu edel. Die Natur gab keiner Sprache ein Wort, die das Ende seines Daseyns ausdrücken kann. Er hört auf eine Art zu leben auf, nach der der elendeste Tod des verächtlichsten Thieres noch immer ein herrlicher Tod ist.

Das Mädchen im Laubthale.

Ganz in Thränen zerflossen, mit vollem Herzen und wankenden Füßen, gieng itzt Arcinde durch den schwarzen Tannenhain, oft noch sah sie sich um, und trocknete ihre Thränen — aber Dunkelheit verbarg den schlimmen Archest, — den ihr nasses Auge vergebens suchte. — Kaum hörte sie noch einige Fußtritte in der nächtlichen Stille — so glaubte sie die Schritte ihres Verführers zu hören. — Er — so seufzete sie, er hat mich verlassen — nächtlicher Hayn — ruhiges Thal — und ihr — ihr glückseligen Gefilde — ihr habt mich mit dem Treulosen verlassen. Dort sagte sie — sah ich ihn zum letztenmale, der Bach der meine Thränen empfangen, das Gebüsch, das meine Seufzer gehört hat — murmelt noch ewig seinen Namen in mein Herz.

Hätte uns die Vorsicht getrennt, hätte ein unglückliches Verhängniß unsere Bande zerrissen — so wäre ich unglücklich, aber doch nicht beschimpft und

und erniedriget; aber so hat Archest selbst mein Verhängniß geschmiedet — mit lachenden Lippen mich ins Verderben geführt — und mich denn treulos verlassen.

O wie schnell seyd ihr entflohen, ihr süßen, ihr angenehmen Träume der Liebe! wo sind die geliebten Phantasien meiner Zukunft, wo jede Minute gülden, wo Sorge unbekannt war! Nun ist das Elisien der Natur in eine Einöde, und das Wonnengefilde in Wüsteneyen verwandelt. — Unglückliche Verblendung! — Verachtung für Ehre — Gram für Entzücken — Verzweiflung für Hoffnung, das war meine Aernte, das war mein Loos, so seufzte Arcinde — und die mitleidige Nachtigall, die ihren Leidklagen von den hohen Zweigen zuhörte, war die einzige Theilnehmerinn ihres Schmerzens, wie durch die Hitze des brennenden Mittags die Feldblume welkt, und traurig dahin sinket, so sank Arcindens Haupt auf den Rasen, den ihre Thränen durchnetzten.

Die Morgenröthe erblaßte, das Thau lag glänzend auf den Gebüschen — und schon schimmerte die grüne Fläche von tausend mannigfaltigen Stralen — die Blumen richteten sich von ihrem Schlummer auf, Arcinde aber lag noch gestreckt zur Erde, und war unfühlbar für die Reize der wieder auflebenden Natur.

Archest, so hieß der Mann, der Arcinden in dieses gränzenlose Elend stürzte.

Es war ein herrlicher Morgen, wie Weihrauch dampfte das Thau zum Himmel, als Archest Arcinden

cinden zum erstenmale sah. — Mit sanftem Geräusche lispelten Zephire im Frühlinggesträuche, und gleich einem heitern geschmolzenen Silber rollten an der Seite des Hügels im Sonnenglanze murmelnde Bäche dahin. — Arcinde saß da — bewachte der Lämmer unschuldige Heerde, und Unschuld und Schönheit malten sich auf ihrer runzellosen Stirne. Frömmigkeit verrieth ihr Aug, und die sanfte Thräne, die auf ihren Wangen zitterte Gefühle für die Eindrücke der Schönheit der Natur. — Tugend herrschte in Arcindens Herz. — Archest sah sie, und Liebe blühete in seinen Busen. — O Arcinde, rief Archest auf — wie öde ist die Welt für den, der nicht liebt! — was ist das Glück, das man mit keinem Gegenstande theilt! — Unruhe und Sehnsucht, oder wie soll ich das nennen, was ich empfand? — dieses alles marterte immer mein Herz, so lang meine unbefriedigte Seele sich nach einem Gegenstande sehnte, den es nicht kannte, so lang als ich mich nach dir Arcinde sehnte, ohne zu wissen, unter welchem Himmelsstriche du wohnst.

Oft am Abend, als ich im Garten einsam umher wandelte, beseelte der Gedanke dieser Glückseligkeit mein klopfendes Herz. — Da baute ich schon eine Hütte für den Gegenstand meiner Liebe. — Hier, so rief ich auf, soll meine Arcinde wohnen, hier sollen Blumen für ihr Auge blühen — hier ihr die ersten Düfte des Morgens und die letzten des Abends entgegen hauchen, sieh Arcinde, so glücklich will ich dich machen — so glücklich

wollen

wollen wir seyn. — Arcindens unschuldiges Herz hörte die Töne des Verführers mit Rührung, weil sie die Menschen noch nicht kannte; sank an den Busen des Ungeheuers, — verließ ihre Aeltern, und opferte dem Verführer Unschuld und Gewissen; aber nur zu bald wachte ihre Seele von dem tödtlichen Schlummer auf. — Sie sah sich gestürzt von dem Gipfel des Glückes in das äußerste Elend. — Da war keine Gegend mehr schön für ihr Aug, keine Töne der Nachtigallen mehr reizend für ihr Ohr; — sie wandelte wie ein Schatten umher, — und näherte sich, wie eine Blume der Verwesung — sie starb. Freundinnen, die sie liebten, setzten ihr ein Grabmaal, im düsternen Tannenwalde — und schrieben in eine hundertjährige Eiche diese Grabschrift:

O ruhe sanft auf Wiedersehen,
Unglückliche Verirrte.
Und Fluch komm' von Olympus Höhen
Auf den, der dich verführte.

Meine Warnung an gute Mädchen.

Sanft als wie die Morgensonne
Bey Aurorens holder Glut
Trautes Mädchen! ist die Wonne
Die in deinem Auge ruht.

Deine Blicke sind Vergnügen,
Deine Lippen athmen Lust.

Unschuld

Unschuld herrscht in deinen Zügen,
Einfalt herrscht in deiner Brust.

Wie das Turteltäubchen fühlet,
Fühlet auch dein junges Herz,
Das mit jungen Rosen spielet
Stets in Laune und in Scherz.

Freudig eilen deine Tage
In die Schooß' der Ewigkeit.
Nichts verändert deine Lage,
Nichts stört deine Seligkeit.

Steter Frühling ew'ge Rosen
Glaubst du wird dein Antheil seyn,
Stets den Aeltern liebzukosen,
Und sich ihrer Güte freu'n.

Gutes Mädchen ohne Sorgen
Lebst du Jahre so dahin,
Bis dir wird ein schwarzer Morgen
Deiner Unschuld Lust entzieh'n.

Du siehst deines Vaters Haare,
Durch des Alters Schnee bedeckt.
Siehst der Mutter Todtenbahre,
Wo sie ihre Glieder streckt.

Ah! denn rollen deine Thränen
Auf den schönen Busen hin,
Doch vergebens ist dein Sehnen,
Und vergebens dein Bemüh'n.

Ohne Freunde ohne Stütze
Bist du einsam in der Welt,
Keine Tröstung ist dir nütze,
Weil es dir im Herzen fehlt.

Schon verwöhnt durch zarte Triebe,
Wünscht dein Herz sich einen Freund,
Der voll Zärtlichkeit und Liebe,
Der es treu und redlich meynt.

Einsam schleichst du in den Wäldern,
Horch'st den Nachtigallen zu,
Und störst einsam auf den Feldern
Oft die Lerchen in der Ruh.

Still pflegt dir dein Herz zu schlagen,
Und dein schöner Busen schwillt,
Jedem Edlen möchst du sagen,
Was die gute Seele fühlt.

Melicur ein dreister Junge,
Der der Mädchen Schwäche kennt,
Sieht dich, und mit falscher Zunge
Sagt er, daß er für dich brennt.

Er stürzt sich zu deinen Füßen,
Schwört dir Treu und Redlichkeit,
Und betheurt dir unter Küssen,
Seine falsche Zärtlichkeit.

Unschuldsvoll glaubst du dem Bösen
Sinkst an seinen Busen hin,
Liebe ist dein ganzes Wesen,
Deine Seele glüht für ihn.

Oft eilst du mit ihm in Schatten,
Oft in Garten in das Klee,
Und du sprichst mit ihm als Gatten
Von der Seligkeit der Ehe.

Aber wie dein Herz ist wunde?
Melicur entlarvte sich.
Ah! wie schwarz ist nicht die Stunde,
Dein Geliebter hasset dich.

Umsonst fließen deine Thränen.
O! dein Glück war ein Gedicht,
Melicur hat andere Schönen,
Seine Treue liebt er nicht.

Er liebt nicht? sagst du: o schweige,
„Glaubst du, daß er mich nicht liebt,
„O, so seh! wie diese Zeuge
„Mir den Gatten wieder giebt.

„Kind und Mutter sind die Werke,
„Und der Liebe Unterpfand,
„Die Natur hat ihre Stärke,
„Nichts hat mir sein Herz entwandt.

Die Natur kann ihn noch rühren,
Glaubst du? ah! es ist Betrug,
Was soll's Herz zurücke führen,
Das nie vor die Tugend schlug.

Mädchen, einsam und verlassen,
Seh ich dich zur Grube zieh'n,
Deine Wangen, die verblassen,
Wie die Rosen, die verblüh'n.

Dein Kind stirbt, mit Gram im Herzen
Siehst du es — und fühlst doch Lust
Du stirbst auch gewürgt durch Schmerzen
Mit dem Säugling an der Brust.

Kommt ihr Mädchen eine Thräne
Der Betrogenen zu weih'n,
Und lernt doch durch diese Scene
Stets auf eurer Hut zu seyn.

Unausbleibliche Folgen der Unzucht.

Unkeuschheit verderbt erstlich Gesundheit und Leben; Keuschheit erhält es.

Alle sinnliche Begierden haben das miteinander gemein, daß sie die Kräfte des Lebens angreifen, so bald sie zu heftig sind; aber keine unter allen schwächt und zerrüttet die innere Lebenskraft so sehr, als Unkeuschheit und Unzucht. Wer sich dieser ergiebt, der zerstört die Lebensgeister, die seinen künstlichen und zärtlich gebauten Körper gesund und kraftvoll erhalten sollen; der verschwendet die Lebenskeime, welche der weise Schöpfer der Natur uns zum Wachsthum, zur Thätigkeit in den nöthigen Bestrebungen des irdischen Lebens, zur Dauer und zum Aushalten gegen mancherley Gesundheit und Leben bedrohende Anfälle, gnädig verliehen hatte; der bestättiget es an sich, wie wahr der Ausspruch eines heiligen Paulus sey: der Unzüchtige sündiget an seinem eigenen Leibe.

Ich will hier des schrecklichen Lohns, den wilde und ausschweifende Unzucht im Gefolge hat, den man ohne Abscheu nicht nennen, ohne Grauen nicht sehen kann, nicht einmal gedenken: viel andere schwere Uebel giebt es noch, welche die Unkeuschheit nach kurzer oder längerer Zwischenzeit hinter sich her führt. Wie viel blühende Jünglinge, die Hoffnung ihrer Väter, die von Gott mit Kraft zum langen Leben ausgerüstet waren, sinken unter der Unzucht Geisel in ein frühes Grab: wie viel andere tragen ein kraftloses Leben zur Schau, und wandeln als abgezehrte Schatten umher! Erreicht aber ja der Unkeusche die Jahre des Mannes, so hat ihn die nämliche Kraft, die ihn zu ehrsamen Geschäften des Lebens tüchtig machen sollte, dann schon verlassen; jede Wunde, jeder Anstoß eines Fiebers drohet seinem entnervten Körper Gefahr; Schmerzen und Krankheit, Schwachheit und Unvermögen begleiten seine kurzen und mühseligen Tage; und wenn er sich nun einer frohen Nachkommenschaft freyen sollte, bekümmert er sich entweder einsam und kinderlos, oder jammert über die elenden, schwachen Geschöpfe, die schon Abzehrung und frühzeitigen Tod von ihm geerbt haben; früh wird er ein Raub des Todes, und verläßt die Seinigen, unerzogen und unbeschützt, auch der Ungerechtigkeit zum Raube.

Von allen diesen Uebeln ist der Keusche befreyet. Gleich einem Baume, der in vollem Nahrungssaft steht, blühet er vielmehr in der ganzen Kraft seiner Natur auf, und reifet in Gesundheit

und

und Stärke dem männlichen Alter entgegen. Als Jüngling und als Mann ist er den Unfällen, denen das menschliche Leben unterworfen ist, gewachsen; froh und leicht fühlt er sich bey dem Betrieb seiner Geschäfte; er freuet sich seiner aufsprießenden wackern Erben und Kinder; das Gott seinem Leben zugemessen hat, kann er nun heiter und ganz genießen und schmecken; unverkürzt erreicht er das Ziel, das ihm Gottes Vorsehung gesetzt hat; und alt und Lebens satt, von seinen Kindern geehrt und beweint, wird er einst zu seinen Vätern gesammelt.

Unkeuschheit schwächt die Kräfte des Geistes; Keuschheit aber nähret und stärket sie.

Nicht nur der Leib des Unkeuschen verdirbt, sondern auch seine unsterbliche Seele. So wie sein Leib abzehret und welk wird; so erschlafen und verschwinden auch die Kräfte des Geistes. Mit dem verschwelgten Lebenssaft verliert sich das Gedächtniß; die mit unzüchtigen Bildern angefüllte Phantasey ermattet bey der mindesten Anstrengung, oder kann sich zu gar keinen ernsthaften und nützlichen Gedanken erheben; Verstand und Vernunft, die der Unzüchtige ungeübt, ungebaut liegen läßt und langsam tödtet, werden untüchtig und unvermögend, richtige Urtheile zu fassen, edle und große Unternehmungen zu entwerfen: und wie oft sinket er ganz in Einfalt, und beynahe in viehische Dummheit hinab!

Aus dieser Quelle steigen die vielen schlaffenden Menschen hervor, die zu nöthigen und nützli-

chen Geschäften untauglich sind, und von klügern Menschen abhängen müssen; die sich ängstlich plagen, weil das Loos ihrer Arbeit ihrem entnervten Geiste zu schwer ist: muthlos und zaghaft gehen sie an ihr Tagewerk, unmuthsvoll schleppen sie ihre Last, elend und nichtswürdig verwalten sie ihren Posten: und seufzen und jammern über die Beschwerde, die ihre zu schwache Schultern tragen sollen.

Aber der Keusche wächst in Kraft an Leib und Seele zugleich auf. Sein unzerrütteter Geist übt sich, gute und nützliche Gedanken zu fassen; seine unbefleckte Seele nährt und stärkt sich mit edlern und bessern, als mit unzüchtigen Entschliessungen und Bildern: er sammelt sich einen Schatz der Erkenntniß für die Jahre der männlichen Arbeiten; muthig und getrost, und voll Selbstgefühl seiner innern Seelenkraft gehet er an die ihm angewiesene Geschäfte; froh und leicht vollendet er sie; und das Bewußtseyn, sie gut vollendet zu haben, und der ehrsame Beyfall verständiger Mitbürger belohnt, erheitert und erfreuet sein Herz; indeß daß der, den Unzucht entkräftet hat, unter der Last seiner Untauglichkeit seufzen, unter der Verachtung seiner Mitmenschen seiner Untugenden wegen Züchtigung leiden muß.

Unkeuschheit bringt Schande; und Keuschheit Verehrung.

Wie sehr lehrt es den Unzüchtigen sein eigenes Gefühl, daß auf ihm Schande ruhe! Denn warum

warum verbirgt er sich sonst bey Begehung seiner Schandthaten vor den Augen der Welt; warum sucht er geheime Kammern, zu seinen Werken der Finsterniß; warum erröthet er schon bey einem Verdacht, den man gegen ihn schöpft, so lange er noch einiges Gefühl der Ehre hat? Ist es nicht das, daß sein Bewußtseyn ihm sagt? Du begehest Thaten, welche Schande zum Lohn haben: fleuch in die Finsterniß, daß Niemand deine Schande sehe; verheimliche dein Verbrechen, daß dein Ansehen in der Welt dadurch nicht beschmutzt werde. Wird gleich bey manchen in Unzucht grau gewordenen Sündern dieser Schande Gefühl erstorbener: so stirbt es doch nicht ganz; früh oder spät wacht es auf, und züchtiget sie, sollte auch die Welt nichts von ihrer Untugend wissen, mit innerer schnöder Selbstverachtung, die bitterer und drückender ist, als aller Hohn und Tadel der Welt.

Nicht so der Keusche. Er kann frey einhergehen, und darf die Augen der Menschen nicht scheuen. Seine kraftvolle Bildung verkündiget laut den keuschen Sinn, der in ihm wohnt, und Liebe und Achtung aller derer folgt ihm, welche die Tugend noch werth schätzen. Ja, nicht nur Tugendhafte ehren ihn; selbst der Genosse der Unzucht schaut ihn mit stiller Bewunderung an; er kann es nicht begreifen, daß Menschen den Reiz der Sinne empfinden, und ihm doch widerstehen können; wider seinen Willen fühlt ers bey sich selbst, daß eine solche Seele stärker und edler, ein solcher Muth würdiger und größer sey, als der sei-

nige: durch sein inneres Gefühl und durch unwiderstehliche Werthschätzung gedrungen, muß er sich selbst das Geständniß thun, daß Keuschheit Verehrung erwerbe, und der Verehrung auch werth sey.

Unkeuschheit befleckt und drückt das Gewissen, Keuschheit aber erfreuet es.

Der Unzüchtige mag noch so sehr in Vergnügen schwimmen! und fürs Vergnügen zu leben scheinen, sein Herz kann doch nicht wahrhaftig froh seyn. So sehr er es sich auch mühsam verbergen will, so kann er es sich doch nicht ganz verheelen, daß er unter die Würde des Menschen gesunken sey, und durch seine unreine Begierden selbst unter das Vieh, daß doch nur zu gewissen Zeiten Brunst leidet, sich herabgewürdiget habe. Ehe er es sich versieht, eh er es abwehren kann, erscheint er sich selbst in seiner ganzen Unwürdigkeit, Scheußlichkeit und Schande. Auch von Zeit zu Zeit ruft die Stimme eines unbestochnen Richters laut seinem Innersten: wie viele hast du, Unsinniger, verführt, wie viele in Schande, Dürftigkeit und Elend gestürzt! Wie weit und grausam hat dein verführendes Beyspiel um sich gegriffen! Welchen Schaden hat die Seuche, die du umher getragen hast, mit dir zugleich auch bey andern gestiftet! welche glückliche Nachkommenschaft hast du bey dir und andern getödtet! Welche Brut von Verderben, Jammer und Schande wirst du den kommenden Geschlechtern hinter dir zurücklassen!

Und wie wird ihm zu Muthe seyn, wenn der Gedanke an den reinen und heiligen Gott durch seine Seele fährt? Ach, Unkeuschheit gebiert auch Schrecken und Entsetzen vor Gott, nur Keuschheit Vertrauen. Von welchem Schrecken, von welchem Entsetzen muß er erschüttert werden, wenn sich ihm der Abscheu vor Augen malt, den das heiligste aller Wesen gegen Unzucht und Unreinigkeit hegen muß; wenn es ihm lebendig vor dem Gemüthe steht, wie viel größern Greuel der Unbefleckteste an unkeuschen Gesinnungen und Thaten haben müsse, als es der rechtschaffenste, aber immer fehlende Mensch haben kann; wie verworfen also der von ihm seyn müsse, der sich mit diesen Greueln befleckt.

Aber wer wagt es, das Schrecken und Entsetzen dieser Sünder zu beschreiben, wer kann es sich ohne Schaudern nur gedenken: wenn der Allgegenwärtige an jenem großen Gerichtstage alle ihre Schande offenbaren, ihre geheimste Verbrechen in ihrer ganzen Scheußlichkeit ans Licht bringen, sie selbst in aller ihrer Unwürdigkeit darstellen wird? Wohin werden sie fliehen können, wie ängstlich werden sie zu vergehen wünschen; wenn Gott ihnen die ganze Schaar der Verführten, das ganze Gefolge der Schandthaten, und allen Jammer, alles Elend, alle Ruchlosigkeit, die sie gestiftet haben, unter die Augen bringen wird; wenn tausend unselige Stimmen sich wider den Verbrecher vereinigen werden; auch mich hast du verführt, auch mich der Menschheit unwürdig gemacht, auch mich in

Schande und Jammer gestürzt, auch über mich Fluch und Verderben gebracht! Genieß nun ganz den Fluch deiner verdorbenen und verderbten Seele, trink den Kelch deiner scheußlichen Sünden ganz aus, sey nun ewig durch das Anschauen derer gepeinigt, die deine Lüsternheit in Unseligkeit und Jammer mit dir gestürzt hat!

Ich kann ohne Entsetzen nicht fortfahren, und wende lieber euren Blick auf die Glückseligkeit des Züchtigen und Keuschen. Sein Gewissen beißt ihn nicht seines vergangenen Lebens halber; so keusch seine Seele ist, so rein ist auch sein Gewissen. Aus reinem Herzen schaut er voll Zuversicht zu Gott hinauf, und mit Wohlgefallen schauet Gott wieder vom Thron seiner Heiligkeit auf sein reines Herz herab. Ohne Schrecken und Entsetzen darf er hier an Gott denken und vor Gott treten; ohne Zittern und Entsetzen vor der Anklage eines Verführten darf er seinen Blick am großen Tage des Gerichts erheben.

Was wollet ihr nun wählen, meine theureste Jünglinge? Wollt ihr eure Gesundheit verderben, und euer Leben verkürzen, oder lieber beydes erhalten? Ach! die Gesundheit ist ja so schon schwach und wankend, das Leben kurz genug: wer kann jene noch zerrütten, dieses noch verkürzen wollen? Wollt ihr euch wohl in euren männlichen Jahren mit dem Vorwurf peinigen: Diese Leiden, die ich fühle, sind gerechte Strafen meiner Jugendsünden; diese Freuden, die ich nun entbehren muß, habe ich selbst vernichtet; dieser Kinder,

deren ich mich freuen könnte, habe ich mich durch meine Unzucht selbst beraubt; und die Freuden, die ich in ihnen fühlen würde, selbst getödtet. Ach, es giebt ja schon Leiden genug auf der Laufbahn dieses Lebens! Schmerzen und Krankheiten, die unsre zerbrechliche Natur erzeugt; Last und Sorgen, welche die Geschäfte der Welt mit sich führen; fehlgeschlagene Hoffnungen; Kummer, herzverzehrender Kummer über verlorne Freunde und Kinder! Wollt ihr diese Leiden noch vervielfältigen, noch durch den schrecklichen Gedanken bitterer und unausstehlicher machen? Da, da ist der gerechte Lohn meiner vorigen Sünden!

Wer unter euch will wohl gerne durch eigene Schuld stumpf am Geiste, untüchtig zu rühmlichen und nützlichen Geschäften, ein Spott und eine Verachtung der Welt seyn; wer will nicht lieber die Kräfte seiner Seele, dieß kostbare Geschenk der Vorsehung, pflegen und bauen, eine ehrenvolle Laufbahn des Lebens durchlaufen, und mit dem Bewußtseyn eines von derselben abtretten, daß er kein unwürdiges Glied der Welt gewesen sey?

Wer unter euch zieht die Schande der Ehre vor, wer will gerne das beschämende Gefühl erniedrigender Selbstverachtung in seinem Busen tragen? Ach, es liegt ja in jedem das Verlangen nach innerer eigenthümlicher Würde, das Bestreben, sich selbst werth schätzen zu können. Wollt ihr diese Ehre eurer Natur verläugnen, die Würde, dazu euch Gott berufen hat, um einen so schändlichen Preis hingeben? Oder wollt ihr lieber

unter

unter den Vorwürfen eines verwundeten Gewissens seufzen, oder mit heiterer Stirn in euer verflossenes Leben hineinschauen?

Ach, und keiner unter euch kann und wird das Herz haben, sich um nichtiger und bald verbitterter Augenblicke sinnlicher Lust willen in die Gefahr zu stürzen, vor Gottes Richterstuhl im hellen Lichte aller seiner Schandthaten, mitten unter den Seufzern und Anklagen seiner Verführten zu erscheinen, und dann in dem Anschauen der unzähligen Greuel und unseliger Folgen seiner unzüchtigen Verbrechen seine Hölle zu fühlen!

Wählet, geliebteste Freunde! und wählet so, daß euch die Wahl weder hier, noch dort gereue! Euer zeitliches und ewiges Wohl oder Verderben hängt davon ab: denn ein keuscher Sinn und ein reines Herz sind gewiß von Gesundheit und Stärke Leibes und der Seele, von Ehre und Achtung, von Freude des Lebens, von einem ruhigen Gewissen und vom Wohlgefallen Gottes begleitet; aber Unzucht und Unkeuschheit entnerven den Leib, und verderben die Seele, belohnen mit Schande und Verachtung, beflecken und drücken das Gewissen, und ziehen ganz unausbleiblich den Abscheu und die Verwerfung des Allerhöchsten über euch. Ueberleget dieß in stillem Nachdenken, und lasset eure Vernunft, euer Gewissen, eure unbefangene Empfindungen, und das Wort der Wahrheit Gottes den Ausspruch thun.

War-

Warnung vor der Wohllust.

Der Wohllust Reiz zu widerstreben,
Dieß, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebiethen;
Und sey, die Wohllust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen,
Und such im Umgang edler Herzen
Dir Beyspiel, Witz und Zeitvertreib.

Der Mensch! zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte:
Entzieht der Wohllust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen;
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh' er die Freyheit dir verwehrt.

Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht, schwer ist's, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verborgenes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sich verzeihen;
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stets die That verwehren;
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ist's Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden;
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest;
So rühme dich der Keuschheit nicht.

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:

Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.

Denk oft bey dir: Der Wohllust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt ich auch in Finsternissen
Den Greuel der Wohllust ihr verschließen:
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wohllust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend:
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wohllust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

Drum fliehe vor der Wohllust Pfade,
Und wach und rufe Gott um Gnade
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Der Werth der Unschuld.
An Mädchen.

Glaubt mir, Mädchen! unserm Leben
Kann nur Unschuld Würde geben;
Denn ein schönes Angesicht
Giebt des Herzens Güte nicht.

Eurer Wangen Rosen welken,
Wie die Veilchen, wie die Nelken;
Nur beym blassen Angesicht,
Welkt der Werth der Unschuld nicht.

Ach — wie welkt nicht in der Jugend
Manches Mädchen ohne Tugend,
Wenn ein schönes Angesicht,
Ihrem Herzen nicht entspricht.

In der Bildung steckt die Lüge,
Tugend adelt nur die Züge:
Edlen kann man nur allein
Schön durch Seelenbildung seyn.

Die du nur für Tugend glühest
Und wie eine Rose blühest,
In der schönsten Frühlingszeit,
Dir sey dieses Lied geweiht.

Du der Schöpfung Meisterstück,
Fühle Freundschaft, fühle Glück,
Und in deines Freundes Arm,
Lebe ohne Gram und Harm.

Der mit Witz und mit Verstand,
Auch ein edles Herz verband,
Und es treu und redlich meynt,
Mädchen! dieser sey dein Freund.

Willig leih du ihm dein Ohr,
Malt er dir die Tugend vor,
O so fühle, wie die Treu
Und die Liebe edel sey.

Frehling sc.

Siebentes Geboth.
Du sollst nicht stehlen.

Vorläufige Einleitung von dem Verlangen des Menschen nach zeitlichen Gütern.

Wir verstehen unter zeitlichen Gütern alles, was man sonst unter die Namen, irdisches Vermögen, oder Geld nnd Gut begreift. Unsere Selbstliebe äußert sich in dem Verlangen nach zeitlichen Gütern, weil sie das Mittel sind, theils unsere nothwendigen menschlichen Erhaltungsbedürfnisse zu befriedigen: theils uns die unschuldigen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen: theils unserer Nebenmenschen Glück zu befördern.

Alle die zeitlichen Güter, worüber jemand das Recht hat, sie nach seinem eigenen Gutachten frey gebrauchen und anwenden zu können: oder nach sei-

seinem eigenen Gutachten darüber zu schalten und zu walten, nennt man sein Eigenthum; und diese Freyheit selbst sein Eigenthumsrecht. Das hauptsächlichste, was bey den irdischen Gütern zu bemerken ist, betrifft die Erwerbung und Anwendung derselben.

Regeln.

1) Liebe Geld und Gut nicht mehr, und nicht weniger, als sie werth sind. Es ist dir nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht für dich, Geld und Gut in dem Maaße zu schätzen, als sie dir zu deiner Wohlfahrt, und zur vollkommneren Ausübung deiner Pflichten gegen dich und andere brauchbar und dienlich sind. Sie weniger lieben, sie mit Gleichgültigkeit, Leichtsinn oder gar mit blinder Verachtung ansehen wollen, würde dich bald mit daraus folgendem Mangel und drückender Armuth bestrafen, dein Leben mühselig machen, und dir tausend Gelegenheiten rauben, andern nutzen zu können. Die Verachtung der irdischen Güter muß mit Vernunft geschehen. Die Güter der Zukunft gehen den Menschen so weit an, als ihre Erwartung theils ihn zu beruhigen, theils zu einem weisen Gebrauch der gegenwärtigen antreiben soll: so wie die höhern Güter dieses Lebens keine allgemeine Geringschätzung der kleinern, sondern nur eine vernünftige Verläugnung derselben in dem Falle von mir fordern, wenn jene mit diesen nicht zugleich erhalten werden können.

Aber auf der andern Seite darfst du auch nicht dem Laster des Geizes fröhnen, oder Geld und Gut über ihren Werth lieben und schätzen. Die kindische Thorheit des Geizes ist von allen Seiten sichtbar. Denn da alle irdischen Güter an und für sich selbst kein unmittelbares Stück unserer Vollkommenheit sind, sondern nur durch den guten Gebrauch, den wir von ihnen machen, einen Werth für uns erhalten können; so liebt der Geizige, der sie blos haben und besitzen will, um sie zu haben und zu besitzen, der sich aufs höchste mit kindischer Freude an dem Anblicke derselben belustigen, sie aber nie gebrauchen und anwenden will, ich sage, der Geizige liebet die irdischen Güter also ohne ihren Werth. Wenn er schon träumt, daß ihm sein Vermögen helfen könne, so geschieht dieß doch nicht, und wird nie geschehen. Er hat oft in dem drückendsten Mangel oder Bedürfniß das Herz nicht, zur Bestreitung seiner dringendsten Ausgaben sein Vermögen anzugreifen. Er kann mitten im Ueberflusse verhungern, und bey dem größten Reichthume der ärmste Mensch seyn. Alles mangelt ihm, was er noch besitzt: mithin ist sein Mangel der allergrößte. Sein Geld hilft ihm nicht zur Zufriedenheit und Ruhe. Es macht ihm keine Freunde. Es ist in seinen Händen für seine und anderer Menschen Wohlfart völlig todt.

Dagegen treibt ihn sein Geiz zu den unruhigsten und beschwerlichsten Arbeiten; zu den gefährlichsten und oft auch wohl niederträchtigsten Unternehmungen; foltert ihn mit beständiger Furcht

und ängstlichen Sorgen bey Bewachung seines Vermögens; läßt ihn bey jeder Gefahr des Verlurstes zittern; und oft bey dem wirklichen kleinsten Verlurste untröstlich in verzehrenden Gram versinken, der sich nicht selten mit dem Selbstmorde endiget. Ein abscheulich dummes Laster! Kein gesunder Begriff von seiner wahren Glückseligkeit und Bestimmung, von der über unsere Schicksale wachenden Vorsehung, von den Verbindlichkeiten gegen andere Menschen, kann in dem Verstande desjenigen leben, der den Goldklumpen anbethet. Und wenn der Geiz bey einem Menschen herrschend geworden ist, so kann er die Quelle der abscheulichsten Verbrechen, der grausamsten Ungerechtigkeiten, des Meineides, der niederträchtigsten Verrätherreyen, und überhaupt der schändlichsten Laster werden. Denn das Geld ist das höchste Gut eines solchen Menschen. Hüte dich vor dieser schlechten Gesinnung, so viel du kannst: und vergiß es nicht, daß der Geiz bey Armen sowohl, als bey Reichen wohnen könne; weil er nicht in dem Besitze des Vermögens an sich, sondern in der übermäßigen Liebe desselben besteht.

2) Was die Erwerbung der zeitlichen Güter betrifft, so vermeide alle ungerechten Mittel und Wege, und bediene dich nur der gerechten. Dieß fodert nicht nur deine eigene Vollkommenheit, sondern die Theorie der gesellschaftlichen Pflichten wird dich auch künftig lehren, daß, wenn du auch auf dem Wege der Ungerechtigkeit noch so viel zu gewinnen scheinest, dein Verlurst noch größer, als der Gewinn durch dieselbe werde.

Erstlich: vermeide alle ungerechten Mittel der Erwerbung.

Du erwirbst dir alsdenn auf ungerechte Weise ein zeitliches Gut, wenn du dir ein Eigenthum auf die Art verschaffst, daß dadurch das alte Eigenthumsrecht, welches ein anderer schon daran hatte, gekränkt wird. Dieß kann geschehen, theils auf eine grobe Art: Wenn der rechtmäßige Eigenthümer dem Uebergange seines Eigenthumsrechts auf dich ausdrücklich widerspricht; oder seine Einwilligung darinn gänzlich zurückbehalt, oder sie zu geben, mit sichtbarem Unrechte gezwungen wird. Hieher gehören alle gewaltthätige Beraubungen und Entwendungen, gegen die sich der Eigenthümer entweder setzt, oder die ihm mit gänzlichem Mangel seiner Bewilligung gemacht werden; alle Unterdrückungen, Erpressungen in der Noth, Vorenthaltung des verdienten und versprochenen Lohns, Verheimlichung gestohlnen Guts oder einer gefundenen Sache, wo ich mir keine Mühe gebe, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen, u. s. w. theils auf eine feinere oder verstecktere Art. Und diese ist wieder gedoppelt.

Wenn ich die Zustimmung des andern zur Veräußerung seines Eigenthumsrechts an mich geflissentlich erschleiche. Hieher gehören alle Betrügereyen und Bestechungen; alle Vervortheilungen im Handel und Wandel, durch falsches Maaß und Gewicht; alle betrügerische Anpreisungen schlechter Waaren; alle eigene Verfälschungen des Geldes

oder der Waaren; alle falsche Ueberredungen, die den Gewinn des Eigenthumsrechts eines andern an einer Sache zur Absicht haben; alles betrügliche Betteln; alles betrügerische und unbesonnene Schuldenmachen u. s. w. Da bey allen Menschen die Selbstliebe vorausgesetzt werden kann; so ist es dir nicht erlaubt, den Verstand des andern auf irgend eine Art zu hindern, daß er seinen Vortheil nicht sehe, oder etwas zu thun, wodurch der andere von der bessern Erkenntniß seines Vortheiles abgeleitet und dagegen in Irrthum und falschen Meynungen zu seinem Schaden und deinem Vortheile gezogen, und durch diese Hinterlist dahin gebracht werde, dir dem Scheine nach mit freyer Entschließung ein Eigenthumsrecht abzutreten; was aber nicht geschehen seyn würde, wenn du ihn nicht getäuschet hättest.

Du erwirbst dir auch alsdenn auf ungerechte Art ein Gut, wenn du die Schwachheit und Uebereilung eines andern in unbedachtsamer freywilligen Abtrettung seines Eigenthumsrechts schändlich benutzest. Alle Menschen haben nicht einerley Grad von Beurtheilungskraft. Da, wo du mit Gewißheit siehest, daß dein Nebenmensch mit ganz eigener freygefaßten, von dir gar nicht erschlichenen Entschließung dir ein solches Eigenthumsrecht abtreten will, daß ihm durchaus zu seiner Wohlfart nöthiger und unentbehrlicher ist, als dir, oder wodurch ihm ein größerer Schade als dir Vortheil erwächst, da bist du schuldig der Vormund deines schwächern und zu gutherzigen Nächstens zu seyn; da kannst du

 kein

kein braver Mann bleiben, wenn du seine Schwachheit zu seinem Schaden benutzen und sein Geschenk annehmen wolltest. Eben darum sind auch in wohlgeordneten Gesellschaften alle Verträge über Geld und Gut mit Kindern, Minderjährigen und erwachsenen Unfähigen, mit Recht verbothen.

Ein Mensch, der sich solcher niederträchtigen Ungerechtigkeiten schuldig macht, muß sehr schlechte Begriffe von seiner wahren Glückseligkeit haben; denn er arbeitet ihr gerade entgegen. Er verscheucht seine Zufriedenheit; gräbt sich Quellen der bittern Reue; raubt sich das Bewußtseyn eines ehrlichen Mannes: setzt sich dem Verlurste seines guten Namens bey andern, und der gerechten Bestrafung in der menschlichen Gesellschaft bloß; und ist durchaus zur vollkommnen Wiedererstattung des mit Unrecht an sich gebrachten Guts an den Eigenthümer oder dessen Erben, und zur gänzlichen Schadloshaltung verbunden.

Zweytens: Aber welches sind die gerechten Erwerbungsmittel zeitlicher Güter?

Rechtmäßige Erbschaften. Bist du aber überzeugt, daß dein Erblasser dir ungerecht erworbenes Gut hinterlassen, kennst du die rechtmäßigen alten Eigenthümer, und siehest sie vielleicht in der dadurch verursachten Noth noch leiden; so entledige dich als Erbe des ungerechten Antheils. Das wird dir ein ruhiges Gewissen, Ehre und Liebe erwecken. Ist die etwanige begangene Ungerechtigkeit schon

in

in ihren Beweisen zu dunkel; so würde die späte Wiedererstattung und rechtliche Ausmittelung des stärkern Eigenthumsrechts in den meisten Fällen mehr Unordnung, als Nutzen in der Gesellschaft stiften; aber dein armer Mitmensch hat dann Ansprüche auf deine Wohlthaten.

Freywillige Gaben und Geschenke von denen, die reicher sind als du, über das Gut, welches sie dir abtreten, die das Eigenthumsrecht haben, und durch Abtrettung desselben an dich, dich nicht wohlhabender machen, als sie selbst bleiben. Wo dir jemand unter diesen Voraussetzungen ein Eigenthumsrecht abtritt, da hat die Gerechtigkeit nichts darwider, daß du es nicht annehmen könntest.

Die Zuneigung eines solchen Guts, wovon der alte Eigenthümer aller angewandten Bemühungen ohngeachtet, nicht mehr ausgemittelt werden kann, und weder der Gesellschaft, noch sonst jemanden ein näheres Recht darüber zusteht.

Das beste und allgemeinste Erwerbungsmittel zeitlicher Güter ist die Arbeitsamkeit, oder die vernünftige Anwendung unserer Kräfte zur Vollbringung nützlicher Geschäfte. Es ist schon gezeigt, daß die Arbeitsamkeit eine Quelle der Gesundheit, des Vergnügens, der Zufriedenheit, der mehrern Geschicklichkeit und Vervollkommnung unserer selbst, und der Ehre und Hochachtung bey andern sey, und daß hingegen Faulheit und Müßiggang, die Erschlaffung unserer Kräfte, die Krankheiten und Verachtung nach sich ziehen, und eine Quelle vieler Unordnungen und Vergehungen werden können,

 weil

weil sie den Leidenschaften und der Einbildung Muse und Freyheit auszuschweifen verschaffen. Da aber auch diese Tugend das schönste Erwerbungsmittel zeitlicher Güter ist, so wollen wir sie hier etwas näher kennen lernen.

Jeder Mensch ist schuldig, seine Kräfte in nützlichen Arbeiten thätig seyn zulassen, denn zu keinem andern Zwecke sind sie ihm verliehen. Auch der Reiche, er mag nun seinen Reichthum einer Erbschaft oder seinem noch bewiesenem Fleiße, oder andern Zufällen zu verdanken haben; ist darum keinesweges berechtiget, seine Kräfte im Müßiggange zu verschleudern, weil ihn sonst gewiß alle elende Folgen des Müßigganges treffen, und die schönen Früchte der Arbeitsamkeit mangeln werden; und weil er auch sogar schuldig ist, durch fortgesetzten Fleiß seine irdischen Güter zu vermehren, um durch eine gute Anwendung derselben nach den Regeln der Sparsamkeit, die man kennen lernen muß, sich und der Welt immer mehr nützlich zu werden.

Allein, wir können um der Verschiedenheit unserer Kräfte; Neigungen, Bedürfnisse und Gegenstände willen nicht alle auf einerley Art geschäftig seyn. Dabey würde auch weder das Glück eines einzelnen Menschen, noch einer ganzen Gesellschaft bestehen können. Daher giebt es unzählige Ordnungen, Stände, Lebensarten und Handthierungen, in welche sich die Menschen vertheilen.

Das, was die meisten nützlichen Beschäftigungen eines Menschen in seinem Leben in sich faßt; das, worinn seine Kräfte am öftesten und vor-

vorzüglichsten thätig sind, und woher die Welt seinen eigentlichen Beytrag zum allgemeinen Wohl erwartet, nennt man den Beruf eines Menschen.

Glücklich ist derjenige, der sich gerade in einen solchen Beruf gesetzt sieht, der seinen Kräften recht angemessen ist, für den er gerade gebohren war! Denn ihm sind alle seine Beschäftigungen, die er darinn findet, Quellen des Vergnügens. Er giebt sie mit Lust, und sie gehen ihm glücklich von statten. Die Gesellschaft findet sich in ihren Erwartungen von ihm nicht betrogen. Er segnet sie mit den Vortheilen nach dem Maaße, als es der Wirkungskreis seines Berufs zulassen will. Allein, dieß ist leider der seltenste Fall, und er zeichnet sich da, wo er ist, sehr geschwinde aus. Ein für seinen Beruf gebohrner Mensch zieht bald die Aufmerksamkeit anderer auf sich, und läßt seine ungeschicktern Berufsverwandten sehr weit hinter sich zurück. Allein, sage ich nochmals, es ist leider der seltenste Fall, daß ein Mensch mit seinem rechten Berufe zusammen kommt.

Stolz, Geiz, Unwissenheit, Vorurtheile und geprüftes Gutachten derer, denen wir in der Kindheit und Jugend unterworfen sind, und tausend andere Zufälle und Verbindungen entscheiden gemeiniglich in unserer Kindheit unser künftiges Schicksal von dieser Seite, bestimmen unsern Beruf, und stossen uns in eine Lebensart, bey der vielleicht von denen, die sich mit ihrer guten Wahl über uns viel wußten, alles übrige, nur nicht das bedacht war, ob wir uns in dieselbe passen würden oder nicht?

nicht? Daher so viele Reiche in Palästen, unfähig zu befehlen, gebohren zum gehorchen! Daher so viele Helden, die bey der kleinsten Gefahr zittern, oder gleich dem gedankenlosen Pfosten mit starker Unentschlossenheit da stehen! Daher so viele Räthe, die andern rathen sollen, und selbst kaum einer undeutlichen Vorstellung fähig sind! Daher so viele Lehrer, in deren Köpfen entweder egyptische Finsterniß ruhet, oder die sich ihrer ganzen Lehrgabe aufs höchste bis zu der Fertigkeit eines albernen Nachbethers hinaufschwingen können! Daher so viele Stümper in allen Gewerben, Handthierungen und Lebensarten der Menschen! Wäre ein jeder an den Platz gestellet, wo er hingehört, er würde ihn würdig behaupten. Aber so giebts unzählige mehr oder weniger verwahrlosete Köpfe, je nachdem die natürliche Anlage ihrer Kräfte, mit dem Berufe, zu welchem sie verdammt sind, in größerem oder geringerem Widerspruche steht.

Sey es denn nun, wie es sey, so bleibt kein anderer Rath übrig, als der: Bist du noch in keine besondere Lebensart eingewiesen, sondern hast noch Freyheit zu wählen; so wähle denjenigen Beruf, der sich am besten für deine Kräfte und Neigungen schickt, für den du gemacht und an Gaben ausgerüstet bist, dessen pflichtmäßige Abwartung dir das meiste Vergnügen schafft. Ist dein Beruf aber schon festgestellt, und bist du in denselben schon eingewiesen, du schickst dich aber ganz und gar nicht zu ihm; siehest hingegen, daß die Möglichkeit, ihn mit einem andern, für dich schicklichern

chern zu vertauschen, leicht sey; daß diese Veränderung ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen könne; daß die dabey zu besiegenden Schwierigkeiten den Beschwerlichkeiten bey weitem nicht die Wage halten, mit denen du beym Ausharren in deinem alten Berufe bis an deinen Tod fruchtlos zu kämpfen haben würdest; so laß den alten fahren, und tritt in den für dich bessern. Siehest du aber, daß eine solche Veränderung mit so vielen Schwierigkeiten verbunden sey, daß sie nun, wenn sie zu spät geschehen sollte, dir und der Gesellschaft mehr Schaden als Vortheil bringen würde, und kannst du dich dabey mit den Pflichten deines Standes, wenn sie dir schon nicht die liebsten sind, doch einigermaßen aussöhnen, und ihrer Ausübung einigen Geschmack abgewinnen; so bleibe in deinem Berufe, und suche ihm mit der dir möglichsten Treue vorzustehen.

Um deinem Berufe würdig vorstehen zu können; so suche ihn recht kennen zu lernen; welche Hauptbeschäftigungen er fordert? wie und durch welche Mittel diese am besten zu vollbringen sind? Gieb auf diejenigen Menschen und auf ihre Verhaltungsart Acht, welche in demselben Berufe leben; und schäme dich nicht von den Klügern zu lernen. Je mehr Ordnung in deinen Geschäften herrscht, desto besser gehen sie von statten. Das, was wichtiger, nothwendiger, stärkere Pflicht ist, oder was das folgende erleichtert und abkürzt, muß zuerst vorgenommen werden. Sey auch nicht so unbeständig und veränderlich in deinem Vornehmen.

Oft hängt der glückliche Ausgang einer Sache von der unverdrossenen Fortsetzung und Ausharrung in der Arbeit ab. Da, wo du dieß mit Wahrscheinlichkeit voraussiehst, harre in der Arbeit bis zu ihrer Vollendung aus. Siehest du aber jetzt zu große Hindernisse, und ist die Arbeit eines Aufschubs fähig, so ermüde dich nicht vergebens, sondern verspare sie bis dahin, wo die Zeit die Hindernisse aus dem Wege räumt, und bequemere Gelegenheit dir einen bessern Fortgang hoffen läßt.

Nimm die guten Gelegenheiten insonderheit wahr, denn sie gehen mit den Vortheilen, die sie dir anbiethen, vorüber, wenn du sie ihnen nicht abgenommen, oder die vortheilhafte Zusammenstimmung aller Umstände zur Bewerkstelligung einer Sache benutzt hast. Theile so viel möglich deine Zeit unter deine Beschäftigungen mit weiser Sparsamkeit ein, und vergiß auch nicht der Erholung deiner Kräfte die Nothdurft davon zuzumessen. Wenn deine Berufsgeschäfte und nöthigen Erholungen nicht deine ganze Zeit ausfüllen, so nimm noch andere deinem Stande und deinen Kräften angemessene nützliche Arbeiten zu Hilfe. Denn je voller dein Leben an guten und nützlichen Handlungen ist, desto besser ist es; desto höher steigt dein Werth; desto mehr Saamen säest du, aus welchem dir immerhin die reichsten Früchte erwachsen. Und wenn du außer deinen Berufsgeschäften die mannigfaltigen Verbindungen ansiehst, in welchen du als Vater, als Kind, als Freund, als Nachbar u. s. w. stehst, wenn du es für deine größte

und seligste Pflicht hältst, dein und anderer Glück soviel möglich zu erhöhen; so wirst du für deinen geschäftigsten Fleiß beständig genug zu thun finden, ohne dich mit strafbarem Vorwitze in fremde Angelegenheiten, die dich gar nichts angehen, und in denen du nichts Gutes stiften kannst, mischen zu dürfen. Suche für diejenigen deiner nützlichen Beschäftigungen, die eine Sammlung deiner Kräfte und Enthaltsamkeit von aller äußern Zerstreuung fordern, die erforderliche Stunden der Stille und Einsamkeit aus deiner Zeit heraus, und vergiß es nicht, daß das recht Arbeiten dem viel Arbeiten weit vorzuziehen sey. Wenn du diese Regeln beobachtest, so wirst du nie über eine beschwerliche Langweile zu klagen Ursach haben. —

Fliehe den schändlichen Müßiggang, der die kostbare Zeit verschwendet, und das Ruhebette aller Laster ist. Fliehe die unausstehliche Faulheit, der jede Art von nützlichen Beschäftigungen zuwider ist, die den Menschen zur unnützen Last der Erde macht, und seine Kräfte verrosten läßt. Fliehe die weibliche Bequemlichkeit, die jede Arbeit von sich weiset, wenn sie mit der geringsten Beschwerlichkeit verbunden ist. Fliehe die zaudernde Saumseligkeit da, wo die Vernunft ohne Anstand die Anstrengung deiner Kräfte gebiethet. Fliehe auch den geschäftigen Müßiggang, der dich zwar stets, aber ohne vernünftige Absichten und Ordnung handeln läßt, und bey dem du am Ende mit vieler unnützen Geschäftigkeit nichts gethan hast.

3) Allein, es ist nicht genug, die Erwerbungsmittel zeitlicher Güter zu kennen, man muß auch wissen, wie man die erworbenen zeitlichen Güter auf die beste Art gebrauchen und anlegen solle? Dieß lehrt die Tugend der Sparsamkeit. Diese fordert, daß man allen unnöthigen und verschwenderischen Aufwand zeitlicher Güter vermeiden solle, damit man da, wo der Aufwand derselben nothwendig und nützlich ist, ihn zu machen im Stande sey. Die Sparsamkeit ist also von dem Geize unentlich entschieden.

Um dieser Forderung der Sparsamkeit nachleben zu können, hat der Mensch zwey Ueberlegungen anzustellen höchst nöthig. Man muß nämlich seine Einnahme und seinen Vermögenszustand, und seine Bedürfnisse und Veranlassungen zu Ausgaben überschlagen und richtig kennen zu lernen suchen, sich auch stets in guter Bekanntschaft mit diesen zwey Stücken zu erhalten beflissen seyn, damit man vernünftig ausmachen und unterscheiden könne, welche unsere dringendsten, welche unsere weniger nothwendigen, und welche die ganz überflüßigen und unnützen Bedürfnisse sind? wohin, und wie weit man also mit seinen Ausgaben gehen müsse und könne, um den besten Gebrauch von seinen zeitlichen Gütern zu machen?

Das erste Stück, nämlich der Vermögenszustand läßt sich gemeiniglich am geschwindesten ausmitteln, wenn man nur dabey die gewissern Einnahmen von den ungewissern nicht zu unterscheiden vergißt. Freylich ist der sicherste Besitz nicht

ohne

ohne alle Unsicherheit, und die am gewissesten zu erwartende Einnahme kann ausbleiben. Allein, dieß kann uns hier nicht hindern, jene Eintheilung zu genehmigen, weil wir sonst gar keine Regeln der Sparsamkeit würden festsetzen können. Ueberdieß wird für die Fälle, wo unsere vernünftigsten Erwartungen in dieser Sache fehl schlagen, weiter unten nähere Anweisung gegeben werden, wie wir uns dabey zu verhalten haben. Derjenige aber, der seinen Vermögenszustand, sein Eigenthum und seine Einnahmen gar nicht recht kennt, und auch nicht recht kennen zu lernen bemüht ist, macht sich der ersten Nachläßigkeit und Unordnung in Verwaltung der zeitlichen Güter schuldig, die die traurigsten Folgen für ihn nach sich ziehen kann. Denn da die Verurtheilung dessen, was nöthige und was unnöthige Ausgabe ist, vornehmlich auch von dem Vermögensstande abhängt, wie will ein Mensch mit einiger vernünftigen Ordnung sein Geld und Gut anwenden, oder über seine Ausgaben ein Auge halten, der sein Eigenthum gar nicht kennt? Ist es Liebe zur Bequemlichkeit, die ihn an dieser wichtigen Pflicht gegen sich selbst hindert, so ist sie schändlich.

Ist es gar zu großes Vertrauen zu andern, so ist dieß Vertrauen unbesonnen, weil die elenden Folgen davon ihn selbst am meisten treffen werden. Ist das Gewerbe, worinn er steht, zu groß und zu weitläuftig; klagt er, daß er es nicht ganz übersehen könne; warum schränkt er es nicht lieber bis auf den Punkt ein, wo ihm eine Uebersicht desselben möglich bleibt? so würde er den Vortheil der

Sicherheit haben, anstatt, daß er da, wo er ein Fremdling in seinem Eigenthum bleibt, alle Augenblicke den Einbruch eines gänzlichen Verfalls seines Wohlstandes befürchten, und ehe er es sich versieht, sich auch wohl wirklich aus dem Traume des Reichthums, mit dem er sich schmeichelte, heraus, und an den Bettelstab verwiesen sehen muß.

Allein, das zweyte Stück, nämlich die Auseinandersetzung unserer Bedürfnissen und nöthigen Ausgaben erfordert noch mehr prüfende Ueberlegung. So sehr diese auch überhaupt der Vernunft eines jeden einzelnen Menschen überlassen bleiben muß, um in seiner Lage, in seinen besondern Umständen und Verhältnissen, worinn er lebt, eine richtige Rangordnung seiner Bedürfnisse auszumitteln, die ihm bey seinen Ausgaben zur Regel diene, so wollen wir doch versuchen, ihm durch die Angabe einiger allgemeinen Sätze und Regeln dabey zu Hilfe zu kommen.

Erstlich: Du mußt es nie vergessen; daß du nicht einsam und allein, sondern in Gesellschaft anderer Menschen in der Welt lebst, und daß du, selbst um deiner eigenen Wohlfart willen verbunden bist, nicht auf deine eigenen Bedürfnisse allein und ausschließungsweise, sondern zugleich mit auf die Bedürfnisse deiner Nebenmenschen zu sehen. Diese Forderung gehört zwar vorzüglich zu den Pflichten gegen andere Menschen, wo sie auch künftig weitläuftiger ausgeführt werden wird. Allein, es ist nöthig, sie hier zu berühren, weil ohne sie die Materie von der pflichtmäßigen Anwendung der zeitlichen Güter in zu vieler Dunkelheit bleiben würde.

würde. Nun ist es wahr, deine eigenen Bedürfnisse haben in Vergleichung mit anderen Menschen ihren, an sich betrachtet, zu allen Zeiten und überall immer den Vorzug bey dir, und müssen ihn auch um der Selbstliebe willen haben: aber wohl gemerkt: wenn Bedürfniß und Bedürfniß einander gleich sind, oder du mit deinem Nächsten seines, so ergiebt sich der Vorzug ohnehin von selbst. Sind sie sich aber beyde gleich, so ist dir dein eigenes Bedürfniß das nächste, und muß von dir zuerst, und wenn das eben so große Bedürfniß deines Nächsten nicht zugleich mit von dir abgeholfen werden kann, jenes, das deinige nämlich, auch nur allein von dir befriediget werden. Allein, so bald der Fall eintritt, daß das Bedürfniß deines Nächsten größer ist, als das deinige, so muß schlechterdings jenes größere, deinem kleineren von dir vorgezogen werden. Z. B. du bedarfst eines neuen Kleides. Dein Nächster aber ist in Gefahr zu verhungern: und beyden Bedürfnissen kannst du nicht zugleich abhelfen. Du bist schuldig, in deinem alten Rocke noch länger zu gehen, und deines Bruders Leben zu retten. Freylich muß die Entscheidung, ob dein oder deines Nächsten Bedürfniß das größere sey, und ob dein zeitliches Vermögen zureiche? oder nur einem abzuhelfen? deiner eignen Beurtheilung überlassen werden. Um diese aber desto richtiger anzustellen, und dadurch überhaupt diese ganze Vorschrift desto besser ausüben zu können, so schaffe dir die Fertigkeit an, dich überall in die ganze Stelle, Lage und Verhältnisse des andern leicht hineindenken zu können.

nen. Verwechsle in Gedanken die Personen. Sey du der, der er ist, und laß ihn denjenigen seyn, der du bist. Seine Umstände, Schicksale, Bedürfnisse, Vermögen, u. s. w. seyen diejenigen, und was dir gehörte, leihe ihm in Gedanken. Dieß wird dich gleich lehren, ob dein, oder sein Bedürfniß größer sey? Denn noch nicht dergleichen Mangel ein oder eben derselben Sache, macht ein gleiches Bedürfniß aus.

Mein Nächster kann einen ältern Rock tragen, als ich; und mein Bedürfniß eines neuen Kleides kann in Rücksicht auf meinen Stand, doch dringender seyn. Ueberhaupt, wenn du erst davon fest überzeugt bist, daß dein höchster Werth und deine größte Würde darinn bestehe, ein guter Mensch zu seyn; wenn folglich deine fleißigsten Bestrebungen auf deine persönliche Vervollkommnung gerichtet stehen, so wird diese Ueberzeugung auch in Ansehung deines zeitlichen Vermögens deine Augen hinlänglich schärfen, sowohl deine, als deines Nächsten Natur, Umstände, Verhältnisse und ganze Lage in der Welt richtig zu sehen, zu beurtheilen und zu unterscheiden, um nicht nach dem blinden Gutachten der Einbildung, der Leidenschaften und herrschender Vorurtheile, sondern nach dem Urtheile der Vernunft, der Wahrheit gemäß ausmachen zu können, ob dein? oder deines Nächsten Bedürfniß dringender sey? und deine gegenwärtige Hilfe erfordere? Und wenn du denn, indem du Vernunft und Wahrheit folgst, noch soviel von irdischen Gütern aufzuopfern scheinst, so laß dichs

nicht

nicht gereuen, weil einestheils der Gewinn für seine persönliche Vollkommenheit und vernünftige Zufriedenheit durch das Bewußtseyn rechtschaffen zu handeln, unendlich wichtiger ist; anderntheils eine solche Gesinnung und Verhaltungsart dir die Liebe anderer Menschen erwirbt, die dich in deiner Noth auch nicht sinken lassen wird; zu geschweigen, daß bey einer vernünftigen Ausübung jener Regel deine Noth nie größer werden kann, als des Nächsten seine, weil sie nur fordert, die größere Bedürfniß derselben deiner eigenen kleinern vorzuziehen. Wolltest du aber die Bedürfnisse anderer überall und ohne Unterschied deinen eigenen Bedürfnissen stets nachsetzen; so würdest du dich des schändlichsten Lasters des Eigennutzes schuldig machen.

Der strafbarste Misbrauch aber wäre es, dein irdisches Vermögen gar zu einem Mittel zu brauchen, deinem Nächsten schädlich zu seyn.

Diese Regel lehrt dich also, den Umfang der Bedürfnisse, zu deren Abhelfung du deine zeitlichen Güter zu verwenden hast, kennen. Es sind nicht bloß deine eigenen und unmittelbaren. Nein. Auch die Bedürfnisse deiner Mitmenschen hast du, da du einmal in ihrer Gesellschaft lebst, als deine eigenen anzusehen. Und nur in dem Falle, wenn beyde gleich groß sind, und nicht zugleich von dir befriediget werden können, haben deine eigenen und unmittelbaren den Vorzug. Glückliche Gesellschaft, in welcher diese Regel von allen Mitgliedern vernünftig geübt würde!

Zweytens. Mäßige deine Neigungen nnd Begierden, damit sie dir nicht mehrere Bedürfnisse nothwendig machen, als die Vernunft in Rücksicht auf dein Vermögen, auf deine übrigen Umstände und dein gesammtes wahres Wohl billigen kann. Ein Mensch, der nicht durch die Vernunft, sondern durch seine blinden Neigungen, Einbildungen, herrschende Vorurtheile und Gewohnheiten seine Bedürfnisse bestimmen läßt, macht sich entweder des Lasters des Geizes oder der Verschwendung schuldig. Von jenem ist oben schon geredet worden.

Die Verschwendung besteht in der Unbesonnenheit, die unnöthigen Ausgaben den nöthigen vorzuziehen. Sie ist wahre Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen uns und andere, weil wir zur Abhelfung der nöthigen Bedürfnisse, sie mögen sich bey uns oder bey andern befinden, immer zuerst verpflichtet sind, und keines Menschen Vermögenszustand zureicht, neben den nöthigen auch alle unnöthigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wie thöricht ist es, z. B. allen Geld versplitternden Gesellschaften beyzuwohnen, oder alle kostbare Kleidergewohnheiten mitzumachen, und darüber seinen Nahrungsstand, der nöthigere Ausgaben fordert sinken zu lassen? So wie der Arme so gut; als der Reiche geizig seyn kann, so ist dieß auch in Ansehung der Verschwendung möglich. —

Noch mehr: Ohnerachtet die Natur der Menschen an sich mit wenigem zufrieden ist, so können wir uns doch leicht verwöhnen, uns eine Menge unnützer Bedürfnisse anzuschaffen, von deren Befrie-

digung

digung unsere Zufriedenheit abhängig wird. Da nun unser Vermögensstand veränderlich ist; so steht alsdenn unsere Zufriedenheit immer aufs Spiel. Wird jener geschwächt; so fällt es dem Menschen hernach sehr schwer, seine verwöhnten Neigungen wieder einzuschränken, und die angenommenen Bedürfnisse wieder abzuschaffen, oft so schwer, daß viele, um sich diesen Verdruß mit sich selbst zu ersparen, die größten Ungerechtigkeiten und Betrügereyen begehen, oder ihre Zuflucht zum unbesonenen Schuldenmachen nehmen, und sich dadurch einem früh oder spät hereinbrechenden noch größern Elende, Armuth und Schande bloß setzen; sich Quellen des Kummers und des Grams graben, und durch ihre Unbesonnenheit sich Ursachen zu den gefährlichsten Krankheiten, ja oft zum Selbstmorde bereiten. Vergiß es nie, daß der Mensch um soviel ruhiger und glücklicher lebe, je weniger Bedürfnisse er sich nothwendig werden läßt, und daß daher die Pflicht, anderer ihre dringendere Bedürfnisse, so weit sie dir bekannt sind, und du ihnen abhelfen kannst, deinen eigenen weniger nöthigen bey deinen Ausgaben vorzuziehen, auch darum ein wahrer Segen für dich sey, weil sie deine Neigungen und Begierden in die Schranken der Ordnung und Mäßigkeit zu bleiben zwingt.

Drittens. Der Maaßstab, nach welchem du dein irdisches Vermögen zur Abhelfung deiner eigenen und anderer nöthigen Bedürfnisse anzuwenden hast, ist, wie schon gesagt, dein Vermögenszustand selbst, oder dein Eigenthum. Daher er-

geben sich für den Reichen mehrere Bedürfnisse und Verpflichtungen zum größern Aufwande als für den Armen.

Allein gesetzt, daß dir solche eigene dringende Bedürfnisse aufstießen, denen dein gegenwärtiges Vermögen nicht gewachsen wäre; so ist es dir vollkommen erlaubt, zu dem Vermögen eines andern auf eine solche Art deine Zuflucht zu nehmen, daß sein Eigenthumsrecht nicht gekränkt wird. Dieß letztere wird auf die Weise verhütet; wenn du ihn mit Bescheidenheit um den dir nöthigen Vorschuß aus seinem Vermögen ansprichst, ihm mit aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit die hinlängliche Sicherheit seines Darleihens aus deinem Vermögenszustande, nachweisest, dich über den Zeitpunkt der Wiedererstattung mit ihm vereinigest, und ihm den Schaden, den er während dieser Entäußerung leiden möchte, wenn er es fordert, mit Billigkeit ersetzest. Allein, denn vergiß auch nicht deine übernommene Verbindlichkeit mit aller Treue und Redlichkeit zu erfüllen. Und um dieß leisten zu können, so hüte dich ja, nicht mehr zu borgen, als die dringende Nothwendigkeit erfordert.

Gesetzt aber, daß bey deinem Unvermögen, dein Bedürfniß äußerst dringend und nothwendig wäre, und du auch keine Sicherheit über einen dir etwa zu leistenden Vorschuß aufweisen könntest, so entdecke denjenigen Menschen, zu welchen du hierinn Vertrauen haben kannst, mit aller Aufrichtigkeit deine traurige Lage. Hüte dich, keine Blendwerke, keine falschen, keine lügenhaften Versprechungen

chungen dem andern zu machen, oder auf irgend eine ungerechte Art sein Eigenthum an dich zu bringen. Denn nicht die Armuth, sondern die Ungerechtigkeit ist ein Schandfleck für den Menschen. Es müßte schlimm seyn, und ich kann mir den Fall unmöglich gedenken, daß du in der menschlichen Gesellschaft leben, deine dringendsten Bedürfnisse und völliges Unvermögen andern entdecken, und durchaus keine willige Unterstützung finden solltest? Giebt es Menschen, die dieß für möglich halten, oder wohl gar durch ihr eigen Beyspiel erweißlich machen wollen? so war gewiß entweder ihr Stolz Schuld daran, der sie an dem freyen und ofnen Geständnisse ihrer Noth hinderte, oder ihre Noth selbst bestand aus solchen Bedürfnissen, die ihre ungezähmten Begierden, und ausschweifende Einbildung für wichtig und dringend hielten; und in beyden Fällen geschah ihnen denn ganz Recht, daß der Mangel fremder Hilfe sie nöthigte, die Begriffe von ihrer Hoheit, entweder von ihrem Stolze, oder von ihren Bedürfnissen herunter zu stimmen.

Viertens. Da es zu allen Zeiten nöthige und unnöthige Bedürfnisse giebt und geben wird, und der Mensch, wenn ihm schon die Zukunft noch nicht aufgedeckt vor Augen liegt, doch an dieselbe denken, und gewisse Ueberlegungen und Entschließungen für dieselbe fassen kann, so verlangt die Tugend der Sparsamkeit, daß du diese Zukunft auch in Ansehung deiner Bedürfnisse nicht ganz aus den Augen lassen sollst. Um aber die rechte Mittelstrasse zwischen ängstlichen Sorgen und unbedachtsamer Sorg-

losigkeit auf die Zukunft zu treffen, so merke: daß du für die etwannigen künftigen Bedürfnisse bey dir und andern nicht dadurch Sorgen und Bedacht nehmen mußt, daß du die gegenwärtigen dringend und nothwendigen, sondern dadurch, daß du die gegenwärtigen unnöthigen Ausgaben vermeidest. Wenn von solchen Bedürfnissen die Rede ist, die die Vernunft als nothwendig und dringend erkennt, so hat die Gegenwart den Vorzug vor der Zukunft. Es ist alsdenn Thorheit, wenn du itzt leiden, oder andere leiden lassen wolltest, um in der Zukunft deiner Meynung nach nicht leiden zu dürfen, da die Zukunft tausend Veränderungen in Ansehung deines und anderer Leben, oder deines Vermögensstandes, oder deiner und anderer Bedürfnisse mit sich führen kann. Oft können auch eben dadurch, daß die gegenwärtigen Ausgaben am rechten Ort nicht gespart werden, viele Bedürfnisse der Zukunft ganz abgewandt werden. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch, der, um gegen die möglichen Anfälle der Zukunft gerüstet zu seyn, sich gegen die gegenwärtigen nothwendigen Bedürfnisse mit unverständiger Fühllosigkeit härtet, daß der Vater, der, um seinen Kindern ein großes Erbtheil hinterlassen zu können, die gegenwärtigen Kosten ihrer vernünftigen Erziehung scheuet, daß der Ackersmann, der, um dem Ankaufe reinen Saamens zu entgehen, seinen untauglichen auf den Acker streuet, daß der Einwohner, der, vor der schadhaften Beschaffenheit seines Hauses, der jetzt noch mit wenigem abzuhelfen wäre, die Augen zudrückt: mit einem Wort,

daß

daß alle die Menschen, die die Ausgabe des gegenwärtigen Groschens da scheuen, wo sie die Vernunft doch zu machen befiehlt, sich für die Zukunft sehr schlecht berathen, und anstatt ihre Zufriedenheit zu gründen, und ihren Wohlstand zu bauen, sich vielmehr Quellen der Reue graben, und den Weg zur Armuth wandeln. — Ueberdieß hat eine andere Hand auch schon deine und andere Bahnen auf die Zukunft gezeichnet, deine und ihre Schicksale abgewogen; so, daß du nicht fürchten darfst, wenn du als ein vernünftiger Mensch dein zeitliches Vermögen zur Bestreitung gegenwärtiger dringender Bedürfnisse anwendest (und sollte es auch dem Urtheile der Vernunft nach ganz angewandt werden müssen) dereinstens darum deine Tage im Unglücke verseufzen zu müssen, oder anderer wahre Wohlfart untergehen zu sehen.

Aber auf der andern Seite ist es einem erwachsenen Menschen eben so unanständig, wenn er mit kindischer Sorglosigkeit in den Tag hinein leben, an die Zukunft gar nicht denken, sein Vermögen in unnützen Ausgaben verschwenden und die Oekonomie eines Vogels unter dem Himmel zu der seinigen machen wollte. Armuth mit allen ihren traurigen Folgen, und der Spott anderer werden die Früchte seyn, die ihm sein Leichtsinn früh genug tragen wird. Was du also durch die Vermeidung unnützer und unnöthiger Ausgaben ersparen kannst, das sammle für die Zukunft.

4) Uebe dein Eigenthumsrecht, soviel möglich, selbst aus. Viele Menschen überlassen die

Verwal-

Verwaltung ihres Vermögens aus weichlicher Bequemlichkeit andern. Dadurch verlieren sie die Bekanntschaft mit ihren Einnahmen und Ausgaben, geben sich dem Unverstande, oder dem Eigennutze und der Treulosigkeit anderer preis, und müssen ihre Thorheit und Nachläßigkeit hernach oft durch die Leiden der Armuth büßen. So lange du lebst und dein Eigenthum selbst verwalten kannst, so entäußere dich dieses Rechts nicht. Tritt nicht von selbst in die Schranken der Unmündigkeit zurück, aus welchen dich deine Jahre und die Gesetze herausgeführt hatten. Dieß mögen sich auch alle Aeltern merken, und sich vor der Thorheit warnen lassen, bey ihren Lebzeiten ihre Kinder zu Herren ihres Vermögens zu machen, und sich dadurch in die Nothwendigkeit zu setzen, diesen künftig ihr eigenes nothdürftiges Brod aus den Händen wieder abbetteln zu müssen.

5) Wird dein Eigenthumsrecht irgendwo von andern Menschen gekränkt, so hast du freylich das Recht, es zu vertheidigen. Aber siehe zu, daß diese Vertheidigung nicht so geschehe, daß du nämlich ein größeres Gut der Wiedereroberung eines kleinern aufopferst. Bedenke, was unzeitiger Argwohn und übereilte Beschuldigungen für Unheil stiften? und welche Quelle des Segens die Tugend der Friedfertigkeit sey? Prüfe, ob du nicht vielleicht durch deine Härte und Unempfindlichkeit bey der Noth des andern ihm zu einem so unwürdigen Schritte Veranlassung geworden seyest? Muß dir an der Wiedererlangung deines Eigenthums etwas

gelegen

gelegen seyn; so gehe keine andere als solche Wege dabey, die die Klugheit, Sanftmuth, Gerechtigkeit und Menschenliebe anrathen, und billigen. Und findest du es gar nöthig, die Obrigkeit zu Hilfe zu nehmen, so bleibe auch denn noch in Schranken, die die Billigkeit, Verträglichkeit, Vernunft und Ordnung zeichnen. Laß dich im übrigen deine eigenen sowohl, als anderer Erfahrungen lehren, auf welche beßte Art du die Angriffe, welche auf dein Eigenthum gemacht werden können, verhüten könnest. Halte die nöthige Aufsicht über dasselbe; und wende die zu seiner Sicherheit erforderliche Verwahrungsmittel an. Gieb jedem beweglichen Gute seinen gehörigen und bestimmten Ort, wo es aufgehoben wird. Nachläßigkeit und Unordnung setzt es sonst der Raubbegierde anderer preis.

6) Endlich, so übe die schöne Tugend der Genügsamkeit. Diese hebt keineswegs die Tugend des Fleißes und der Arbeitsamkeit auf. Sie erlaubt nicht, daß du die Betriebsamkeit, deinen Vermögenszustand zu verbessern, aufgeben, oder in deinem Berufe nachläßig seyn dürfest. Sie fordert nur, daß du mit dem jedesmaligen Theile irdischen Vermögens, der dir auf rechten Wegen zugefallen ist, wie groß oder klein er denn auch seyn mag, zufrieden seyn, und dich nicht darum, daß er nicht größer ist, oder nicht diese oder jene Güter, die dich insonderheit reizen, in sich faßt, für unglücklich halten sollest. Du kannst immer, wie oben bey der Zufriedenheit schon gezeigt ist, ganz sicher seyn, daß, wenn du das deine thust, die Vorsehung

sehung dir schon denjenigen Theil von irdischen Gütern zukommen lassen werde, der deiner wahren Glückseligkeit und Vollkommenheit und der weitern Beförderung derselben am angemessensten und zuträglichsten ist. Deine Arbeiten und vernünftigen Bemühungen mögen mit dem glücklichen Erfolge, den du dir davon versprachest, gesegnet werden oder nicht, laß dich dadurch nicht irren oder muthlos machen. Denn Mangel kann uns sowohl als Ueberfluß, Dürftigkeit wie Reichthum, ein Mittel seyn, welches den Menschen zu höhern Vollkommenheiten und Glückseligkeiten führt, und die Vorsehung wird für dich dasjenige Mittel wählen, welches dein wahres Glück am beßten befördert. Hierüber kannst du überall und auch da sicher seyn, wo du einen wirklichen Verlurst an deinen irdischen Gütern leidest, den du nicht abwenden konntest. Es ist immer deine Pflicht, deinen Nahrungsstand, so viel es ehrlicher Weise geschehen kann, zu verbessern, und allen wirklichen Verlurst daran, so weit dir Vernunft und Pflicht anrathen, zu verhüten, auch, wie vorher gesagt ist, für dein von andern gekränktes Eigenthumsrecht, wenn es der Mühe werth ist, bey der Obrigkeit Schutz zu suchen. Aber was denn am Ende, wenn du nach deinem jedesmaligen beßten Wissen pflichtmäßig gehandelt hast, über deinen Vermögenszustand für ein Verhängniß kommt, das laß dir recht und gut seyn; darum, weil dir die ganze Natur die unwidersprechlich gewisse Ueberzeugung anbietet, daß überall das beßte geschieht, überall die jedesmalige

Lage eines Geschöpfs die beßte für dasselbe sey, folglich auch die deinige von einer unendlich weisen Güte so für dich gewählt sey, daß keine andere, als, die wirklich ist, und in der du dich in der That befindest, dein wahres Glück in so hohem Maaße befördern könnte. Kann sich diese Ueberzeugung gegen alle Einwendungen verwöhnter Begierden, ausschweifender Einbildungen, und herrschender Vorurtheile anderer Menschen bey dir festsetzen; so wird sie deine Zufriedenheit unerschütterlich, die Gegenwart des Geistes in allen Verlegenheiten und Unfällen groß und standhaft, deine Kräfte in Ausübung deiner pflichtmäßigen Arbeiten immer munter und geschäftig erhalten. Sie wird dich lehren, dich in alle Umstände zu schicken, worinn dich Reichthum oder Armuth setzen, und die Tage deines menschlichen Lebens mit frohem Sinne so zu durchleben, wie sie dir von dem weisesten und gütigsten Regierer deiner Schicksale zu deinem wahren Glücke bestimmt sind.

Der Geiz handelt dem Geboth entgegen:

Du sollst nicht stehlen.

Das diesem Gebothe am stärksten entgegen gesetzte Laster ist der Geiz, eine der allerlächerlichsten und unvernünftigsten Leidenschaften, weil sie sich bloß auf eine leere Meynung gründet, ohne sich auf einen wirklichen Gegenstand zu beziehen.

Alle andere Leidenschaften scheinen denen, die davon eingenommen sind, ein Vergnügen zu verschaffen. Sie schmeicheln den Sinnen, und ihr Keim stecket in der Natur. Sie ziehen zwar viele Uebel nach sich, wenn man ihnen bis zur Ausschweifung nachhänget, doch sind sie jederzeit mit Vergnügen begleitet. Hingegen der Geiz gereichet schon an und für sich den Thoren, die sich ihm überlassen, zur Quaal, und erscheint niemals anders als mit schwarzen Sorgen umhüllet.

Welche Thorheit ist es nicht, Dinge, die außer ihrem Gebrauche keinen Werth haben, in Menge zu sammeln, um keinen Gebrauch davon zu machen? sich an den Besitz einer Sache hängen, die nur ein etwas vorstellendes Zeichen ist, ohne das, was es vorstellet, sich jemals verschaffen zu wollen, einen leeren Schatten beständig fort umfangen, und den wirklichen Gegenstand zugleich hartnäckig von sich treiben?

Dieses Laster verursachet jederzeit eine finstere Laune, anstatt daß die Natur lauter glückliche und vergnügte Leidenschaften erreget. Der Geizige ist weder Mann, noch Vater, weder Freund, Bürger oder Mensch; er ist gar nichts als ein — Geizhals.

Er bestiehlt seine Mitbürger, indem er den Umlauf des Goldes, soviel er nur kann, unterschlaget. Er verweigert den Handwerksleuten den billigen Lohn, den sie rechtmäßig zu fordern haben; er lasset im Besitz des größesten Reichthums seine Frau in dem Verdruß schmachten, Mangel an den

nöthigen

nöthigen Dingen zu leiden; er raubet seinen Kindern die Erziehung, und versagt ihnen bey heranwachsendem Alter die Mittel sich einen Stand, ein Amt, oder eine Bedienung verschaffen zu können; er überlasset den Unglücklichen, dem mit ganz mittelmäßiger Unterstützung geholfen werden könnte; dem Schmerzen und Elend, und verweigert sich selbst die nöthigen Bedürfnisse der Natur. Alles dieses ist Diebstahl, alles dieses ist Räuberey.

Die Ergötzlichkeiten rühren ihn nicht, und Thränen erweichen ihn nicht. Alle Sinnen sind bey ihm vernichtet; bloß die Augen haben den einzigen Genuß des Anblicks des Goldes.

Wie ist es möglich, daß ein Mensch mit einer so heftigen Neigung zum Reichthum, sich bey Gelegenheiten unrechte und niederträchtige Mittel selbigen zu erwerben, versagen kann?

Wenigstens machet der Geiz schon dadurch jedermann allzeit sehr sträflich, weil er ihn verhindert irgend etwas Gutes zu thun. Er ist ein Laster einer kleinen Seele, die lauter unanständige Handlungen hervorbringet, und sich mit lauter niederträchtigen, und kalten Leidenschaften vermenget.

Der Geizige ist äußerst unglücklich. Die Seinigen wünschen seinen Tod; Betrüger stellen ihm Netze, und alle Menschen verabscheuen ihn, fliehen ihn, und überlassen ihn der Marter, die er sich selbst gemacht hat.

Wohl dem, der beßre Schätze liebt,
Als Schätze dieser Erden!
Wohl dem, der sich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden;
Und in dem Glauben, deß er lebt,
Sich über diese Welt erhebt!

Wahr ist es, Gott verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu besitzen.
Er gab sie uns, und auch die Pflicht,
Mit Weisheit sie zu nützen.
Sie dürfen unser Herz erfreun.
Und unsers Fleißes Antrieb seyn.

Doch nach den Gütern dieser Zeit
Mit ganzer Seele schmachten,
Nicht erst nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten;
Ist dieses eines Menschen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erschuf?

Der Geiz erniedrigt unser Herz,
Erstickt die edlern Triebe
Die Liebe für ein schimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe,
Und machet; der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu deinem Gott.

Der Geiz, so viel er an sich reißt,
Läßt dich kein Gut genießen;
Er quält durch Habsucht deinen Geist,
Und tödtet dein Gewissen,

Und

Und reißt durch schmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.

Um wenig Vortheil wird er schon
Aus dir mit Meyneid sprechen:
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenschlich abzubrechen;
Er wird in dir der Wittwen Fleh'n,
Der Waisen Thränen widersteh'n.

Wie könnt' ein Herz, vom Geize hart,
Der Wohlthat Freuden schmecken,
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hilf entdecken?
Und wo ist eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?

Du bist ein Vater; und aus Geiz,
Entziehst du dich den Kindern,
Und läß'st dich von des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern;
Und glaubst, du habst sie wohl bedacht,
Wenn du sie reich, wie dich gemacht.

Du hast ein richterliches Amt;
Und du wirst dich erfrechen,
Der Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habsucht Recht zu sprechen;
Und selbst der Tugend größter Feind
Erkauft an dir sich einen Freund.

Gewinnsucht raubt dir Muth und Geist,
Die Wahrheit frey zu lehren;

Du schweigst, wenn sie dich reden heißt,
Ehrst, wo du nicht sollst ehren,
Und wirst um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler, und die Pest der Welt.

Erhalte mich, o Gott! dabey,
Daß ich mir g'nügen lasse,
Geiz ewig als Abgötterey
Von mir entfern und hasse.
Ein weises Herz und guter Muth
Sey meines Lebens größtes Gut!

Krito wird ein Dieb und verführt auch einen Andern zum nämlichen Laster.

Krito, das einzige Kind eines Schulmeisters in der Gegend bey D**, hatte vom fünften Jahre seines Alters an die schlimme Gewohnheit an sich genommen, verschiedene Kleinigkeiten in seiner Aeltern Hause zu zwacken.

Wenn die Mutter etwas, nach dem ihn gelüstete, liegen, oder stehen ließ, so wußte es das schlaue, leckerische Söhnchen bald zu erhaschen. Und so machte es Krito vielmals, ohne daß es die gute Mutter achtete, oder für ahndenswürdig hielt.

Endlich wuchs der Kleine heran, und seine üble Gewohnheit wuchs mit ihm; denn er war jetzt, beyläufig ums zwölfte Jahr, nicht mehr mit Kleinigkeiten vergnügt und zufrieden; sondern er griff tiefer ein. —

Er hatte in der Stille einige unnöthige Ausgaben zu bestreiten, zu welchen ihm seine geringen

Schan-

Schankungsstücke, die er zuweilen erhielt, nicht hinreichten. Folglich gerieth er auf den Gedanken, sich einmal krank zu stellen, damit er zu Hause bleiben dürfte, und sich gelegenheitlich in des Vaters Kammer schleichen könnte, wo er oft den Schlüssel am Geldkästchen stecken sah. Wirklich des andern Tages dichtete sich der lose Krito eine kleine Krankheit an, und legte sich zu Bette. Die Aeltern sahen, daß seine Unpäßlichkeit gar nicht gefährlich sey, und ließen ihn gleichwohl ruhig liegen.

Eben schickten angesehene Personen zu ihnen, und luden sie beyde zum Mittagessen ein. Diese Ehre schlugen sie auch nicht aus, sondern giengen fort, und ließen ihren saubern Knaben allein zu Hause.

Nun, dachte Krito, hat es geglückt; jetzt will ich mein Vorhaben trefflich ausführen, weil mich kein Mensch daran stört. Nun sollte man den kurz vorher kranken Krito gesehen haben? — Er sprang sogleich aus dem Bette, und eilte des Vaters Kammer zu, welche derselbe zu verschließen für unnöthig gehalten hatte. Ganz hastig lief der junge Dieb dem Kästchen zu, sperrte es auf, und gleich im mittern Fach ersah er einen kleinen Beutel, welchen er, ohne Verrückung aus seiner Stelle, behutsam öffnete, und zwey Goldstücke herauslangte. Alsdann band er den Beutel ordentlich wieder zusammen, verschloß das Kästchen, und lief seinem Lager mit voller Freude zu.

Bald darauf kamen Vater und Mutter von der Visite zurück, und fanden das liebe Söhnchen noch im Bette. Aber nicht lange harte Krito mehr in

demselben; er machte sich auf, zog seine Kleider an, und zeigte sich froh, daß er wieder genesen war.

Acht Tage darnach hatten die Aeltern im Sinne einen Acker zu kaufen, zu welchem Ende sie nach ihrem Gelde sahen, damit es an der Bezahlung nicht fehlen möchte. Der Vater langt gähling das Beutelchen, worinn die Goldstücke aufbewahret waren, aus dem Fache hervor, zählt dieselben, und merkt, daß zwey davon fehlen. Er dachte gleich nach, wie sie dann hätten entwandt werden können. Er verfiel auf seinen Krito, und glaubte, dieser habe es in seiner Abwesenheit aus Leichtsinn herausgenommen, besonders weil er etwa denken möchte, daß der Werth dieser gelben Münzen so groß nicht wäre.

Wirklich war es so, wie der Vater dachte. Denn, als er seinen Sohn auf die strenge Frage stellte, ob er nichts um zwey Goldstücke wüßte, rückte er endlich heraus mit der Sprache, und gestand, daß er dieselben neulich, da sie ihn allein zu Hause gelassen hätten, aus dem Kästchen weggenommen habe, um sich Aepfel und Birnen zu kaufen. Der Vater ganz aufgebracht, züchtigte ihn nach Verdiensten mit dem Beysatze, daß er sich nicht mehr erfrechen solle, ein Geld oder sonst etwas Anders ohne sein Vorwissen wegzukappern, wenn er je sein Sohn noch bleiben wolle. Der ertappte und ganz kleinlaute Krito hatte zum Glücke die Goldstücke noch nicht ausgegeben; gab sie also wieder her und versprach Besserung. Es stund nun einige Jahre an, und Krito schien seine gefährliche

Gewohn-

Gewohnheit abgelegt zu haben. — Allein im achtzehnten Jahre seine Alters, wo sich eine andere Leidenschaft wider ihn rüstete, und obsiegte, fieng er wieder zu zwacken an, was und wo er's immer erwischte.

Die blinde Mädchenliebe nämlich schlich sich um diese Zeit in sein Herz, und weil er nicht gleich Anfangs widerstand, so goß dieselbe ihr süßes Gift in seinem Busen aus, und machte ihn zum Sklaven aller sinnlichen Wohllüste.

Er gieng dann den verbuhlten Mädchen nach, führte sie wechselsweise auf öffentliche Plätze, wo man tanzt, ißt, trinkt und schlemmt; zuletzt aber schaffte und schenkte er ihnen mit großen Kosten, was sie nur wünschten.

Aber, mein Krito! woher dann so viel Einkommen solche Gelüste und Unternehmungen zu bestreiten und auszuhalten? — — Zuerst machte er Schulden; da sie aber endlich zu groß wurden, nahm er seine Zuflucht wieder zu seiner Zwackerey. Er wollte ohnehin nicht lange mehr in seinem Vaterorte bleiben, folglich, dachte er, könnte er desto kühner sein diebisches Vorhaben ausführen. Er erbrach also die Geldküste seines Vaters, und nahm sich hundert Gulden heraus, schloß die Küste ganz behutsam wieder zu, und machte sich wenig aus diesem unverschämten Diebsgriffe.

Den andern Tage früh stellte er sich an, als wollte er in die Kirche gehen. Unterdessen aber besuchte er noch einmal sein liebstes Mädchen, und gab vor, als schickten ihn jetzt seine Aeltern in die

Fremde nach L**, um etwas zu sehen, und die Welt kennen zu lernen. — Das Mädchen wurde traurig und niedergeschlagen, weil sie ohne ihren einzigen Krito nicht leben wollte. Sie wünschte also, auch mit ihm in die Fremde zu gehen. Nein, sagte Krito, liebes Mädchen, gleich jetzt kann es nicht seyn; aber ich will schon eine Gelegenheit ausfindig machen, daß du zu mir kommen kannst. Das Mädchen ließ sich trösten; Krito schlich beym Thor hinaus, und machte sich schnell aus dem Staube dem nahe gelegenen Walde zu, um den Augen seiner Aeltern zu entrinnen. Zween Tage befand er sich schon auf der Reise, und nun kam ein Brief an ein Mädchen, daß sie sich schlauer Weise davon machen, und ihm nach C** folgen sollte. Alsogleich entwischte die unbesonnene Louise, und kam bald in die Arme ihres bezaubernden Krito. Sie freuten sich nun sehr miteinander, und ließen viele Tage in süßen Schwärmereyen verstreichen. Allein zuletzt war es dem Krito nicht mehr wohl bey der Sache; treulos machte er sich daher um die Mitternachtsstunde auf, und verließ ohne Abschied die Herberge, wo sie lange geschmauset hatten. Da Louise erwacht und aufsteht, sieht und hört sie keinen Krito mehr. Sie suchte ihn überall, doch vergebens. Jetzt erst sah sie sich über und über betrogen, beschimpft und verlassen; keine andere Wahl blieb ihr übrig, als mit Angst und Zittern, mit Schande und Schaden dahin zurückzukehren, woher sie gekommen war. Aber Krito, der gefühllose Krito, hatte die Stadt K** erreichet,

chet, und kam unverdientermaßen in Dienste zu einem Kaufmanne. Lesen, Schreiben und Rechnen verstand er aufs ausbündigste, und ward dadurch im Hause sehr angenehm und beliebt. Man vertraute ihm bald alles Wichtige an, und zweifelte so wenig an seiner Treue, als an der Redlichkeit seines Mitdieners Kolumbans. Kaum sechs Monate konnte er sich in seiner glücklichen Lage fassen; er misbrauchte sie zur Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaft, welche ihn nirgend verließ. Sein bis in den Grund verdorbenes Herz verderbte auch das biedre Herz des Kolumbans. Denn sie wurden endlich eins, und betrogen ihren betagten Herrn vielmalen auf die schändlichste Art. Mit diesem nicht zufrieden, dachten sie auf ein ärgeres Schelmenstück. Sie wollten nämlich den guten Kaufmann unverhofft verlassen, und sich weit weg in ein fremdes Land flüchten. Wie sie es vorhatten, so führten sie es auch aus. Sie nahmen die wichtigsten Wechselbriefe mit sich, und an baarem Gelde zwey tausend Dukaten: so ließen sie den Kaufmann sitzen.

O der Sinnlosen! — sie wußten ihr Glück nicht zu schätzen und wohl zu gebrauchen!! —

Nun befanden sie sich im fremden fernen Auslande, wie zween verlorne Söhne, praßten und schlemmten im liederlichsten Wohlleben bis alles verschwendet war.

Endlich nach langem Nachspüren wurden sie erfragt, gefangen und festgesetzt, weil das Verhängniß ihr Sündenmaaß voll werden ließ.

In wenig Tagen erhielten Beyde den verdienten Lohn am Galgen, wovon bald das Gerüchte weit und breit erscholl. Krito's Vater hatte seit seiner ersten Entfliehung nichts wieder von ihm gehört, und hielt ihn schon längst für verloren. Er starb aber bald vor Betrübniß und Mismuth einer solchen Schande, welche sein ungerathener Sohn ihm zugezogen hatte.

Kolumban, bevor ihn der Strick erwürgte, verfluchte die Stunde, in welcher ihn Krito verführt hatte.

Louise, das betrogene Mädchen, dankte Gott, daß er sie von weiterer Untreue eines solch scheußlichen Liebhabers bewahret hatte.

Krito's gutherzige Mutter, als sie den schandvollen Tod ihres Sohnes vernahm, vergoß häufige Thränen, und hatte nie geglaubt, daß ihr einziger Sohn mit seinen jugendlichen Zwackereyen zu so großen Diebstählen gelangen sollte, bis sein schimpfliches Ende sie nur allzu schmerzlich überzeugte, wie wahr das Sprüchwort seye: Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf.

Dem

Dem Fürsten seinen Dreyer entziehen, ist Diebstahl.

Denn der Herr spricht: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

So oft ich auch von meinen Beobachtungen über den Menschen mit Vergnügen zurückkomme, so find ich ihn doch auch nicht selten in so schlimmen Verhältnissen, daß ich kein Mittel weis, wie ich dem Unwillen Einhalt thun soll, den ich darüber empfinde. Ich sehe dann ein allgemeines Verderben durch alle Städte verbreitet, die Gerechtigkeit von der Erde verbannt, und einen durchgängigen bösen Willen, sich allein wohl zu wollen. Alles ist in einer verborgenen Gährung, von der man die schlimmsten Folgen zu besorgen haben würde; wenn nicht eine höhere Hand im Spiel wäre, wenn nicht eine unsichtbare Weisheit diese Maschine im Gange erhielte, wenn sie nicht aus dem Uebel selbst etwas Gutes herauszubringen wüßte. Es ist in der That so, als wenn ein jeder für sich zu arbeiten hätte, und als wenn ihn die äußerste Nothdurft allein nur bestimmte, sich zuweilen auch für einen andern zu verwenden. Alle glaubt man für sich, und sich für Keinen geschaffen. Daher das in der Theorie nicht bezeugte, ungeschriebene; in der Ausübung aber nur allzu deutlich befolgte Gesetz: Gebrauche deinen Bruder, so viel du kannst: oder mit andern Wor-

ten: Nöthige ihn mit und wider seinen Willen, wie es die Umstände nur immer verstatten mögen, so viel zu deinem Besten zu thun, oder geschehen zu lassen, als dir dazu zu verlangen, oder geschehen zu lassen beliebt. Die Fürsten und ihre Diener wird man wohl am wenigsten beschuldigen, daß sie dieser Regel nicht in ihrem ganzen Umfange nachgekommen seyn sollten. Wer will aber sagen, daß er, unter gleichen Umständen, nicht eben so viel und noch mehr, für sich gethan haben würde? Bey aller Verbindlichkeit, die wir den Göttern der Erde schuldig sind, bey dem fühlbaren Zwange, dadurch sie uns in unserm Gleise zu erhalten wissen, bey der so oft unvermeidlichen Gefahr, in Absicht auf Gut und Ehre, wenn wir ihren Forderungen nicht genügen wollen, wissen wir es doch so einzuleiten, daß wir, mit unverwandter Rücksicht auf unsern Privatnutzen, nur diejenigen ihrer Befehle erfüllen, die wir zu erfüllen nicht umhin können. Unsere Verwegenheit geht oft dabey so weit, daß wir nicht wie in einem Lotto, eine Kleinigkeit einlegen, um sechzigtausendmal so viel zu erhalten; sondern daß wir alles aufs Spiel setzen, um eine Nußschale zu gewinnen, von der man noch nicht sagen kann, ob sie hohl oder voll seyn werde. Man sage nicht: Die Fürsten verlangen zu viel. Erstlich sind wir die Leute nicht, die das entscheiden können, und dann mögen sie viel oder wenig fordern; der Habsucht ist auch das Wenige zu viel. Das sanfteste Joch, denkt man, ist doch ein Joch. — Dieß Bedürfniß wird mit einem kupfernen Dreyer

ver-

versteurt. Es ist doch immer ein Dreyer! Wie? wenn ich ihn behielte, und doch mein Bedürfniß befriedigte? Ich kann es sicher; wohlan! — Diesen Zoll kann ich verfahren. Laßt sehn! Ich gewinne den dritten Theil eines Thalers, wenn ich es thue. Eine Kleinigkeit, in der That! um die ich den Fürsten lieber nicht betrügen wollte; allein man wird aufgehalten, und das ist verdrießlich! — Aber der Zollverwalter ist ein Argus und Briarcus für den Vortheil seines Herrn. — Desto besser! Es ist schon ein Vergnügen mehr, so vielen Augen und Händen entkommen zu seyn. So denkt man, so handelt man, von dem schwülstigen Kaufmanne an, der sich bis zu dem Vermögen eines Fürsten hinaufgewuchert hat, bis zu dem Bewohner der leimernen Hütte, der Eyer und Hühner zu Markte bringt! Und man läßt es sich nicht träumen, daß damit ein Diebstahl begangen, daß dadurch das klare, wohlgegründete Recht eines Dritten gekränkt seyn könne. Ich habe selbst Männer, die sich für ehrlich und mustermäßig fromm hielten, und auch von andern dafür gehalten wurden, mehr als einmal für ein so interessantes Herkommen die stärksten Gründe anführen hören, die einen jeden, nur mich allein nicht, zu überzeugen hinreichten. — Aber warum nehmt ihr es denn so sehr übel, wenn ihr einen eurer Bedienten über einem kleinen Betrug ertappt: warum wollt ihr es ihm nicht vergeben, wenn er, mit einem unendlich kleinern Theile eures Ueberflusses, seiner dringendsten Bedürfnisse eines zu befriedigen gesucht hat?

Die Verbindlichkeit dieses Unglücklichen gegen euch, ist bey weitem so stark nicht, als es die eurige gegen den Fürsten ist. Ihr seyd dem Fürsten mehr schuldig, und er hat mehr Gewalt euch zur Bezahlung anzuhalten.

Diese ungerechte Raubsucht hat sich nun, wie eine Pest, durch alle Stände und Ordnungen der Menschen verbreitet. So handelt man gegen seine Obern, so handelt man gegen seine Untergebene, so handelt man gegen seines Gleichen! Der größte Theil des Gewerbes und Handels kann nur auf die Weise vollzogen werden. Der Kaufmann ehrt seinen Merkur. Der hat ihn handeln und — st** gelehrt! — Wer alle Künste des groben und feinen Betrugs an den Tag bringen wollte, der würde eine herkulische Arbeit unternommen haben, und zuletzt doch nur den kleinsten Theil seines Unternehmens vollführt haben. Kein Handwerk, oder es führt seinen Betrug mit sich, zu dem die Lehrlinge, als zu einem unentbehrlichen Stücke desselben, auf das sorgfältigste vorbereitet werden. Einige Innungen haben es darinn zu einer so bekannten Vollkommenheit und Stärke gebracht, daß man ihre Namen nicht mehr nennen kann, ohne damit zugleich auch den Begriff der Dieberey verbinden zu müssen. Ich weiß mich, wie gesagt, aus dieser allgemeinen Verwirrung nicht anders herauszufinden, als wenn ich annehme, daß die Menschen einen stillschweigenden Vertrag untereinander gemacht haben, vermöge dessen es einem jeden vergönnt seyn soll, dem andern so viel von dem

Seini-

Seinigen zu entziehen, als entweder ohne Wissen, oder wenigstens ohne lauten Widerspruch desselben geschehen kann. Dergleichen Beraubungen werden dann für unendlich klein, und ganz und gar nicht für Gegenstände des Gewissens geachtet. Man würde sich einem lauten Gelächter aussetzen, man würde für unwissend in den täglichen Vorfällen des Lebens gehalten werden, wenn man ernsthaft davon reden; man würde für unbesonnen, eigensinnig, geizig und wer weis für was mehr? gehalten werden, wenn man davon viel Aufhebens machen, und in allen diesen Dingen auf ein strenges Recht bestehen wollte. Nun kann ich es auch wohl über mich erhalten, mich ohne Widerrede hintergehen zu lassen; aber die Sache lustig zu finden, wie ich das könnte, das weis ich nicht!

Der Verläumder ist ein Ehrendieb — seine Handlungen abscheuliche Räuberey.

Rechtschaffenheit und Verdienst niederzudrücken, ihren liebenswürdigen Glanz zu verdunkeln, und die ihnen schon vorschwebenden Belohnungen zu entreißen, lässet ein misgönnender, lasterhafter und verdienstloser Sterblicher oft die Stimme der Verläumdung tönen. Außer allen Stand, den Edlen zu übertreffen, oder ihm nahe zu kommen, hasset er ihn, schaut ihn mit scharfspähendem Blicke von allen Seiten an, und denkt: Unter so vielen Tausenden von Handlungen, welche er ausübt, wird doch eine, und unter so vielen

Millio-

Millionen Schritten, die er that, werden doch ein Paar seyn, welche du aus einem widrigen Gesichtspunkte betrachten, und nach gehörig angebrachten Verdrehungen, Vergrößerungen und Verkleinerungen, so stellen kannst, daß sie ihm — Schande werden. Er denkts, und es gelingt ihm. Mit starken Schritten eilt er in die Gesellschaften der Welt, schüttets Gift hin, lasset davon saugen, wer will. Die Gutherzigen schluckens hinunter, und es wühlt in ihrem Innern; wühlt so lange, bis es in Argwohn gegen den gemishandelten Redlichen ausbricht. Sie sehen ihn an, und denken: Es könnte doch wohl seyn! Die Boshaften fressens gierig hinein, speiens auf der Stelle wieder aus, und es fließt umher — ein noch weit stärkeres, schnellwirkenderes Gift, als vorher war. — Der Edle fühlt das Unrecht, so ihm widerfährt. Fortgesetzter Fleiß im Reichthume, und großmüthiges Umarmen sind die Waffen, mit welchen er seinem Feinde entgegen geht. Er verfehlt seinen Zweck. Der Lieblose fühlt den Stich, der ihm versetzt ward, sieht sich noch stärker von ihm übertroffen, als zuvor, und verbindet nun mit seiner Verläumdung Hinterlist und Grimm. Ist wahrlich keine Menschenfreude im Schauspielhause alsdann aufm Parterre seyn, wenn diese tragische Scene aufgeführt wird! Wohl aber ists, vom Parterre aufs Theater laufen, welcher dem All der Zuschauer zu Gunsten des Geschändeten die Augen öffnet! Eines Verläumdeten Ehre retten! — sieh da! eine göttliche That! eine That voll Wohllust und Ruhm! —

Bist

Bist eine Stütze der Wahrheit und der Tugend, Freund! so oft du sie verrichtest! Bist's an deinem eignen Herzen, welches an der Lüge, und an der Schandhandlung keinen Antheil nimmt. Bist's für den Unglückleidenden, den die Lästerung kränkt, und der seiner Unschuld vollen Segen vermißt. Bist's für die ganze Welt; sicherst sie für Betrug, und für's thörichte Unternehmen, gehörte Schmacherdichtung weiter zu verbreiten. O! dankbar und mit beseligendem Blicke sehen dich die beyde Göttinnen, denen du hiedurch Dienst leistest, zu ihren Altären kommen, umwinden dein Haupt mit Kränzen, und lassen auch einst wider dich vertrettende Stimmen schallen, wenn Bösewichter dich schmähen werden! Du wirst sie hören, und sie werden deiner Tugend erquickender Lohn seyn! Stehst du denn in der Menschen Mitte, wirst du verläumdet; und belästert, siehst du dich allenthalben nach Hilfe für die gute Sache um: wird aus dem unübersehbaren Haufen deiner Brüder ein Mann hervortretten, von dem du's vielleicht nie erwartet hättest, wird dich unterstützen, wird für dich reden, und seine Worte werden dir süßer Nachhall von den Deinigen seyn, welche du ehemals für einen Aehnlichleidenden sprachst! — Es werden alsdenn noch Menschen dabey seyn, die vor Zeiten dich reden hörten, und werden sagen: Man spricht für ihn, wie er für andere sprach! Laßt uns auch, werden sie einander zurufen, der Unterdrückten uns annehmen, damit es uns, wenn wir auch sänken, nicht an freundschaftlichen Händen gebreche, die uns aufrichten!

Der Verläumder flieht gern das Antlitz des Edlen, welchen er schmäht, und nutzt seine Abwesenheit. Er weis, daß sein bloßer Anblick ihn niederschlagen, daß die Welt beym hervordringenden Strahl der Tugend aus des Rechtschaffenen Aug' auf seine Reden nicht achten würde. Oft, wenn der Gute im Sinnen volles Bewußtseyn seiner edlen Thaten genießt, wenn rings um ihn her ein Himmel voll Freude schwebt, wird ihm wohl in der Nähe schon eine Hölle bereitet. Er sieht nicht — kann sich gegen die Flamme nicht decken, zu welcher der Funke, aus dem Feuer werden soll, schon unter der Asche glimmt. — Ach! bist du denn, Bruder, in der Gesellschaft Mitte, in welcher ein Satan auftritt und Feuer schlägt: spring' rasch auf, blick ihn mit einem erschütternden Blick voll edler Unmuth an, und zerstampfe mit deinen Füßen die Gluth, welche er anlegen will! Schön ist's, Repräsentant eines andern seyn, wenn seine Sache gut ist! Schön ist's, ihm nachher sagen zu können: du warst nicht da, als Verderben wider dich gerüstet ward; aber du verlohrst nichts dabey, daß du abwesend warst: Ich war da, du in mir:

Nicht jeder, wenn ihn das Unglück trifft, hat Beysichseyn genug, sich ihm stark entgegen zu stellen. Das völlig Unerwartete desselben schlägt all seine Kräfte zu Boden. Er steht da, hätte nimmer geglaubt, daß sich's ereignen könnte; glaubt's wohl in dem Augenblicke noch nicht, in welchem sich's wirklich ereignet hat. Die Umstehenden sehen

hen seine Bestürzung, wähnen wohl gar, daß sie Folge innerer Vorwürfe und eigener Verdammung sey. Er konnte nicht antworten, sprechen sie, als man ihn anschuldigte; er schwieg, und bekannte, daß es wahr sey. — Oder der verläumdete Redliche verantwortete sich darinn nicht, weil er glaubt, daß seine guten Thaten für ihn reden sollen, oder Furcht für Menschen, wozu sein Temperament schon Anlage hat, hält ihn von Selbstvertheidigung zurück; oder eine übertriebene Bescheidenheit treibt ihn an, einen bequemern Zeitpunkt zu erwarten, wo er sie mit weniger Verletzung der strengsten Höflichkeitsregeln ins Werk setzen könne. Sein Feind nutzt jeden dieser Augenblicke, welche er verstreichen läßt, und giebt seiner Verläumdung unterdeß die Ausbildung. — Ach! säumt nicht, Brüder! in Gesellschaften der Welt den unvorbereiteten, edeldenkenden, furchtsamen, bescheidenen Mann, mitten im Angesichte aller seiner Schmäher, zu unterstützen! trettet an ihn hin, muntert ihn auf, höret und führet das Wort für ihn! Er steht vor Richterstühlen, auf welchen in einer Person Kläger und Richter sitzen, von denen weder der eine etwas wider ihn anzubringen, noch der andere wider ihn zu entscheiden das Recht hat! Werdet seine Sachwalter, erschüttert die Richterstühle mit einer donnerndern Defension für ihn, und macht, daß sich Klägertreue im Auge, und Richterscham auf den Wangen seines Verfolgers zeige! — Großen Segen euch, wenn ihr es bewirket, daß die Bosheit eines Menschen die Bestürzung, den Edelmuth, die Zag-

haftigkeit, und die Bescheidenheit seines besseren Bruders nicht schändlich misbrauchen könne!

Dem redlichen Mann wird's nicht immerdar gleichgültig seyn, um sich her die Stimme der Lästerung zu hören. Hat er ein zärtliches Herz, so wird er sich darüber beunruhigen, daß er mit all seiner Rechtschaffenheit sich auch nicht einmal den kleinen Lohn erwerben könne, daß man allenthalben wenigstens nicht schlecht von ihm denke. Seine Zufriedenheit wird dabey leiden, der Genuß des Lebens wird ihm dadurch verbittert werden, und sein Körper selbst wird sich in einem Zustande der Unbehaglichkeit befinden. Ist er schnell im Reden und Handeln, so kann ihn die Keckheit und Unverschämtheit seines Verläumders leicht zum gefährlichsten Zorne reizen. Ein wühlender Aerger mit seinen unübersehbaren tödtenden Folgen kann ihn ergreifen; es können Wortwechsel vorfallen, welche ihm hie und da eine Phrase abzwingen, deren Gebrauch er sich sonst nie erlaubt haben würde. Der unschuldige Fehltritt, welchen er hiedurch begeht, kann dadurch gemisbraucht werden; daß man der geschehenen Verläumdung Gewicht damit gebe, oder schon den Saamen neuer Lästerungen daraus zusammensammle. — O Bruder! bist du unter Menschen, wo dein abwesender Freund geschändet wird, dulde die Schmach nicht, welche der Redliche hinterm Rücken empfängt! Schütz' ihn, rett' ihn, und freue dich, daß er dabey nicht gegenwärtig war! Hast sein zärtliches Herz für Unruhe gesichert, indem du machtest, daß die feindliche Stim-

me

me verstummte, ohne sein Ohr erreichen zu können! Hast ihn im frohen Lebensgenuße, in glücklicher Gesundheitsfülle erhalten! Hast ihn auch wohl dem grimmigen Zornaffekt entrissen! Hast seine Tugend, seine Größe bewahrt, daß sie sich nicht gezwungen befleckte! — Wirst seinen vollen Dank haben, wenn er die Schönheit deiner That, die du, ohne ihn zum Zeugen davon zu machen, ausübtest, einst vom dritten Manne erfährt! Wirst seine neugestärkte, ununterbrochen dauernde Freundschaft, und all' seine Bewunderung, genießen! Wirst seinem Herzen heilig seyn! —

Ach! daß es sich so fügte, daß unter jedem kleinen und großen Menschenhaufen, in dessen Mitte sich ein Niedrigdenkender aufmacht, und einen aus seinen Brüdern schändet, allemal auch ein Edler empor thäte, und des Unschuldigen Sache führte! daß er dem Verläumder auf jeden Schritt nachgienge, auf jedes seiner Worte merkte, seine Fußstapfen auslöschte, seine Stimme überschrie, damit man nicht sähe, wo der Menschenfeind gewandelt, nicht hörte, was sein giftspeiender Mund gesprochen hätte. Mit Scham überschüttet, von mislungenen Versuchen, wagte er's denn wohl nie wieder, einen Rechtschaffenen anzutasten! Käme wohl gar zur vollen Reue darüber, liebte den zuvor angefeindeten Mann, strebte auch nach Verdienst, und würd' ein edler an seiner Seite! —

Schwelgen,
ist Diebstahl gegen den ärmern Nächsten.

Von einem Gastmahle des schwelgerischen Phanors schlich ich ermüdet dem dunkeln Buchengange zu, der sich um die alten Mauren von N** in allmähliger Beugung herumzieht. O, wie viel schöner als jemals, fand ich diesen Schauplatz der harmonischen Natur! Welch ein Auftritt, mit dem verglichen, dem ich nur erst entflohen war! Wie sehr verkennen sich die Menschen, die von feinern Wohllüsten nichts wissen wollen, die ihnen der gütige Schöpfer, so ohne alle Kosten vorgesetzt hat! Täglich kann ich sie, und ohne den Eckel genießen, der eure geschmacklosen Ueberladungen begleitet. Meine ganze Seele nimmt an ihnen Theil. Ich kann in ihrem Genuße dem Gedanken an einen Schöpfer Raum geben, der mich allgegenwärtig umgiebt, der das Innere meiner Seele bemerkt, und auf jede geheime Absicht meiner Handlungen Acht hat. Was ist der flüchtige Kitzel, womit jene gekünstelten Gerichte die Zunge reizen; was ist die wohllüstige Fieberhitze, die jene köstliche Weine meinen Adern einflößen, gegen den reinen Athem der Luft, die ich hier trinke, gegen die innige Wärme, die diese mäßige Bewegung, zu gleichen Theilen durch meinen ganzen Körper verbreitet?

Phanor! du hast nichts, darum ich dich beneiden könnte. Dein rauschendes Konzert betäubt mich; ich glaube die Korybanten zu hören. Dein Fest ist ein Bachanal, und deine Tänzerinnen glei-

chen

chen den Mänaden an Wildheit. Wie viel glücklicher bin ich, zärtliche Philomele! da ich deiner einsamen Klage zuhöre. Mein Herz, von deinen Tönen erweicht, schmelzt in süßer Wehmuth. Jetzt schweigst du; ich höre das sanfte Geschwätz eines nahen Bachs, der über entblößte Wurzeln dahin fließt, ich höre den lispelnden West, der sich auf schlanken Zweigen wiegt. Und ist es nicht ein ungemeiner Gewinn, so vieles nicht zu hören: das Getöse der Spieltische nicht, wo Ausrufungen und Flüche sich unaufhörlich begegnen; das ungereimte Gewäsch so vieler schamlosen Zungen nicht, die ohne Leben und Bewegung sind, wenn sie nicht der mächtige Weingott regiert?

Phanor! ich bin dein Gast nie wieder. Ich entsage deinen Festen und dir; oder wenn ich ja komme, so ist es um dir einen deiner Gäste zu entführen, der ein besseres Schicksal verdient, als den Haufen vollzählig zu machen, der von dem Schweiße deines rechtschaffenen Vaters lebt.

Achtes Geboth.

Du sollst nicht falsches Zeugniß geben.

Wilhelm und Raymund.

Ein Gespräch.

An einem lieblichen Mayentage, da die Sonne eben wieder die Berge heraufstieg, und die frischen Blüthe und Saaten weit umher beschien, war es, als Wilhelm und Raymund im Spazierengehen bey einem sanft rieselnden Bache zusammentrafen. Woher mein lieber Raymund, sprach Wilhelm. Es ist mir ein großes Vergnügen, dich hier, in einer so angenehmen Gegend, wo alles verjüngt auflebt, allein anzutreffen.

Raymund. Mein Freund, ich komme eben aus der Stadt, um einen gesunden Mayenluft zu schöpfen; es ist mir nichts erwünschter, als mich hier mit dir ein Stündchen lang zu unterhalten.

Wilh.

Wilh. Eben recht! ich dachte gerade über die Geschichte des unglücklichen Ernests nach, dessen Unschuld vor wenigen Tagen in öffentlichen Blättern bekannt gemacht wurde.

Raym. Diese ist mir noch nicht bekannt, wolltest du mir selbe wohl erzählen?

Wilh. Ja; du wirst aber mit mir über die Bosheit Philipps erstaunen, der sich vom Golde zu einem solchen Laster verleiten ließ.

Philipp giebt falsches Zeugniß wider seinen Retter und Wohlthäter Ernest.

Philipp, ein armer Knabe in Z** gebürtig, zeigte schon von Jugend auf viele und große Talente. Er wurde auf Erbarmen guter Leute in die Schule geschickt, und genoß in selber allen nöthigen Unterricht.

Nachdem er zu einem geschickten Jüngling herangewachsen war, verfügte er sich in die Stadt S**, um dort seine weitere Versorgung zu suchen. Auf seiner Reise hatte er das Unglück, sein durch Wohlverhalten verdient- und zusammen gespartes Geld zu verlieren; und wurde dadurch in die bitterste Lage versetzt. Demohngeachtet setzte er seine Reise fort, ob er gleich nur noch weniges Brod zur Labung bey sich hatte.

Endlich war er gezwungen, um nicht Hunger zu sterben, von Hütte zu Hütte seine Nahrung zu betteln. Hierinn fand er die größte Beschwerniß; niemand wollte ihm eine Gabe reichen, weil er in

so ziemlich guter Kleidung erschien, und keinem Bettler gleich sahe. Zween Tage trieb er dieses elende Bettlerhandwerk; am dritten befand er sich schon nahe an der Stadt, wohin er mit heißer Sehnsucht trachtete; nur hatte er noch einen dicken Wald zu passiren, welcher von Räubern sehr unsicher gemacht wurde. Kalter Schauder durchlief beym Eintritte desselben seine Glieder; doch faßte er sich, nahm allen Muth zusammen, und wanderte getrost fort, bis in die Mitte des Waldes. Hu! flugs sprangen zween Räuber aus dem Gebüsche hervor, und fielen über den schwachen Jüngling her, um ihn auszurauben oder zu morden.

Eine gute Weile schlug sich Philipp mit den Räubern herum, und rief um Hilfe; als plötzlich Einer zu Pferde, welcher das klägliche Gewinsel eines Menschen hörte, mit verhängtem Zügel und entblößtem Schwerte daher ritt; die Räuber dieß sehend, ließen den halbtodten Jüngling zur Erde fallen, und ergriffen eiligst die Flucht.

Ernest: so hieß der Retter Philipps, war Kassaverwalter, in eben der Stadt, wohin Philipp wollte. Er half dem ohnmächtig daliegenden Jünglinge auf die Beine, nahm ihn auf sein Pferd, und ritt gemächlich, voll Vergnügens, einen Unglücklichen gerettet zu haben, der Stadt zu, wo sie erst nach Sonnen Untergange ankamen.

Die Gattinn Ernests, bekümmert über das lange Ausbleiben ihres Mannes, harrte schon an der Thüre Seiner. Hier bring ich dir einen Gast! rief ihr Ernest zu, sorge für ihn, daß ihm die

Wunden verbunden werden, ich rettete diesen Armen im Walde aus den Händen der Räuber.

Philipp wurde zu Bette gebracht, mit Speise und Trank versehen, seinen Wunden aufs emsigste gepflegt, so, daß er in kurzer Zeit wieder genas.

Ernest hatte den armen Jüngling lieb gewonnen, er behielt ihn in seinem Hause, und stellte ihn in seiner Schreibstube als Schreiber an. Philipp fast vor Freude außer sich, an seinem Retter einen so großen Wohlthäter gefunden zu haben, versahe seine Dienste mit äußerstem Fleiße, und wurde endlich seiner Geschicklichkeit wegen, zur Sekretairsstelle erhoben, welche er auch einige Jahre mit vielem Ruhme bekleidete.

Nachher hatte Ernest das Unglück, daß ihm von Dieben die Staatskasse, über die er gestellt war, bis auf wenige hundert Gulden ausgeraubet wurde. Die Zeit kam heran, wo er über die Kasse Rechenschaft geben sollte; allein wie erschrack er, als er dieselbe beynahe ganz leer fand.

Er zeigte diesen Raub bey Gerichte an; aber Ernest hatte unter den Richtern Feinde, man glaubte daher seinen Aussagen nicht, und hielt ihn selbst für den Thäter.

So recht! dachten seine Feinde, die schon lange auf eine Gelegenheit lauerten, Ernesten zu stürzen. Sie verabredeten sich, bestärkten den Argwohn der übrigen Gerichtspersonen, und giengen zu Philipp dem Sekretair des Ernests, bestachen ihn mit hundert Dukaten, unter dem Bedinge: er solle sich vor Gerichte stellen, und öffentlich, als

ein Schützer des gemeinen Besten, mit einem Eide bekräftigen, daß Ernest selbst in seiner Gegenwart die Kasse bestohlen habe.

Philipp, der undankbare Philipp, der nicht mehr an seine vorige armseligen Umstände zurückdachte, ließ sich von dem verrätherischen Golde bezaubern, eilte und legte vor Gerichte wider seinen Retter und Wohlthäter falsches Zeugniß ab, und bekräftigte mit einem falschen Eidschwure; daß ihn Ernest um eine gewisse Geldsumme zum Stillschweigen von dieser That habe verbinden wollen; allein er habe dafür gehalten, daß die Wohlfarth eines ganzen Staates dem erstohlenen Wohlseyn eines Kassenräubers vorzuziehen sey.

Die Richter erkannten die Aussage und den Schwur des Philipps für richtig. Der unschuldige Ernest wurde ins Gefängniß geworfen. In wenigen Wochen wurde ihm der Prozeß gemacht; alle seine Habschaften wurden ihm abgenommen, und er sammt seiner Frau und Kindern mußten als Landesverwiesene die Stadt verlassen.

Hingegen Philipp der verdeckte Scheinpatriot wurde sowohl von dem Staate als auch den Feinden des unglücklichen Ernests beschenkt; er bekam zur Belohnung seiner falschen Gerechtigkeitsliebe die erledigte Kassenverwaltersstelle. Da auf diesem Posto spickte er seinen geldgierigen Beutel mit ungerechtem Gute, und schwang sich durch Ränke, und listig gespielte Rollen zu einem der angesehensten Staatsmänner.

Indessen Ernest seine kummervollen Tage in einer elenden Hütte, aber mit reinem und ruhigem Gewissen verlebte; erzog er seine zwo Töchter zur Tugend, und diese nährten den alten Vater und Mutter mit ihrer Handarbeit. Ernest lernte das ihm angethane Unrecht geduldig ertragen, in der Hoffnung, seine Unschuld werde doch noch ans Licht kommen; verzieh Philippen, und bethete für seine Verfolger, starb endlich den Tod der Frommen. Seine Gattinn überlebte ihn nicht lange. Die fromme Töchter pflanzten Blumen auf das Grab ihrer Aeltern, und ließen alle Abend nach vollendeter Arbeit eine stille Thräne darauf fallen.

Aber Philipp lebte nicht so ruhig; der nagende Gewissenswurm versetzte ihm manche harte Bisse. Oft dachte er an seine schwarze That, er war aber an seine stolze Ehrenstelle viel zu stark angefesselt, als daß er dem Drang seines Gewissens genug zu thun, und Ernests geraubte Ehre und guten Namen, zum Nachtheile des seinigen öffentlich zurückzugeben bereit wäre.

Er blieb ein ohnmächtiger Sklave seiner glänzenden Würde und des Mammons, der ihn in allen sinnlichen Wohllüsten einwiegte, bis ihn endlich das letztemal ein stürmisches Nachtgewitter auf seinem Bettlager aufweckte. — Der Donner rollte fürchterlich; er erschrack und zitterte, es schien, als ob ihm sein Gewissen laut zurief: Philipp! bereue deine Missethaten; vielleicht ist dieß die letzte Stunde, wo Gott deine Buße erwartet!

allein

allein Philipps Herz war schon erhärtet, und ließ die wohlmeinende Gewissensstimme als ein unbedeutendes Etwas vorüberrauschen.

Diesem nicht mehr lange nachdenkend schlief er ein: — doch als er wieder erwachte, lag Schwermuth auf seinem Herzen. Alle seine Vergehen, alle seine Ungerechtigkeiten und Meyneide kamen ihm zu Sinne, brachten ihn in Verwirrung, und nach zween Tagen starb er im Unsinne und Verzweiflung an einem Schlagfluß.

So weit brachte es der undankbare, ungerechte, falschzeugende und falschschwörende Philipp. Was hilft ihm nun die Menge seiner zusammengescharrten Güter und Reichthümer? — Wer es Philippen nachmacht, wird gleiches Schicksal erfahren.

Vier Jahre nach Philipps Tode wurden Diebe eingefangen, welche nebst vielen andern Raubereyen und Mordthaten auch eingestanden: daß sie an einem Nachmittage sich in Ernests Hause geschlichen, die Staatskasse erbrochen und bestohlen hätten. — Nun war Ernests Unschuld am Tage: allein der war lange schon in glücklichere Gegenden hinüber gegangen. —

Die Obrigkeit der Stadt S** ließ Ernests Unschuld allenthalben bekannt machen, seine zwo schön gewachsene Töchter aus ihrer Hütte abholen, und ihnen das ihrem ehrlichen Vater abgenommene Vermögen wieder zurücke geben; überdieß wurde ihnen auch von der Staatskasse ein jährlicher Gehalt ausgesetzt: kurz man überhäufte sie mit Ehren

und Wohlthaten. — Zween ansehnliche junge Räthe verlangten wegen ihrer Tugend und Schönheit ihre Hand, und werden bald mit diesen verehlichet seyn. — Die guten Töchter sollen das in Wonne genießen, was ihre lieben Aeltern nicht mehr auf dieser Erde genießen konnten.

Raymund. Dieß gönne ich den guten Mädchen! — Die Zeit entdeckt die Wahrheit, und Unschuld kömmt früh oder spät ans Licht. Es ist doch schrecklich Freund! wie weit Ehr- und Geldgeiz die Menschen verleiten kann.

Wilhelm. Es scheinet, als ob die Menschen heut zu Tage das achte Geboth des Herrn ganz außer Acht ließen; denn es ist jetzt zur Mode geworden, nicht nur allein falsches Zeugniß wider seinen Nächsten zu geben, sondern auch das Lügenschmieden, Uebelnachreden, Verläumden, Ehrabschneiden, Bösargwohnen und freventlich Urtheilen, gehet so im Schwunge, als obs lauter Kleinigkeiten wären. — Und doch machen sich solche Auswürfe der menschlichen Gesellschaft einer dreyfachen Beleidigung schuldig. — Sie beleidigen das gemeine Wesen, welches von seinem Mitbürger keine üble Nachrede duldet; sie beleidigen den Mitbürger, der bey allen ein Recht seiner Ehre und guten Namens hat: und endlich beleidigen sie sich selbst, weil sie sich dadurch in unwürdige scheußliche Mitglieder des Staats verunstalten. —

Raym. Dieß ist unläugbar, Freund! — denn es würden ganze Schaaren von Menschen als ehrliche Weltbürger im allgemeinen Kreise der Menschheit

heit getrost und freudig umher wandeln, die aber jetzt in düstern verworfenen Winkeln ihre geraubte Ehre mit bittern Thränen beklagen müssen, weil sie ihnen durch die Ehrenrührer und Verläumder abgestohlen wurde. — Kurz; diese sind die Untergraber der ganzen zeitlichen Wohlfart ihrer Mitbürger.

Wilh. Ehrabschneiden ist ja der gewöhnliche Zeitvertreib, wovon ich selbst vor kurzem Ohrenzeuge war: ich wurde zu einer Gesellschaft geladen, wobey sich auch viele leichtsinnige Köpfe einfanden, die sich schmeichelten, als wären sie neugebohrne (neugebackene sollte man sagen) Söhne der Aufklärung und Weisheit. Kaum setzte man sich, so hörte ich schon die fürwitzige Modefrage von einem Witzlinge: was giebt es gut's Neues? mein Herr! — — Apropos! haben Sie schon gehört, daß jener — daß jene — — war die Antwort. Was? sagte ein anderer, jener? — Wie jene? — — — Wer hätte dieß glauben sollen. Ey sprach ein Dritter: das hätte ich mir von dem — von dieser — nimmer eingebildet — — O! dieß habe ich lange schon gewußt, aber ich wollte nur nichts davon sagen, warf ein Vierter ein, aber wer hätte wohl glauben sollen, daß dieses — daraus werden sollte. So unterhielten sich diese feinen Stutzer, zum Nachtheile der Nächstenehre. — — Das kurzweilige Frauenzimmer, und zum Theile leichtsinnige Mädchen machtens um kein Haar besser; — Anfangs waren die Schwätzmäuler stille; aber bald öffneten sich dieselben, und es

entstund ein lautes hirnloses Gänsegeschnatter: Ey! Herr Onkel! plapperte ganz schnell Mamsel E***, ist es ihnen noch nicht bekannt, daß Herr X** wegen — — im Arrest liegt? — Wie, fiel gleich hastig Madam A** ein, wie? das scheint mir ganz unmöglich, o, er war doch sonst ein ehrlicher guter Mann! freylich, daß er neulich — — Ja, ja, widersetzte Jungfer D**, ich kenne ihn schon — — wollte ich mich rächen, so — — doch ich will's großmüthig verschweigen. — Jetzt seufzte eine andere, die sich getroffen fand, und nicht vertheidigen konnte; sie nahm ihren Fächer, um ihre Schamröthe wegzukühlen. Dieß merkte Mamsel Z** und machte sich vor allen über ihre Nachbarinn mit höhnischer Mine und Gelächter lustig. —

So gieng es noch weiter fort; aber mir eckelte, und ich schlich aus dieser aufgeklärten hirnleeren Gesellschaft.

Wilh. Bey solchen Zusammenkünften kann ich auch nicht lange aushalten. Ich befand mich letzthin in der nämlichen Verlegenheit, wie du, lieber Raymund; und hätte es der Wohlstand gelitten, so hätte ich mich augenblicklich wieder davon gemacht. Die Gesellschaft setzte sich zwar an den Spieltisch; allein da sah' ich, wie die Verläumdung die Karten mischte; die Ehrabschneidung ausspielte, die Bosheit den Stich that, und die üble Nachrede das Spiel gewann. — Kurz; von Fürsten und Obrigkeiten machten sie den Anfang, über die mittere Gattung ihrer Nebenmenschen fuhren sie fort, und hörten bey dem letzten Stallfähndri-

che, und der ärmsten Viehmagd auf. Alle ihre Handlungen wurden durchgelassen und betadelt, bis diese geschäftigen Müßiggänger endlich aus einander wackelten. Ich nahm mir vor: nie wieder bey so einer gewissenlosen Gesellschaft zu erscheinen.

Von der üblen Nachrede.

Ausgeartete Selbstliebe, und niedriger Stolz sind die Ursache der üblen Nachrede. — Dieses Laster ist so gewöhnlich, so allgemein, daß man es bald in jeder Gesellschaft mit Vergnügen empfängt.

Willst du Menschen kennen lernen, wie weit sie in ihrer Seelenbildung gekommen sind; — so behorche ihre Worte und ihre Urtheile über andere. Weiß der Mensch seine Zunge zu regieren, so hat er es weit in einer der nützlichsten Wissenschaften gebracht; denn die Zunge ist der Dollmetscher des Herzens. Es giebt Empfindungen, die für sich unschuldig sind, die aber strafbar werden, sobald sie der Mund dem andern verkündigt.

Ich kann ohne Verletzung meines Gewissens erfahren, was Laura für Liebeshändel hat; ich übertrette aber die Gesetze der Religion, — und thue unrecht, so bald ich sie ausschwätze.

Es ist mir erlaubt zu wissen, daß Jemand ein abgeschmackter Thor ist; ich beleidige aber die Menschheit, wenn ich beissende Ausdrücke wider ihn gebrauche. Es ist ein schrecklicher Gedanke, wenn man denkt, daß Menschen noch keine Stunde

de lang in Gesellschaft bey einander seyn können, ohne Zuflucht zum Spiel, oder zum Uebelnachreden zu nehmen.

Der Menschenfeind Crast spricht mit vieler Ungezwungenheit übel. Man nennt sobald nicht Jemanden in seiner Gegenwart, so erzählt er sogleich mit genauester Sorgfalt alles Uebel, das er von ihm weiß, er verheelet dabey mit aller Vorsicht alles Gute, was man von ihm sagen kann, und betrachtet sein Original nur von der bösen Seite, wenn ers schildern will.

Die buhlerische Irene hält sich weniger bey meinem Vorwurfe auf. Ihre reiche Einbildungskraft verschafft ihr eine größere Anzahl von Menschen, von denen sie den Abriß nur aus Nachsicht entwirft. In einer Viertelstunde hat sie mehr als zwanzig Originalien fertig — wovon jedes ihr bloß ein Wort, einen Zug, ein leichtes Wort, einen Scherz kostet.

Die andächtige Mirmitene ist aber noch weit behutsamer als Irene; sie weiß, daß es Sünde ist ihrem Nächsten übel nachzureden, sie thut es auch sehr selten, und wünschet auch die ganze Welt eher loben zu können. Spricht sie von Jemanden, so schildert sie anfänglich alle guten Leidenschaften; denn hört sie auf einmal auf. Mein Gott! es ist freylich kein Mensch ohne Fehler, sagt sie; — freylich sagt man, es solle der — aber ich will und möchte es nicht nachsagen. — Dorothea ist eine liebenswürdige vernünftige Frau — aber — nur Schade — aber was Frau Mirmitene — —

Mirmitene schweigt — man fragt sie, man bittet sie, aber vergebens. — Dieses aber ist Dorotheen schädlicher, als hätte Mirmitene das Aergste der Verbrechen von ihr entdecket. — —

Ueber die Beleidigung der Tugend und der Menschheit durch die öffentliche Lüge, oder sogenannte Zeitungs-Schmiederey.

Die Begierde, allzeit die Wahrheit zu reden, wenn uns nicht höhere Verbindlichkeiten nöthigen, oder zu verbergen, ist ein so edler und liebenswürdiger Charakter, daß derjenige, welcher Anspruch auf die Ehre der Rechtschaffenheit und Redlichkeit macht, seine Zunge nicht sorgfältig genug bewahren kann. Sind Wahrheit und Tugend, wie einer von den größten Weltweisen des Alterthums sagt, beyde Töchter der Gottheit; so muß eine jede Beleidigung der Wahrheit auch eine Beleidigung der Tugend seyn. Herodotus erzählt von den Persern, daß sie ihre Söhne von ihrem fünften Jahre an nichts mehr gelehrt hätten, als diese drey Dinge: ein Pferd gut zu reiten, mit dem Bogen fertig umzugehen, und niemals eine Lüge zu sagen.

Ich will gar nicht behaupten, daß ihre Erziehung sehr vollkommen gewesen sey; allein ihre Wahrhaftigkeit ist doch gewiß eine Vollkommenheit, um welche sie von vielen in unsern Zeiten, die eine bes-

sere

sere Erziehung gehabt haben, beneidet werden sollten. Noch jetzt wird man lieber den Vorwurf erdulden, daß man unmäßig trinke, oder in der Wohllust ausschweife, oder zum Geize geneigt sey, als sich Lügen strafen lassen, so schändlich ist dieses Laster! Gleichwohl giebt es gewisse Arten desselben, die so gewöhnlich sind, daß sich sogar Leute damit beflecken, die sich mit dem Vorzuge schmeicheln, in ihrer Art zu denken, und in ihren Gesprächen weit über den gemeinen Haufen erhaben zu seyn. Sie sagen oft an einem Tage tausend Unwahrheiten, sie wissen es, und dennoch befürchten sie den Vorwurf nicht, der sie zum äußersten Zorne reizen würde, weil sich die Menschen miteinander verstanden zu haben scheinen, nur gewisse in einem hohen Grade niederträchtige und boshafte Unwahrheiten für Lügen zu erklären.

Einen, der auf eine pöbelhafte Art verläumdet, und nicht einmal die Klugheit hat, sich in seinen Verläumdungen nicht offenbar zu widersprechen, wird Jedermann für einen Lügner halten; aber wie viele glauben wohl, daß auch derjenige diesen Namen verdiene, der es auf eine feinere Art, und mit einem gewissen boshaften Witze thut? Unterdessen könnten vielleicht die Menschen davon noch überredet werden, aber es giebt viele andere Arten von Unwahrheiten, von denen es Niemanden einfällt, daß sie Flecken und Beschimpfungen eines jeden sind, der für rechtschaffen gehalten seyn will.

Was sind die meisten Gerüchte, welche sich zuweilen in weniger, als einer Stunde Zeit, wie ein

Lauffeuer, durch eine ganze Stadt ausbreiten? Oder was sind in den meisten Zusammenkünften die Gespräche, die am längsten unterhalten? Wie viele bekümmern sich wohl, in Gesellschaften nichts zu reden, als was mit der Wahrheit bestehen kann? Die Komplimente, mit denen sie anfangen, was sind sie gemeiniglich? Unwahrheiten. Und die so scheinbar freundschaftlichen Erkundigungen nach unsrer Gesundheit? Unwahrheiten. Und das freundschaftliche Lächeln, das zärtliche Auge, und die gütige Mine? Unwahrheiten. Und die Schmeicheleyen, mit denen man so freygebig ist? Unwahrheiten. Und so viele neue Zeitungen, so viele Familiengeschichten, so viele geheime Nachrichten, die man einander mit so vieler Vertraulichkeit ins Ohr zischelt, damit sie desto geschwinder weiter kommen mögen? Unwahrheiten.

Eine Gesellschaft ist gemeiniglich sehr lebhaft, sehr munter und aufgeräumt, sehr vergnügt gewesen, wenn viele solche Unwahrheiten gesprochen worden sind. Ich sage gemeiniglich; denn es giebt noch einige außerordentliche bewunderungswürdige Menschen, die in jeder Mine, in jedem Komplimente, und in jeder Verbindlichkeit, die sie sagen, wahr sind. Allein, sie sind eben so selten, als diejenigen, die in einer Gesellschaft am meisten Verstand haben, und doch allen Anwesenden Gelegenheit zu geben wissen, mehr Verstand zu zeigen, als sie zeigen.

Die Quellen, aus denen die gesellschaftlichen Unwahrheiten entspringen, wenn sie nicht ihren

ersten Ursprung in der Falschheit haben, oder in einer geheimen Feindseligkeit und in der boshaften Absicht einander zu hintergehen, sind mannigfaltig. Allein die vornehmsten sind wohl Unwissenheit, Eitelkeit, Pralerey, die seltsame Einbildung, daß eine gute Lüge einen sehr witzigen und verschlagenen Kopf anzeige, und ein gewisser kleiner politischer Partheygeist.

Herr Trifling erscheint in vielen Gesellschaften; allezeit sehr willkommen, weil er immer viel Neues zu erzählen weiß. Ich verwundre mich nicht darüber. Es ist gewiß keine kleine Plage, bey einer großen Unwissenheit die Begierde zu haben, wo andere reden, mitzureden. Stumm kann man nicht seyn, sprechen soll man, aufgemuntert soll die Gesellschaft werden: Was würde die Welt von seiner Wohlgebohrnen, oder von Sr. Hochedelgebohrnen denken, wenn sie so ehrbar, als eine Jungfrau aus dem vorigen Jahrhundert, stillschweigen, oder zum höchsten nur von der erschrecklichen Kälte, oder vom ewigen Winter reden sollte? Der arme Herr Trifling! ein leerer Kopf, und, nach einer richtigen Folge, auch ein leeres Herz! keine Erkenntniß und Wahrheit im Verstande, und eben deßwegen keine Empfindungen des Guten und Schönen im Willen: Was ist damit anzufangen? Zu spät ist es, daß er sich noch einen tüchtigen Hofmeister halten sollte, und in den verdrießlichen schweren Büchern zu lesen: das ist seine Sache nicht. Welch ein Glück, daß er einen Diener hat, der ihn mit einer Strassenanekdote nach der andern versorgt.

Er glaubt sie freylich selbst nicht, und sie sind auch zuweilen so handgreiflich falsch, daß er sie ändern muß, ehe er sie weiter erzählen kann; aber sie geben doch Materie zum Gespräche, und mit einer recht ehrlichen Stirne und mit einigen starken hohen Betheurungen untermischt können sie Herren und Damen vergnügen, als vielleicht die besten und weisesten Gespräche eines Sokrates oder Plato nicht thun würden.

Die unschädlichsten Unwahrheiten scheinen noch diejenigen zu seyn, welche die Menschen aus Praleren von sich selbst sagen; sie machen zwar den, der sie sagt, lächerlich oder verächtlich; aber sie können doch selten einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Glück anderer Menschen haben, weil sie leicht entdeckt werden können. Ich erinnere mich hier eines solchen Charakters aus dem Bruyere. *) Arrias hat alles gelesen, alles gesehen, er war ein Mann, der alles weiß; zum wenigsten giebt er sich dafür aus; er mag lieber lügen, als schweigen, oder das Ansehen haben, daß er nicht von allem unterrichtet wäre. Man redet an der Tafel eines Großen von einem gewissen nordischen Hofe; er fängt an zu sprechen, er nimmt denen das Wort aus dem Munde, welche eben sagen wollten, was sie davon wußten, und spricht mit einer soviel wissenden Mine von diesem entfernten Reiche, als wenn er daraus gebürtig wäre. Er spricht von den Sitten des Hofes, von den Damen des Landes,

*) Bruyére, Tom. I. pag. 266.

Landes, von seinen Gesetzen und Gebräuchen; er erzählt unterschiedene Histörchen, die sich daselbst zugetragen haben sollen; er findet sie sehr lustig, und lachet bis zum Lautlachen darüber.

Jemand wagt es ihm zu widersprechen, und beweist ihm, daß das, was er gesagt, falsch sey. Arrias läßt sich durch das gar nicht in Verwirrung bringen; er geräth vielmehr gegen den, der ihn unterbrach, in Feuer, und fährt auf: Ich sage, ich erzähle nichts, was nicht original ist; ich weiß es von Sethon, unserm Gesandten an diesem Hofe, der seit einigen Tagen nach Paris zurückgekommen ist; den ich sehr genau kenne, den ich über alles gefragt habe, und der mir nicht einen einzigen Umstand verschwiegen hat. Hierauf will er seine Erzählung mit einer viel größern Dreistigkeit fortsetzen, als einer von den Gästen zu ihm sagte: Es ist Sethon selbst mit dem sie sprechen, der Gesandte, der nur kürzlich von seiner Gesandtschaft zurückgekommen ist.

Solche Selbstschmeichler von verschiedenen Arten und Gestalten, die eine sich angedichtete Vollkommenheit eben so hoch schätzen als den wirklichen Besitz derselben, giebt es unter unserm Geschlechte sehr viele. Unter dem Frauenzimmer habe ich diesen Fehler selten bemerkt. Die Damen brauchen sich auch nicht selten zu schmeicheln; sie hören schmeichelhafte Unwahrheiten genug von uns. Alles, was man vielen unter ihnen Schuld giebt, ist dieses, daß sie, in Absicht auf ihr Alter, nicht die besten Freundinnen von der Wahrheit wären, und

entweder jünger oder älter seyn wollen, als sie sind. Solche Unwahrheiten sind schon unter dem römischen Frauenzimmer Mode gewesen. Allein sie waren auch schon damals gefährlich. Denn der fünfzigjährige Cicero antwortete einmal einer vornehmen Dame, Fabia Domitilla, als sie sagte, daß sie nunmehr dreyßig wäre: Es ist wahr; denn ich höre es schon seit dreyßig Jahren.

Unter den Engländern giebt es, besonders unter dem großen Haufen, eine Art Lügner, die man Beißer nennt, weil sie über einen jeden treuherzigen Menschen, als über ihren Raub, herfallen, und ihm Dinge erzählen, die sehr wohl wahr seyn können, zumal da sie ihm keinen Anlaß gegeben haben, daran zu zweifeln; nachher aber, wenn sie ihn nun überredet zu haben meynen, mit einer triumphirenden Mine ausrufen: Gelogen! Dergleichen Beißer habe ich überall, und auch wohl unter denen gefunden, die von einem gewissen Range sind, dem eine jede Unwahrheit sehr übel ansteht. Vornehmere Beißer unterscheiden sich von den gemeinen nur dadurch, daß sie über ihre falschen Anekdoten und Neuigkeiten, wenn sie nun geglaubt werden, nicht ausrufen: Gelogen! Solche Unwahrheiten auszubringen, die Niemand läugnet, weil es Wahrheiten seyn könnten, dazu, meynen sie, werde ein außerordentlicher Kopf erfordert. Sie sind äußerst misvergnügt mit sich, so oft sie keine Unwahrheit mit so vielen Umständen wahrscheinlich machen und ausschmücken können, daß sie leicht geglaubt wird. Der Barbier, der Schnei-

der, und der Friseur sind die Kanäle, durch welche sich die bewunderungswürdigen Erfindungen in das Publikum ergießen. Welch eine Freude für sie, wenn es ihnen nun gelungen ist, die halbe Stadt durch eine von ihnen erdichtete, entweder angenehme oder traurige, oder zuweilen nicht allein außerordentliche, sondern auch schreckliche Begebenheit in Bewegung zu setzen! Wie zufrieden sind sie nicht mit ihrem Witze!

Welch ein unaufhörlicher Umlauf von Unwahrheiten im Publikum, und ich habe noch nichts von den Partheylügen gesagt, die in Kriegszeiten Mode sind. Niemand kann die Zeitung buchstabiren, der sich nicht alliirte, und wie viel Neues und Geheimes weiß dann nicht ein jeder von seiner Parthey zu erzählen, das nicht nur allein falsch, sondern die meiste Zeit so ungereimt ist, daß man Mitleiden mit solchen Erzählern haben muß! Im Anfange wissen sie selbst sehr wohl, daß es falsch sey, was sie sagen; aber das Lächerliche, oder vielmehr, das Bedauernswürdige davon ist das, daß sie endlich ihre eignen Lügen selbst so fest glauben, als wenn sie durch tausend Zeugen bestättiget werden könnten.

Alle diese Unwahrheiten, die von den meisten für unschuldig gehalten werden, haben vielleicht keinen sichtbaren Einfluß in die Glückseligkeit der Menschen, ob sie gleich allzeit das allgemeine Vertrauen hindern, einen allgemeinen Argwohn gegen einander unterhalten, die Liebe zur Wahrhaftigkeit schwächen, und den, der sie sagt, nach und

nach

nach zu einer Unempfindlichkeit auch gegen schändlichere und schädlichere Unwahrheiten gewöhnen. Aber ist es nicht genug, einen jeden tugendliebenden Menschen dafür zu warnen, daß sie zu den unnützen Worten gehören, von denen Rechenschaft gegeben werden soll?

Die Sprache der Welt, und die Sprache der Religion, wenn Verläumdung deine Seele kränkt.

Welt. Räche dich! sagte der Zorn. — Er hat deine Ehre gekränkt; er hat deinen guten Namen befleckt; seine Laster hat er auf dich gebracht. Räche dich! Du hast Gelegenheit, ihn empfindlich zu kränken: du kannst es leicht, du kannst es ohne Schaden thun. —

Religion. Nein! antwortete die Sanftmuth. Dieser Mensch, war er nicht dein Freund, so war er doch dein Gesellschafter. Mit ihm hast du so manches Vergnügen getheilt; so manche Wohlthat empfieng er von dir.

Welt. Desto schlimmer! Den Undankbaren wolltest du so hingehen lassen? Das würde ihn zu größern Beleidigungen fähig machen. Laß die Gelegenheit nicht entwischen! sie kömmt so gut nicht wieder.

Religion. Mag sie doch entwischen; mag sie doch nie wiederkommen! Du kannst ihn ärger machen, wenn du dich nicht an ihm rächst: das ist möglich;

möglich; allein du machst dich selbst ärger, wenn du dich rächst: das ist gewiß. Wähle nun unter zweyen Uebeln das kleinere: Vergieb ihm! Es ist doch möglich, daß du ihn dadurch überwindest. Ganz gewiß erhältst du dadurch den herrlichsten Sieg über dich selbst; ganz gewiß aber verschaffst du dir dadurch eine süße, innere Beruhigung, und die reinste Wohllust, deren das menschliche Herz fähig ist.

Welt. Das sind Träume! Deine Ehre ist etwas Reelles. Die Welt wird seiner Verlästerung Glauben geben, wenn du dazu schweigst. Man wird dich für den Deisten, für den Wohllüstling, für den Verführer der Unschuld halten, dafür er dich in allen Gesellschaften erklärt hat.

Religion. Bist du gewiß, daß man es weniger thun wird, wenn du dich rächst? Und hängt denn deine Ehre von dem Gerüchte der Visitenstuben, und dem Urtheile der Menschen ab? Frage dein Gewissen! Spricht es dich los: was geht dich das laute Geschrey einer ganzen lästernden Welt an, Du hast Ehre bey Gott! —

Welt. Das heißt der Verläumdung Thür und Thor öffnen: das heißt, dem schändlichsten Laster Raum geben!

Religion. Ich gebe dir die Macht aller Könige, und den Verstand aller Weisen auf Erden. Wehre der Verläumdung, wenn du kannst! Du wirst es vergebens suchen! Der bellende Hund verstummt zuletzt, wenn man seinen Weg ruhig fortgeht.

Welt.

Welt. Ich sehe, du bist furchtsam. Was geht es mich an? Magst du doch für eine Memme gehalten werden! Nicht genug, daß du in den Ruf eines Buben gekommen bist? Die Welt versteht deine überspannte Moral nicht: sie wird dich trefflich auslachen.

Religion. Der ist nicht furchtsam, der bey aller Neigung zum Bösen, bey aller Anreitzung dazu, bey aller Bequemlichkeit es ungestraft und mit einer Art von Anstande zu thun, den Weg der Tugend nicht verläßt. Kann er es leiden, daß er darüber für thöricht und feige gehalten, daß er öffentlich verlacht wird; so hat er sich zu einer Stärke des Geistes erhoben, die ihn den gepriesensten Helden an die Seite setzt.

Welt. Die Vernunft selbst —

R. Welche Vernunft? die nüchterne, die erleuchtete gewiß nicht! sie kann kein Laster gebiethen. Und wenn sie dich ungewiß lassen sollte: denn das ist alles, was geschehen kann; so ist hier das Wort Gottes, der alleinige Orakelspruch, der nichts unentschieden gelassen hat, was Glückseligkeit unter Menschen veranlassen und verbreiten kann. Dieser füllt die Linien aus, welche die zweifelnde Vernunft nur mit unterbrochnen, blassen Zügen gezeichnet hat. Liebe ist im Himmel und auf Erden die Krone aller Tugenden, die Quelle aller Seligkeit. Gott ist die Liebe. Aus Liebe duldet er dich; aus Liebe verzeiht er dir die Last von Schulden, die dich zu Boden drückte; alle wiederholte, aufgehäufte Verschuldungen, alle verzeiht er dir.

Und du wolltest mit deinem Bruder zürnen, der dich nur einmal oder zweymal, an einer kleinen, empfindlichen Stelle berührte? Weg von dem Angesichte des Herrn, verächtlicher Sterblicher hinweg! Dir sagt man Alles, und du willst Nichts thun? Bethe noch einmal: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir werden vergeben unsern Schuldigern; und zittre! Es kömmt ein Tag, wo dich der Fluch treffen wird, den du in einer freventlichen Gedankenlosigkeit, tausend und aber tausend auf dich herabgebethet hast. Du kannst ihm entrinnen: Eile! Rette deine Seele! Verhöre den leisen Ruf deines Gewissens, verhöre meine brüderliche Stimme nicht! Ich bin dein warnender Engel.

Blum.

Die gewöhnlichen Quellen der Verläumdungen.

Die Quellen, aus denen die Verläumdung entspringen kann; sind verschieden, und eine immer unreiner als die andere. Die vornehmsten derselben sind:

1) Haß und Rachbegierde gegen den Nächsten. Man hält sich von ihm beleidiget. Mit dieser Beleidigung mag es nun eine wahre, oder eine erträumte Bewandniß haben, genug, man denkt: mein Nächster ist wider mich, also muß ich auch wider ihn seyn. Er hat meiner nicht geschont, warum sollte ich seiner schonen? Oft wird der gute

Name

Name des Nächsten über ein einziges unvorsichtiges Wort, das er fallen ließ, in einem ganzen Strome von Schmähungen ersäuft. Oft gab ein bloßes Misverständniß, ein bloßer Verdacht, in welchen der Nächste unschuldig fiel, die Veranlassung, zu der schwärzesten Verläumdung wider ihn. Man begnügt sich nicht damit, dem Gegner bloß diejenigen guten Eigenschaften abzusprechen, die, wenn er sie an sich hätte, die Beleidigung von seiner Seite nicht würden zugelassen haben. Nein, man spricht ihm gemeiniglich nun auch sofort alle übrigen guten Eigenschaften ab. Wer ein Laster an sich hat; soll sie alle haben! Wer ein Geboth übertritt: soll des ganzen Gesetzes schuldig seyn! Daher floßen viele in der Hitze des Zorns oft eine solche Menge von ehrenrührigen Reden aus, die den Nächsten ganz anderer bösen Neigungen zugleich beschuldigen, als aus denen seine gegenwärtige Beleidigung hat kommen können; wodurch aber andere, die es hören, auf den Verdacht geleitet werden sollen, daß der Nächste sich wirklich schon solcher schlechten Handlungen schuldig gemacht habe, als die Schimpfnamen bezeichnen.

2) Stolz, Neid und Eifersucht.

Diesem dreyfachen Bewegungsgrund will der Schmähsüchtige gemeiniglich am wenigsten von sich gestehen, weil er dadurch seine tiefe Armuth des Geistes verrathen würde.

Er fröhnt dem Stolze, und daher leidet er keinen neben sich, der ihm gleich geachtet werden möchte. Er will allein glänzen, und andere sollen nur

Schat-

Schatten seyn, welche seinen Glanz erhöhen. Es eckelt ihm, wenn er andere loben hört, und sucht sie möglichst herabzustimmen, ja gar grober angedichteter Vergehungen, und lasterhafter Gesinnungen schuldig zu erklären.

Er ist dem Neide ergeben, der ihn immer unruhig macht über seinen Berufs- und Professionsverwandten, es will ihm nicht eingehen, daß er sich in beßerm Wohlstande befinde, und deßwegen bey dem Volke mehr angesehen sey, als er.

Es kömmt die mächtige Eifersucht dazu, und feuert ihn an, seinen Mitbruder zu verdrängen, und ihm das Zutrauen und Ansehen bey andern durch üble und gehässige Nachreden und Verschwätzungen zu rauben. — Er that es — und sein Mitbruder ward ungerecht verdrungen, und das Zutrauen von allen war verloren.

3) **Ein gewisser dunkler Widerwille**, den man wider jemand hat, kann oft bey den lieblosen Urtheilen über den Nächsten zum Grunde liegen. Gewisse Leute gefallen uns nicht, wir können nicht angeben, warum? Genug sie sind uns zuwider. Wir können sie nicht ausstehen, oder in ihrer Gesellschaft dauern.

Diejenigen; welche diese Beschwerniß fühlen, können meinetwegen den Umgang mit denjenigen, welche sie nicht leiden zu können vorgeben, soviel vermeiden, als es die Pflichten der Gerechtigkeit und Nächstenliebe, wie auch die besondere Pflichten des Berufs erlauben wollen.

 Aber

Aber ungerecht ist es, solcher Menschen nirgends zu schonen, alles an ihnen zu tadeln, und sie durch Schmähungen und Verläumdungen bey andern verächtlich zu machen.

4) Ein blinder unverständiger Religionseifer. Wie viele fromme Lästerer giebt es nicht? Hat man nicht fast allen Nämen und Wörtern, welche die Verschiedenheit der Glaubensmeynungen bezeichnen sollen, welche gewiß andere Menschen in Ansehung der unsrigen haben, schon einen solchen verhaßten Nebenbegriff anzuhängen gewußt, daß diejenigen, die man dadurch als anders Glaubende bezeichnet, zugleich als unwürdige Mitglieder der Gesellschaft, als gefährliche Bürger im Staate gebrandmarkt werden? Wer erschrickt nicht, wenn er die Nämen: Ketzer, Sozinianer, Arianer, Naturalist, oder gar Atheist aussprechen hört? Wer denkt sich darunter nicht einen Menschen, den man meiden und fliehen müsse? Einen Menschen, der alle Bande der Ehrlichkeit, der Aufrichtigkeit, der Treue und Rechtschaffenheit zerrissen und von sich geworfen habe? Einen Menschen, der alle Verbindlichkeiten, die er hätte; ein rechtschaffener Vater, ein warmer Freund, ein dienstfertiger Nachbar, ein gehorsamer und getreuer Bürger, ein guter Mensch u. s. w. zu seyn, unter die Füsse trete? Mit einem Worte, einen Menschen, bey dem alle Wohlfarth unsicher sey, und den man als ein faules Geschwür, als eine Pestbeule der Gesellschaft ansehen müsse?

5) Heu-

5) Heucheley. Man will die Augen Anderer mit den Fehlern des Nächsten füllen, damit sie die unsrigen nicht sehen sollen. Man will durch seinen Tadel, den man über Anderer Verhalten ausgießt, seine eigene Frömmigkeit anpreisen, um hinter dieser Decke der Scheinheiligkeit desto sicherer seinen Lastern fröhnen zu können. Ein verworfener Charakter!

6) Leichtsinn, Schwatzhaftigkeit, Spottsucht. Der Schwatzhafte will stets reden; folglich können es unmöglich lauter kluge und vernünftige Urtheile werden. Er will auch gerne gehört seyn, und verspricht sich von seiner Unterhaltung über die Fehler eines Abwesenden die beste Aufnahme und das geneigteste Gehör bey andern. Dieser Fehler ist hauptsächlich dem weiblichen Geschlechte eigen, und die unselige Quelle ihrer meisten Schmähungen und Zänkereyen. Der Leichtsinnige und der Spottsüchtige mishandeln den guten Namen des Nächsten, bloß, um sich ein verworfenes Vergnügen der Einbildung zu machen. Ich habe nichts wider diesen Menschen, heißt es denn gemeiniglich. Wenn ich über ihn spotte; so thue ich es nur, um mir ein Vergnügen zu machen. — Ein schädliches Vergnügen!

7) Schmeicheley, und eigennützige Falschheit. Man hat selbst nichts wider den Nächsten. Man will aber von einem andern, der jenen haßt; Vortheile ziehen; und weiß diesen nicht besser für sich einzunehmen, als wenn man ihm in seinen feindlichen Gesinnungen gegen jenen zu Munde

 redet,

redet, und den Nächsten, wider den er aufgebracht ist, heruntersetzen hilft. Endlich

8) So kann die Verläumdung auch aus einer mürrischen Tadelsucht, aus einer schwarzen, verdrießlichen, gallichten Gemüthsart herstammen. Manche Menschen scheinen schon durch das Blut, welches in ihren Adern schleicht, so gestimmt zu seyn, als wenn sie nur lauter Eingebungen des Verdrusses Gehör geben könnten. Es scheint, als wenn sie mit keinem andern Berufe in der Welt lebten, als nur Böses und Fehler an andern sehen zu können und sehen zu müssen. Das Gute und Lobenswürdige scheint gar keinen Reiz für ihre Aufmerksamkeit zu haben. Eine elende Gemüthsart! die eine schlechte Erziehung, ein ungebrochener Eigensinn, ein häufiger Umgang mit tadelsüchtigen Leuten, auch wilde Ausschweifungen in solchen Lastern, die unmittelbar die Gesundheit verwüsten, dem Menschen zuführen können. Fliehe insonderheit diese Laster, ehe sie von dir fliehen, und dich einer solchen Unzufriedenheit überlassen.

Die Art, wie die Verläumdung angebracht wird.

Welche Zeit wählt der Verläumder dazu? Diejenige, wo der Nächste abwesend, mithin sich zu vertheidigen nicht im Stande ist, und wo sich auch kein Freund desselben gegenwärtig befindet. Nähert sich ein solcher Freund von ohngefähr; so entfällt dem Verläumder auch sofort der Muth, weiter zu

reden,

reden, so lange, bis jener sich wieder entfernt hat. Der Verläumder redet gemeiniglich nur unter der Decke eines Geheimnisses. Und woher dieß? Weil der Verläumdung und dem Uebelreden von andern, eine solche ausgezeichnete Niederträchtigkeit anklebt, daß, wenn sie sich nicht anders, als öffentlich sehen lassen, sich durchaus nur in ihrer nackten und wahren Gestalt zeigen dürfte; sich vielleicht keiner in der Welt finden möchte, der Lust zu verläumden hätte; weil schwerlich jemand den Schandfleck würde leiden und ausstehen können und wollen, den dieß Laster seinem Ausspender anhängt. Daher schleicht es, gleich einer Schlange, im Verborgenen. Daher bittet der Verläumder einen jeden, dem er sein schändliches Geheimniß anvertrauet hat, die Sache bey sich zu behalten; sie nicht weiter zu sagen, damit keine Nachfrage bis auf ihn entstehen möge. Er sieht nicht, wie verächtlich ihn eine solche Bitte macht, die nichts anders sagen will, als: Sey du klüger, gerechter, besser, und menschenfreundlicher gesinnt, als ich! Ich bin ein Verläumder: sey du es nicht! Ich habe den guten Namen meines Nächsten heruntergerissen: folge du meinem Exempel nicht nach! Aus dem Gefühl der eigenthümlichen, beschimpfenden Niederträchtigkeit dieses Lasters kömmt es auch her, daß der Verläumder da, wo er befürchtet, daß man ihn mit dem rechten Auge ansehen, und für den, der er ist, erkennen möchte; sich durch allerhand fromme Vorwände zu decken sucht. Bald soll es Mitleiden gegen den fehlerhaften Nächsten, bald

Eifer für Tugend seyn u. s. w. was ihm das Geheimniß abpreßt. Mit einem Worte: Die Verläumdung kann es nicht wagen, sich offen in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, weil sie so sehr verabscheuungswürdig ist.

Der Schade, den die Verläumdung dem Nächsten stiftet.

Was für ein Gut vernichtet die Verläumdung? Eins der kostbarsten, die der Nächste besitzt; für welches er eine ungemeine Zärtlichkeit hat; an welchem beynahe seine ganze gesellschaftliche Wohlfarth beruhet; und welches, wenn es einmal verlohren gegangen ist, ungemein schwer wieder zu gewinnen steht. Was ist der Mensch in der Gesellschaft ohne einen guten Namen? Wer achtet und liebt ihn? Wer trauet ihm, oder giebt ihm Gelegenheit, mit seinen Gaben in der Welt dienen zu können? Wer ist bereit, sich seiner anzunehmen, wenn er Hilfe bedarf? Wie viele Jahre; wie viel Vorsicht; wie viel Fleiß und Rechtschaffenheit; wie viele Verläugnungen und Aufopferungen, die ein Mensch üben und beweisen muß; wie viele Prüfungen anderer, denen er sich unterwerfen muß; gehören dazu, ehe er ein festes Vertrauen für sich bey andern gewinnet? Wie viele fortgesetzte Aufmerksamkeit auf seine Handlungen; um sich dasselbe zu bewahren? Gleichwohl, wie wenig wird erfordert, um es mit einem Male niederzuschlagen? Der geringste Hauch benimmt einem Spiegel sofort

fort sein Ansehen. Aber der verdunkelte Glanz kann bey dem guten Namen so geschwinde nicht wieder hergestellet werden, als bey jenem. Ist die Ehre einmal beschimpft; so ist der Schandfleck fast in den meisten Fällen, um der unter den Menschen herrschenden Vorurtheile willen, nicht ganz auslöschlich. Selbst durch Ehrenerklärungen kann die Wunde nicht durchaus geheilet, und volle Entschädigung gestiftet werden. Welcher Mensch muß daher nicht zärtlich für seinen guten Namen gesinnet seyn? Und wie viel Pflicht ist es also, mit der äußersten Sorgfalt der Ehre des Nächsten zu schonen, und sich, wie oben gefordert worden, sogar aller Bekanntmachung irgend eines wirklichen Fehlers desselben da zu enthalten, wo eine solche Entdeckung nicht durchaus nothwendig und pflichtmäßig ist?

Regeln und Warnungsgründe wider dieses Laster.

1) Rede Gutes von deinem Nächsten: du kannst dadurch die herrlichsten Früchte schaffen. Rede nichts Böses von ihm, es kostet nur das Stillschweigen, und du kannst hundert üble Folgen verhindern. Sey du ein Hasser der Verläumdung, und als ein solcher wirst du in allen vernünftigen Gesellschaften Schätzung und Zutrauen einärndten. Durch Verläumdung gewinnst du nichts, du besserst dadurch deinen Nächsten nicht, sondern sie ist ihm vielmehr eine offenbare

Herausforderung, sich an dir zu rächen, wenn er je nicht, zu deiner doppelten Beschämung, ein Mensch von überaus gesetztem und sehr vernünftigem Charakter ist, der die unbedeutenden Möppchen bellen läßt, und seinen ernsthaften Schritt weiter geht.

2) **Was du nicht willst, daß andere dir thun sollen, das thue ihnen auch nicht.**

Du weißt, wie zärtlich du gegen deine Ehre gesinnet bist, und du willst dir erlauben mit der Ehre des Nächsten zu spielen? — Sey also nicht ungerecht, und laß die fremde Ehre unbetastet.

3) Jeder Fehler ist Unvollkommenheit, schon an sich selbst betrachtet. Aber der fehlerhafte Mensch wird durch deine Schmähungen noch elender gemacht, und vollends niedergedrückt. Ach, sey freundschaftlich, und bieth ihm die Hand, die ihn vor dem völligen Falle bewahre.

4) Besinne dich, bevor du von Jemanden Böses sprichst, ob er dir nicht schon Liebe und Gefälligkeit in deinem Leben erwiesen habe? Wenn das wäre, wie schlecht müßte deine Denkensart seyn, ihm mit Undanke lohnen zu wollen? Freund, sey allzeit behutsam in diesem Stücke; du kannst nicht wissen, wie dieser oder jener dir noch helfen, oder schaden kann. Vielleicht ist die Zeit nahe, wo du ihn als deinen Freund und Wohlthäter vonnöthen hast; aber wie wird er sich dazu schicken, wenn du zuvor deine Lästerzunge an ihm gewetzet hast?

5) Denke doch an deine eigenen Fehler.

Du bist nicht auf allen Seiten so vollkommen, daß nicht auch der kurzsichtigste Mensch etwas an dir auszusetzen finden könnte. Sey nicht blind, daß du deine Fehler gar nicht sehest, oder wenigstens nur für Splitter achtest, da du hingegen mit Luchsenaugen die Fehltritte deines Mitbruders begaffest, und sie zu Balken machest.

Gesetzt auch, daß dein Mitmensch grobe Fehler begangen habe, kann ich ihn deßwegen für schlechter halten als mich? Nein! denn 1. bin ich nicht versichert, ob ich nicht noch gröbere Fehler begehen werde, wenn ich in die reizenden nämlichen Gelegenheiten kommen sollte, wie er. 2. Kenne ich ja seine andern guten Eigenschaften nicht, und die großen Vortheile, die er dadurch schon gestiftet hat und noch stiften kann.

Beseitige also deine partheyliche Eigenliebe, und laß die unbestechbare Wahrheit in leibhafter Gestalt an die Wagschaale treten, und die gegenseitigen Verdienste und Fehler abwägen, dann wirst du oft beschämt zurücktreten, und denken müssen, daß du ein unnützer Knecht, hingegen dein Mitbruder ungemein besser und vollwichtiger an Vollkommenheit sey, als du.

6) Wenn es ja durchaus nothwendig und pflichtmäßig ist, von den Fehlern deines Nächsten zu andern reden zu müssen; so bedenke dich, wem du diese zu machen habest! —

Wenn kein ausdrücklicher Befehl der Obrigkeit dieselbe für sich fordert, so mache sie eigentlich demjenigen, dessen Wohlfarth durch das fehlerhafte

Verhalten des Nächsten am meisten in Gefahr gesetzt ist; oder richte dich an andere vernünftige Menschen, die dem Unheile abhelfen können und wollen. Sollten dir aber diese fehlen, so wende dich an die Obrigkeit, die die beßten Wege einschlagen kann und soll. Aber vergiß nicht bey Anzeige der Fehler auch von den guten Eigenschaften des Nächsten Meldung zu thun, damit er nicht aller Schätzung beraubet werde.

7) Auch bey den ärmsten und im untersten Stande lebenden Menschen ist man verpflichtet, auf ihre schuldige Achtung für ihre Ehre bedacht zu seyn.

Sie verachten und beschimpfen heißt, der ganzen gesellschaftlichen Wohlfarth das Messer an die Kehle setzen. Denn sie besitzen die edelsten Vorzüge und Verdienste, wovon viele hunderte bloß träumen. Daher ist es ganz gewiß einer der allergröbsten und für den Staate allerschädlichsten Fehler, den man begehen kann, wenn man befiehlt: Weil der Bauer, der Taglöhner, der Dienstbote, insonderheit auf dem Lande, gemeiniglich so arm ist, daß man ihm kein Geld abnehmen kann, so sollen gewöhnlicher Weise ihre Vergehungen mit Schandstrafe an ihnen geahndet werden. Daß man nur deswegen mit Schandstrafe darein gehe, um den Geldkosten des Armen zu schonen, sind meistens leere Worte, indem oft beydes derb genug aufgelegt wird.

Niemand wischt seinen erlittenen Schandfleck härter aus, als der gemeine Mann; er ist immer der Gefahr ausgesetzt, von seinen Mitlebenden die bitter-

bittersten Vorwürfe, Beschimpfungen und Demüthigungen mit Grame erleiden zu müssen, auch in Fällen, wo er das Recht wider seine Gegner in der Hand hat.

Kurz, er muß schweigen und alles dulden, damit er den bösen Mäulern entkomme. Ein armseliger Zustand!! —

8) Endlich ist es Pflicht, die möglichste Erstattung der gekränkten Nächstenehre zu machen. Wenn du deinen Fehler demüthig erkennest und deine Schuldigkeit thust, so verdienst du bey allen Vernünftigen Schätzung. Besiege also deinen Stolz, und rette des Unschuldigen Ehre wieder, und bleib ihm immer noch verbindlich, weil du den Schaden schwerlich ganz ersetzen wirst.

Zu Seite 313.

Neuntes Geboth.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau.

Kein Ehemann soll sich nach einem fremden Eheweibe, und kein Eheweib soll sich nach einem fremden Ehemanne gelüsten lassen. Denn dieses Geboth des Herrn, wie wir wissen, verbiethet sogar alle mindeste, unerlaubte, sinnliche, wohllüstige und unkeusche Neigungen und Begierden.

Allein, was kehren sich viele der itzigen Ehemänner und Eheweiber an dieses Geboth? — Es scheint ihnen viel zu strenge, und ihren lüsternen Neigungen gar nicht angemessen zu seyn. Daher richten sie sich nach ihren geschmiedeten eigenen Weichlingsgrundsätzen, und lassen sich gerne von dem blinden Taumel ihrer unbezähmten Begierden und Leidenschaften, zu ihrem gewissen Verderben hinreissen.

Unsere

Unsere heutige Welt lehret ihre blödsinnige, unglückliche Anhänger, die verderbliche Freyheit durch ausgelassenes Betragen zu gebrauchen, immer von einem reitzenden Gegenstande zum andern wechselweise herumzuflattern, und überall das bezaubernde Süße mit voller Begierde zu verkosten.

Man siehet täglich, wie mancher Ehemann seine Gattinn aneckelt, sie verläßt und nach einem andern Gegenstande jagt. — Man weiß, daß manche Ehefrau ihren Ehegemahl verschmähet, haßt, und sich einem andern Manne feil biethet. — — Es ist bekannt, daß sich manche umherflatternde Müßiggänger und Gassenschwärmer nur mit dem beschäftigen, wie sie, nach verführten Mädchen, auch noch die ehrbarsten Ehefrauen, deren Reiz sie noch lüstern macht, in ihre gefährlichen Schlingen locken, durch Ränke verstricken, und ihnen endlich Ehre und Tugend rauben.

In so einer feinen Lebensart verharren derley niederträchtige Weichlinge die längste Zeit ihres Lebens, und lassen ganz leichtsinnig die edelsten Gelegenheiten dahin schleichen, sich das Lob eines rechtschaffenen Mannes zu verdienen. Sie denken nicht, daß einstens der ewige Richter eine pünktliche Rechenschaft über ihr ganzes Betragen im Ehestande fordern wird. Ach! wie werden diese Elende zittern, wenn ihr Ende herzu nahet, das Bewußtseyn ihrer Laster wird sie foltern. Verwirrt und verlassen werden sie auf ihrem Sterbelager daliegen; ihr entnervter Körper wird keine Hilfe, keine Rettung mehr erächzen können.

Alle

Alle reitzende Gegenstände, alle Busenfreunde werden sich entlarven, und gefühllos entfernen. Ein unheilbarer Gram zehrt sie nun vollends ab. Die Abscheulichkeit ihres schändlichen Lebenswandels, und die schwache Reue über ihre Unthaten macht der gemeiniglich in solchen Umständen eintrettenden Verzweiflung Platz — — die letzte Stunde schlägt! — und — — ein schreckliches Ende! — —

Eine Scene aus dem häuslichen Leben.

Wilhelmine.

Sie weinen wieder, liebe Mutter! und es ist noch so früh am Morgen; Thränen stunden in ihrem Auge, als Sie sich gestern zur Ruhe legten, und Thränen netzten wieder Ihre Wangen bey Ihrem Erwachen, schonen Sie doch Ihre so theure Gesundheit, liebe Mutter, oder lieben Sie Ihre Wilhelmine nicht mehr?

Frau Arend. Ob ich dich mehr liebe? beßtes Kind! — ach! du bist meinem Herzen nur zu theuer — bist du nicht Arends Tochter, das Geschenk unserer Liebe? Du erinnerst mich noch an die glücklichsten Tage meines Lebens, an die Tage, in denen dein Vater mich noch liebte —

Wilhelmine. — Beßte Mutter —

Frau Arend. Wilhelmine! wer hätte es je gedacht, daß wir so unglücklich werden könnten —

wer

wer hätte gedacht, daß mich mein Arend verlassen sollte — er — der einst so mit ganzer Seele an mir hieng, könnte er doch das Innerste meiner Seele sehen — fühlen, wie ich ihn liebe — und empfinden, wie viele tausend Sorgen für seine Gesundheit, für sein Wohl meine gekränkte Seele foltern! — Geh Wilhelmine, sieh zum Fenster, ob er denn noch nicht kömmt.

Wilhelmine. Liebe Mutter, ich sehe noch Niemand.

Fr. Arend. Liebe Tochter, wie bin ich doch besorgt — es wird ihm doch die Nacht über nichts begegnet seyn.

Wilhelmine. Das hoffe ich nicht, Mutter — er ist schon so viele Nächte ausgeblieben — er wird wohl in einer Koffee- oder Weinschenke seyn, und wieder spielen.

Fr. Arend. Ich wollte gerne für mich hungern, liebe Tochter, gern für mich elend seyn, wenn nur du versorgt wärest —

Wilhelmine. Liebe Mutter, Gott wird für mich sorgen, er gab mir gesunde Glieder, Sie erzogen mich zur Arbeit, und ich werde in der Welt mit Gottes Hilfe fortkommen.

Fr. Arend. Umarme mich, gutes Kind! aber liebe Wilhelmine, meine Sorge wächst immer, geh, suche deinen Vater — vielleicht ist er bey der Traube, oder im Schiff in der Kaffeeschenke — ich kann nicht ruhig seyn, so lang war er noch nie aus dem Hause.

Wilhe

Wilhelmine. Ich eile, beßte Mutter!
(geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Frau Arend ganz allein.

Wilhelmine ist doch ein gutes Kind; o wäre das mir nur vergönnt, so lang zu leben, bis sie versorgt wäre. — Ein Mann soll mit ihr nicht unglücklich seyn — sie ist hauswirthschäftlich, ist genügsam — kann ich ihr auch kein Heurathgut geben, so geb ich ihr doch das, was mehreren Werth hat, als alles in den Augen des Rechtschaffenen. Aber man schellt an der Thüre.

Dritter Auftritt.

Ein Schuster.

Guten Tag, Madame, guten Tag. — Nun kann ich aber bey meiner Seele nicht mehr lange zuwarten — ich muß bezahlt seyn. Da stimmt mich Ihr Gemahl bereits schon ein halbes Jahr von einem Tage auf den andern; das wäre mir die rechte Sache. Ich bin ein ehrlicher Handwerker, brauch auch mein Geld: — ich borge keine Stunde mehr länger — beym Saprament —

Fr. Arend. Sind Sie doch nicht so hitzig, Meister Fitz, und reden Sie mit mehr Gelassenheit — wir wollen auch schon zu Rechte kommen. —

Fitz. Was zu Rechte kommen: ich will bezahlt seyn, dann ist die Sache gleich aus.

Fr. Arend.

Fr. Arend. Aber um Himmels willen! bin ich ihnen denn was schuldig?

Fitz. Was beym Geyer, hat nicht Ihr Hr. Gemahl zwanzig Paar Frauenzimmerschuhe von allen möglichen Farben bey mir machen lassen, und sie wollten nichts davon wissen? —

Fr. Arend. Zwanzig Paar Frauenzimmerschuhe? — Sie müssen irren.

Fitz. Was irren, beym Himmel und Höll! sie sind ja die Frau Arend? — wer Geyer würde denn die zwanzig Paar Schuhe zerrissen haben, wenn sie es nicht gewesen — ihr Mann wird ja wohl keine Frauenschuhe nothwendig haben —

Fr. Arend. Zörne er sich nur nicht, Meister Fitz, ich sage ihm, doch bey meiner Ehre, daß mir mein Mann, seit dem wir verheurathet sind, nicht um einen Heller werths machen lassen — aber nur stille, er soll bezahlt seyn — was macht der Konto?

Fitz. Zwanzig baierische Thaler —

Fr. Arend. Da sind eben noch neunzehn Thaler, ich bleibe ihm also einen schuldig — diesen werde ich ihm sogleich schicken, als meine Tochter nach Hause kömmt. — Wir haben heut die ganze Nacht durch gearbeitet; so bald ich dieses Kleid zum Verkauf gebracht habe, soll er den Ueberrest haben.

Fitz. Sie haben die ganze Nacht gearbeitet, wo ist denn Ihr Mann —

Fr. Arend. Gott wird es wissen, ich sah ihn seit gestern Abends nicht mehr.

Sitz. Himmel und Höll! es geht mir bald das Licht auf. Ich glaube — gar — Madame, lassen Sie mir Ihren Fuß sehen —

Fr. Arend. Und warum?

Sitz. Beym Himmel und Höll! wenn ich nun einmal Ihren Fuß sehen will — Sie sollen es hernach schon erfahren — glauben Sie denn, ich habe nie einen Frauenzimmerfuß gesehen — nur her da! —

Fr. Arend. Je nun, was siehet er da an meinem Fuß?

Sitz. Mehr als zu viel. Madame, wissen Sie es, die zwanzig Paar Frauenzimmerschuhe waren nicht für Sie. — Sie haben einen natürlichen ordentlichen Menschenfuß — der Fuß aber, für den ich meine Arbeit fortgab, der war ein Monstrum. Bey meiner Ehre, kein Tanzbär muß mir je eine solche Pfote gehabt haben — —

Fr. Arend. Gott im Himmel!

Sitz. Was seufzen Sie Madame? — Seyen Sie aufrichtig mit mir, Sie werden sehen, daß Sie einen ehrlichen Mann in mir finden werden, ich bin rauh — aber in der Seele gut, das schwöre ich Ihnen — ich denke wohl eine Zeit, wo ich nicht so mürrisch war, als ich itzt bin, aber es lehrt einen schon grob seyn, wenn man mit der Höflichkeit nichts richtet, und zehen- und zwanzigmal in die Häuser um die Bezahlung laufen muß. — Aber bey Seite mit diesem Gezeug. Nicht wahr, Madame, Sie sind in Ihrer Ehe nicht zu glücklich? —

Fr. Arend. Ehrlicher Mann, ich wäre nur zu glücklich, aber —

Sitz. Aber Ihr Mann halt, nicht wahr, läuft immer in die Schenken, wirft das Geld zum Fenster hinaus, wenn er im Wirthshause sitzt; und sieht jeden Pfenning an, den er zu Hause hergeben muß, nicht wahr, nur gesagt — ich weis es ja, wie es geht — nicht wahr, ich habs errathen? — ich will des Teufels seyn, wenn er diese zwanzig Paar Schuhe nicht für eine Kellerinn hat machen lassen —

Fr. Arend. Was ist denn zu thun?

Sitz. Was zu thun ist? da lassen Sie mich machen! — soll mich der — doch Gott behüt's! — in Stücke zerreissen, wenn ich Ihren Mann nicht auf bessere Wege führen will. Weil ich's nur weis — Dahier ist Ihr Geld, will noch nicht bezahlt seyn — aber wenn ich das Kameelthier sehe, die diese zwanzig Paar Schuhe zerrissen hat — so soll — — nichts Rettungs — ist mir das Sapperments-zeug immer im Mund — Gott verzeih! — so soll mich der — — holen, wenn ich sie nicht ausziehe! — — Aber hier kömmt eben der Herr Arend. —

Vierter Auftritt.

Arend.

Aber ums Himmels willen, Sophie, welche Impertinenze! das laß dir gesagt seyn, und unterstehe dich nicht mehr, mich auf eine solche Art zu prostituiren. Himmel und Hölle! mich mitten in meinem Vergnügen zu stören, — mich holen lassen, als wenn ich dein Sklav seyn sollte. — Zum

Geyer, das will ich dir nicht mehr gerathen haben! — Sophie, ich sage es dir, unterstehe dich nicht mehr! — ich könnte dir einmal Hals und Bein brechen. —

Fr. Arend. O zürne nicht, lieber Arend, ich wollte dir ja nicht böse — meine zärtliche Sorgfalt für dein Wohl — dein langes Ausbleiben — alles kümmerte mich —

Arend. Mit deiner ewigen Zärtlichkeit, Kümmern und Winseln! — o wie mir dieses alles zur Last ist — — ich wollte — daß — man kann nicht einmal eine freye Minute genießen — bist aber auch schon so erzogen worden du — deine Mutter war schon so eine Winslerinn. Wenn ihr Mann nicht immer um sie war, so glaubte sie schon, daß der jüngste Tag käme. — Mein armer Schwiegervater mußte auch so einen Narren abgeben — aber recht — war es nicht seine Schuld. — Höre Sophie! ich bin der Mann — ich kann thun, was ich will, und ich werde thun, was ich will! — mag mich nicht länger am Narrenseile herumführen lassen — hab einmal meinen Kopf aufgesetzt — und werde spielen, und werde trinken, und weil ich nun weis, daß es dir nicht recht ist, daß ich eine Nacht ausbleibe — so will ich ganze Wochen, ganze Monate, ganze Jahre ausbleiben! — ich bin der Mann, ich!

Fr. Arend. O ich Unglückliche!

Sitz. Pfuy, pfuy, Herr Arend! was ist das! — hätte geglaubt, Sie wären vernünftiger, das ist bey meiner Ehre nicht schön — haben eine so gute

gute rechtschaffene Frau, die verdiente Hochachtung, und nicht ein solches ungeschliffenes Betragen, wie das Ihrige!

Arend. Was will er, Meister, geh, geh er seine Wege, und mische er sich nicht in Sachen, die ihn nicht angehen! — Was hat er denn hier zu thun?

Fitz. Unmaßgebigst meine Bezahlung für zwanzig Paar Weiberschuhe abzuholen.

Arend. Werde ihn schon bezahlen, wenn mein Quartal fällt — (in der Stille) — Halt er doch sein Maul, zum Geyer! wir wollen schon richtig werden —

Fitz. Wenn Sie nicht bezahlen wollen, so können Sie mir zum wenigsten das Reden nicht verbiethen — aber ich will bezahlt seyn, und gehe nicht eher von der Stelle, bis ich bezahlt bin.

Arend. O das verwünschte Spiel, so bin ich vollkommen ausgesäckelt — Komm er nur morgen, Meister, morgen soll er sein Geld haben. —

Fitz. — Nu auf einen Tag kömmt es auch nicht an — aber um Vergeben — Sie müssen mit Ihrer Frau wieder gut werden, sonst geh ich nicht mehr von der Stelle. — Versprechen Sie mir's, so will ich Ihnen noch ein ganzes Jahr borgen —

Arend. Nu ja — ich war ja nicht böse — ich bin halt so ein Mann, der nicht gern belästiget seyn will. — So komm Sophie! — einen Kuß — nun ist wieder alles vergessen, nicht wahr? —

Fr. Arend. Weißt du denn nicht, daß ich dich liebe —

Fitz. Aber Herr Arend, nun bin ich dreyzehn volle Jahre verheurathet, und war noch niemal in einem Wirthshause, — ich trank immer mein Mäßchen Bier, und aß mein Stückchen Brod mit meinem Weibe und meinen Kindern schön ruhig zu Hause — möchte mich aber doch einmal in meinem Leben lustig machen; wollten Sie mich nicht in Ihre Kompagnie nehmen, wenn Sie wieder in die Schenke gehen.

Arend. Von ganzer Seele, Herzensbrüderchen — schlag ein! — o da wirst du sehen, was das ist, — du wirst ganz ein anderer Mann werden, ich schwör es dir — Gut — heut zu Mittag mußt du mitspeisen — Sophie, Meister Fitz tischet bey uns, mache die Küche zurecht! — und denn lieber neuer Kamerad will ich dich in unsere Gesellschaft introduciren — du wirst gleich muntrer werden, als du bist; war einst auch so ein Stubensitzer — aber h ll's der Teufel, man lebt nur einmal in der Welt —

Fitz. Ja, ja, man lebt freylich nur einmal, und da närrisch genug, — wenn man erst das zweytemal wieder käme, wie toll würde man dann leben! — aber Herr Arend. —

Arend. Was Herr Arend, nun sind wir Brüderchen! — geschwind müssen die Brüderschaften getrunken werden — — He, he, Wilhelmine!

Wilhelmine. Was befehlen der Herr Vater? —

Arend. Hol geschwind eine Maß Wein, ich und Bruder Fitz müssen auf ewige Freundschaft trinken.

Wilh. Gleich Herr Vater —

Fitz. Machen Sie keine Ungelegenheit.

Arend. Was Ungelegenheit, das muß so seyn, was gehst du denn nicht Wilhelmine?

Wilh. Herr Vater —

Arend. Was denn?

Wilh. Nur auf zwey Wort!

Arend. Was willst du denn (bey Seite.)

Wilh. Ich habe Sie um etwas Geld bitten wollen zum Wein.

Arend. Hat deine Mutter kein Geld?

Wilh. Mein Herr Vater werden sich ja erinnern, daß Sie das ganze Jahr nichts mehr in die Hauswirthschaft gegeben, meine Mutter mußte alles von ihrer Arbeit unterhalten, und heut hoffte sie Geld von der Gräfinn, und sie ist nicht bezahlt worden.

Arend. So muß man geschwind was versetzen.

Wilh. Aber was, Herr Vater?

Arend. Ja das ist der Teufel — wenn ich noch meine Uhr hätte, oder meinen Degen. — Aber weißt du was, Wilhelmine, gieb dem Wirth nur recht gute Worte — Du kannst ja hübsch schmeicheln. — Aber weißt du was — dahier hast du ja noch ein Paar Ohrgehänge.

Wilh. Sie sind von meiner Großmutter — es ist mir so ein werthes Geschenke —

Arend. Gieb's nur her Wilhelmine, ich will dir schon wieder andere kaufen. —

Wilh. Sie wollen, nun bin ich nicht Ihre Tochter? (geht.)

Arend. Wilhelmine ist ein recht gutes Mädchen, ist wahrhaft mein Herzenskind.

Fitz. Nun mit Erlaubniß, daß ich Ihnen meine Meynung aus Herzensgrund sagen darf. Ihr Hauswesen gefällt mir gar nicht, Herr Arend! da haben Sie so ein gutes braves Weib, und eine so edle gute Tochter, die Tag und Nacht arbeiten; und Sie geben ihnen nicht einmal ein gutes Wort, sind den ganzen Tag über in der Weinschenke, und vertändeln Ihr Geld — das ist nicht schön. Ich bin ein glatter Bürger, aber bleibe schön still bey meinem Weibe und Kindern zu Hause, und freue mich, wenn ich Ihnen mein Stückchen Brod theilen kann, das ich erwarb. — Und wissen Sie noch was? — die Bekanntschaft mit der Kellerinn, die gefällt mir gar nicht — Sie sollen sich schämen mit einer solchen Dirne Bekanntschaft zu haben — sind Mann, haben Weib und Kinder — pfuy — und eben das — wenn nur etwas hinter so einem Mädchen wäre — aber, aber Herr Arend — nicht einmal ein gescheides Wort hört man von ihr — ich weis alle ihre Sprichworte auswendig: Ach gehn Sie — Sie vexiren mich. — O Sie Bosheit! — Gehens nicht gleich. — Meynen Sie so! — Ja auf den Timerlstag. — Sind halt gar brav.

Um Himmels willen! mit einer solchen Kreatur können Sie sich so weit herabsetzen! — können Ihre häusliche Zufriedenheit und eheliches Glück aufopfern? Herr Arend, wo haben Sie hingedacht? — So eine Kreatur säckelte Sie aus, und Sie entziehen Ihrem Weib und Kind die Nahrung, um Ihr Geld so einer seellosen Statue anzuhängen, die von einem Stümper geschnitzt zu seyn scheint, und weder Seele noch Gefühl hat! — Hören Sie, wenn Sie Ihre Lebensart ändern, will ich alle Ihre Schulden abzahlen, und Ihnen eine Summe Geldes vorstrecken, die Sie mir nach Gelegenheit zurückbezahlen können. — Ich bin ein deutscher Mann, ein ehrlicher Bürger aus Baiern, der nach altem Schrott und Korn gebildet ist — Ha — schlagen Sie ein! — Arend stund beschämt da — fühlte die Ueberzeugung in seinem Herzen, umarmte den ehrlichen Schuhmacher — und bey diesem Auftritt kam Wilhelmine und sein Weib — und verherrlichten die Scene — Thränen der Dankbarkeit flossen, und Arend war wieder seiner Frau gegeben.

O der ehrliche brave Schuster!

Brief einer Gattinn an ihren leichtsinnigen Ehemann.

Mit einem Herzen voll von einer Liebe, wovon vielleicht Niemand, wie ich, einen Begriff hat, und mit einer Unruhe um dein Wohl, die dieser Zärtlichkeit gleich ist, wage ich es, über eine Sache an dich zu schreiben, von der ich mit dir zu reden nicht das Herz haben würde. Diese Sache,

mein theuerster Lindor! betrifft nichts geringers, wie mein, und dein, und unsers Kindes ganzes Wohl in Zeit und Ewigkeit vielleicht. Denn was wäre wohl, das in den engen, und doch so lieben Bezirk einer kleinen Familie einen wichtigern und ausgedehntern Einfluß als das Betragen und die Sitten desjenigen, der diese Familie regieren, die Aufführung der Hausmutter leiten, das Gesinde beherrschen, die Kinder bilden, und ihr aller Bestes besorgen soll? — Können, mein geliebter Lindor! diese Pflichten; kann ihre Ausübung und ihre Werthhaltung, mit einem zügellosen, leichtsinnigen, oder ausschweifenden Leben bestehen? Und kann derjenige, welcher schwach genug ist, sich nicht selbst beherrschen zu können — und nicht weise genug, sich den Gesetzen der Rechtschaffenheit, der Arbeitsamkeit und der Mäßigkeit zu unterwerfen, um sich selbst glücklich zu machen, kann der sein Weib, seine Hausgenossen, seine Kinder beherrschen, ihren Sitten die Gesetze der Tugend, und der strengen Pflicht vorschreiben, oder für ihre Glückseligkeit sorgen? Und doch Lindor ist es nicht ohne. Ein Mann, der den Muth hatte, diese heiligen Verbindungen anzutretten, der sichs wählte, Gatte und Vater zu werden, muß entweder ein so rechtschaffener Mann, der sein ganzes Daseyn nur anwenden, diejenigen alle wahrhaftig glücklich zu machen, die Gott seiner Aufsicht anvertraute — oder ein Bösewicht, ein Nichtswürdiger seyn.

Glaube mir, es giebt hier keine Mittelstrasse, und das hauptsächlich deßwegen, weil alles seinem

Bey=

Beyspiele folgt — von seinen Lastern angesteckt wird, oder mindestens unter seinen Unordnungen leidet und vergeht. Denn wird nicht zum Beyspiel das Weib desjenigen, der sich dem Trunk, dem Spiele, oder irgend einer andern unordentlichen Leidenschaft ergeben hat, in Gefahr seyn, wenn sie mit schwacher, weicher Seele, mit schwachen Verstandeskräften nur von Gott begabt, und ihre Tugend nicht über jede Versuchung erhaben ist, wird sie nicht in Gefahr seyn, durch das Gefühl d s ihr angethanen Unrechts, durch den Kummer über die ihr widerfahrende Nachläßigung, und über das über ihr ganzes Haus kommende Unglück, irgend auch einer ähnlichen strafbaren Leidenschaft, oder vielleicht einer noch schlimmern, noch schändlichern überliefert zu werden? Werden nicht dann die unglücklichen Kinder, die dann ohne Stütze, ohne Führer, die sie zum Guten leiten, und sie mit der so süßen, belohnenden Ausübung ihrer Pflichten bekannt machen könnten, elend und verlassen herumwandeln, ohne sich der väter- und mütterlichen Aufsicht auf die Gesundheit ihrer Seele, oder ihres Leibes getrösten zu können? Werden nicht diese armen Kinder dem schrecklichen Beyspiele ihrer Aeltern folgen, und eben so elend, eben so lasterhaft werden müssen? und wird dann nicht dereinst, wenn sie wegen ihrer elenden Lebensart die verdiente Verachtung der Welt, und dort den Zorn des Richters dieser Welt tragen, wird dann nicht ihre Beschämung, das Gefühl ihres Elendes, ihre Angst denjenigen fluchen, welchen Gott das heilige Vater-

und

und Mutterrecht über sie anvertrauete, und von ihren Händen ihr Wohl forderte? — Und wenn denn nun auch die Tugend der armen, leidenden Gattinn zu groß, zu bewährt ist, und himmlische Mächte ihre Seele rein erhalten, um von dieser doch so schweren Versuchung nicht überwunden zu werden, wird dann erst nicht alles mögliche Elend ihr um desto mehr folgen, und durch die Ausschweifungen ihres Mannes auf sie zustürzen, je weniger sie es verdient, und je lebhafter und inniger die Güte ihrer Seele, und die Feinheit ihrer Empfindundungen, ihre Liebe für ihren Mann, und das Gefühl ihres Unglücks seyn läßt?

Werden dann nicht alle Freuden auf ewig aus dem Herzen derjenigen weichen, der er doch vor dem Angesichte Gottes schwur, ihr, so viel an ihm läge, Glück und Freuden zu verschaffen? Oder was heißt anders in Lieb und Leid beysammenhalten, und sich treu bis in den Tod zu seyn? — Wird nicht der Kummer über den treulosen Gatten, über das Elend, das er sich selbst bereitet, ihre Glückseligkeit zerstören, ihre Gesundheit, wenn sie auch die festeste und blühendste wäre, zernichten, und sie einem frühzeitigen, schmerzhaften Tode überliefern? Und werden nicht dann erst die Kinder jedem Elende überliefert werden, das aus der Härte und und Vernachläßigung anderer entsteht, und dem mutterlose Waisen so sehr und schrecklich ausgesetzt zu seyn pflegen? Und bis dahin, bis diese entsetzliche Folge kömmt, wird nicht schon bis dahin aller möglicher Jammer jene unglückliche Familie treffen,

von der das Haupt, der Hausvater und Versorger nicht seinen Pflichten gehörig vorsteht, sondern die Anwendung seiner Zeit, seiner Kräfte, seines Vermögens und seines Lebens, den Ausschweifungen, der Unmäßigkeit, und dem Müßiggange aufopfert?

Werden nicht Unordnungen, Schande, Trotz, und Zügellosigkeit der Bedienten, Mangel, Beschimpfung, drückende Armuth, nebst so oft daraus entstehendem Verderben des Leibes und der Seele, jedes Glied derselben folgen, die Gattinn in Verzagtheit stürzen, und die Fähigkeit der Kinder vernachläßiget bleiben müssen? — Und wird von diesem allen nicht er der strafbare Urheber seyn, dem jede ihrer Verschuldung, und jeder ihrer Seufzer zu Schulden kömmt, und der bey bessern Sitten, und rechtschaffener Frömmigkeit, ihrer aller Glück, ihrer aller Ehre, und ihrer aller Tugenden hätten sichern können? Dieß Lindor, dieß heiß ich deine Vergehungen nur bloß von der Seite der kalten Pflicht vorgestellt.

Wenn ich aber nun noch jetzt mein Herz, jene innige, mächtige Zärtlichkeit, die unaufhörlich für dich in mir herrschet, wenn ich diese dürfte reden lassen, und dir jene Unruhe, jene zärtlichen und ängstlichen Besorgnisse um dein Wohl, die mich Tag und Nacht foltern, vor Augen legen, wenn ich dir zeigen dürfte, wie mich bald die grausamste Angst, dich auf ewig verloren zu haben, unserer künftigen Vereinigung vor dem Angesichte Gottes, worauf ich mich so sehr erfreue, durch deine strafbaren Vergehungen auf ewig unüberwindliche Hindernisse in dem Weg gelegt zu sehen — wie mich

bald

bald die herzfressende Furcht, dich mindestens durch einen frühen, durch deine Ausschweifungen über dich gebrachten Tod, hier zu verlieren — oder doch dich in Elend, Krankheit, Mangel und Schand gerathen zu sehen, ohne dich davor zu bewahren, oder dich daraus erretten zu können, wie mich alles dieß wechselweise nagt, und mir Freude, Thätigkeit und Gesundheit raubt, meinen Tagen am Morgen schon ihr Ziel setzt, und mich der Verzweiflung, einem Kummer ohne Gränzen und dem Tode überliefert; ach, würde dieß nicht deine Seele zum Mitleiden bewegen?

Und würde die ehemals für mich gefühlte Liebe, dir nicht den Entschluß abnöthigen, gegen dich selbst zu kämpfen, um dein Weib zu sichern, und deine Seele zu erretten, indem du nur meine Ruhe zu sichern dächtest?

Gespräch.

Timant. Aber Schwester! du sollst doch mehr Achtung für das Publikum haben. Die halbe Welt glaubt ja, daß Raymund dein Mann sey. Man sieht dich immer mit ihm. — Schwester! du bist doch dem gemeinen Ruf Ehrfurcht schuldig. —

Philinde. Raymund ist mein Freund. Ich bin ihm viele Verbindungen schuldig.

Timant. O ja! ist aber dein Mann minder dein Freund? Hast du weniger Verbindungen gegen ihn?

Philinde. Ich weis wohl, was ich ihm schuldig bin.

Timant. Das weißt du, Philinde? — O ich bedaure dich! du machst zween Menschen unglücklich. Zu Raymunds Glück fehlt nichts, als der Ehekontrakt, zum Glücke deines Gatten nichts, als dein Herz. — Aber das sind bey euch Kleinigkeiten.

Briefe an Amyntor.

Mein Freund!

Du, der Du einst meiner Seele so theuer warst — wie tief hat dich doch die Leidenschaft in den Abgrund hingerissen? Ich wäre dein Freund nicht — hätte nie deine Liebe verdienet, wenn ich in dem Zeitpunkte schweigen müßte, in dem Du deinem Verderben so nahe bist. —

Theurer meiner Seele! Hast Du die Stunden vergessen, die so sanft für uns einst im ländlichen Vergnügen vorüberflossen? Erinnerst du dich denn nicht mehr jener Seligkeiten der Tugend, die wir fühlten, als wir der Menschheit noch nützlich waren? — Du weißt es, ich bin kein finsterer Moralist, ich liebe die Natur und das Vergnügen, aber Du weißt es, daß ich auch den Menschen achte — und daß mir Beleidigungen der Menschheit an's Herz gehen. Du wirst meine Sprache verstehen, oder soll vielleicht dein Herz so sehr verdorben seyn, daß Du die Beschimpfung der Tugend

nicht

nicht einmal mehr für ein Laster ansehen solltest? — Ach! Wie würde ich Dich bedauren, Unglücklicher; Aber nein, soweit ist deine Seele nicht gesunken. — Sie schläft nur, gewiegt in den Armen der Wohllust — sie hat einen Freund nöthig, der sie aufweckt — und der will ich seyn. —

Du weißt, Amyntor, wer die Sitten einer Familie beleidigt, beleidigt den Staat: wer einem seiner Glieder den ansteckenden Gift des Lasters einflösset, der vergiftet den ganzen Körper — und Du bist unter der Zahl dieser Niedrigen, verderbter Mensch! Deine Leidenschaft reißt Dich hin, Unheil in der Menschheit anzustiften. — Du flössest deine bösen Sitten — einer Person ein, die Theilnehmerinn deiner Schandthaten ist. — Du schätzest Dich glücklich die Eroberung eines Weibes gemacht zu haben, die nie die Deine werden kann, die bereits andere Bande verknüpfen — und diesem räuberischen Eingriff in die Eigenthumsrechte deines Nächsten legst Du den Namen Deiner Liebe bey. — Wenn das Liebe ist, so sag mir: was Hassen heißt. Du raubst dem unglücklichen Gegenstande deiner aufbrausenden Leidenschaft die Achtung des Rechtschaffenen. Du treibst Schamröthe an ihre Stirne, wenn sie das Aug ihres Gattens ansieht — in dem ihr eine männliche Thräne Vorwürfe ihre Untreue macht, und dieser Unglücklichen, der Du die Seligkeit der Unschuld, die Ruhe des Gewissens, und die Freude der Eintracht raubtest, dieser — — getrauest Du dir vorzusagen, daß Du sie liebest. — Kein schädlicher Daemon hat nie

eine

eine größere Lüge gesagt. — Liebe — was Liebe? — Wohllust ist's, die Deinen Busen entehrt, — Du liebst Irenen nicht, Du liebst das Weib. — — Allein das Uebel, das Du bereits unter die unglückliche Familie gebracht hast, wird nicht da seine Gränze haben. Es wird weit um sich fressen, wie giftige Geschwüre, um Verderben über den ganzen Körper auszubreiten. Deine Geliebte wird ihr böses Beyspiel ihren Gespielinnen zum Muster dienen sehen. Deine durch Dich lasterhaft gemachte Freundinn (wenn ich den Namen der Freundschaft so entweihen darf) wird in Kurzem unter ihren Freundinnen wieder Nachfolgerinnen des Lasters haben, und der ganze Gesellschaftliche Körper wird durch eine beständig fortlaufende Ketten, deren unzählige Glieder sich mit dem Auge gar nicht übersehen lassen, in kurzer Zeit mit sträflichsten Gegenständen angesteckt und verderbt werden.

Denke Amyntor, wie viel wären vielleicht ohne deinem bösen Beyspiel tugendhaft geblieben. — Nach einigen Jahrhunderten werden vielleicht noch Menschen gebohren werden, die durch deine Verführung noch vergiftete Säfte in ihrem Körper tragen. Aber, Amyntor! Laß uns diejenigen Unglücksfälle, die Du als Dein Werk zu betrachten hast, nicht so weit in entfernter Zukunft aufsuchen. Ich folge Dir nur in jenes Haus, wo du Verderben und Unheil verursachst.

Denke, dieses Haus war einmal eine verehrungswürdige Freystatt der Ruhe und der Tugend. Du aber, Unglücklicher! hast diese heilige Stätte zer-

 stört,

stört, den Altar der Unschuld geschändet, und Weihrauch der Unzucht gestreuet. Hier — wohnte einst eine zärtliche Gemahlinn, angebethet von dem besten der Gatten, der sie auf das feurigste liebte. Hier war einst nur ein Herz und Sinn, gleiche Stärke der Liebe war in gleichgestimmten Herzen — und Freundschaft noch kostbarer als Liebe, adelte die seligen Empfindungen.

In diesen Ort der menschlichen Seligkeit, in diese Stätte des Glückes trat Amyntor, geführt durch den freundschaftlichen Arm seines Freundes, hinein. Ohne Argwohn stellt der Freund seiner Gemahlinn den Meuchelmörder vor.

O Amyntor! — Unter diesem heiligen Titel erlangst Du das Vertrauen einer Frau, deren Seele so rein war, daß sie gar kein Mistrauen kannte. Sie vertraute deiner verrätherischen Brust kleine Verdrüßlichkeiten an, welche das Wohl einer gutverstandenen Ehe nur mehr schärfen, und im menschlichen Leben gewöhnlich sind. — Du aber wußtest sie schändlich zu vergrößern, und enthültest die Fehler Deines Freundes auf die niederträchtigste Art. Entgegengesetzte Eigenschaften heucheltest Du, und machtest Dich liebenswürdig durch eine Larve, um diejenige, die Du hintergiengst, ins Verderben zu stürzen. Alle hinterlistige Gefälligkeiten, alle niedrige Schmeicheleyen werden von Dir ersinnet, um mit stärkern Waffen die bethörte Unschuld zu bekämpfen. Du gleichest einer grausamen Schlange, die ihre Beute leckt, ehe sie selbe verschlinget. Die Unschuldige — die keine Lüste kennt —

fühlet

fühlet die Wirkungen des Gifts, ergiebt sich, und Ruhe, und Glück sind auf ewig verloren.

Nun hast Du gesiegt, Amyntor! — freue Dich über deinen Sieg — und genieße die Früchten deiner Trophäen — Zwistigkeiten, Haß und Feindschaft herrschen schon in dem Orte, wo einst Unschuld und Liebe wohnten. Zank vergiftet die Lebenstage derjenigen, die sich einst so zärtlich liebten. Unschuldige Kinder sind das Opfer davon. — Gram zeichnet sich an der Stirne des Mannes, Verzweiflung auf den Wangen des Weibs. — Elend brütet über das Haus Tod und Verderben. — Freue Dich Amyntor! Du hast diese Unglückliche ins Elend gestürzt. —

Lache! — Es war ja nichts, als modische Schwachheit. — Dein Gift war ja mit Honig zubereitet, und der Stahl deines Dolches war ja vergoldet. — Meuchelmörder einer ganzen Familie! nenne mich nicht mehr deinen Freund. — Du entstaltest die Schöpfung; — geh — Niedriger! — geselle dich zu der Schlange, und die Schlange selbst wird Dich verabscheuen. Flieh! Du verdienst kein Lebewohl mehr.

An Eidalisen.

Du beklagst dich, theure Freundinn! daß dir dein Gatte seine Liebe entzog, und beschuldigst ihn einer Untreu. Ich vertheidige ihn nicht, liebe Eidalise! wenn ich dir sage, daß es in dem menschlichen Leben kein Glück giebt, das nicht mit Weh-

muth vermischt ist. Du kannst ruhig seyn, Cidalise! wenn es nicht durch deine Schuld geschah, und sey auch zufrieden, wenn ich dir sage, daß es in deiner Macht steht, deinen Gatten wieder zurück zu führen.

Ich vertheidige deinen Gatten nicht, Cidalise! ich wiederhole es dir, aber denke, daß oft schon durch eine feurige Gelegenheit hingerissen, durch flüchtige Bezauberung verführt, der ehrlichste Mann die Wege der Tugend verlassen hat. Eine gereizte Einbildungskraft überläßt sich leicht dem Reize der Wohllust, ohne daß oft das Herz der Gattinn entsaget. Wohllusttrunken liegt oft der Verirrte in den Armen einer Geliebten, und gestehet doch im Herzen die kostbare Empfindung der Freundschaft nur allein seiner Gemahlinn zu. Sey auf der Hut, Cidalise! überlasse dich nicht eifersüchtigen Empfindungen, bringe nicht bittere Klagen und Vorwürfe vor — bleib immer die Freundinn deines Mannes, und erwarte eine zärtliche Rückkehr. Du bist vielleicht für sein Herz noch lang nicht gleichgültig, mache dich nicht verhaßt, und verschließe dir selbst das Herz deines Mannes nicht, zu dem du tausend Zugänge noch hast. Der Zeitpunkt ist mißlich und entscheidend, eine kluge Frau weiß davon Gebrauch zu machen. Verberge deinen Kummer, verstelle deinen Verdruß, und rufe deinen flüchtigen Ehegatten bloß, durch eine liebenswürdige Sanfmuth zurücke. Glaube mir, die neuen Rechte, die du dir über seine Hochachtung erwerben wirst, werden die Bande, so ihn an dich ziehen,

mit neuen Knotten befestigen. Lebe wohl, und denke, daß ich deine wahre Freundinn bin.

Die treue Gattinn.

Verborgen unter der Bedeckung eines Gesträuches von Haselstauden, wo das in angenehmen Einöden sich verlierende Thal schlängelnd sich dem Auge entzog, da saß Alcindor tiefsinnig auf dem Stücke eines Felsens, das einst ein mächtiger Orkan von den fürchterlichen Klippen trennte, und in den Stunden der leidenden Natur in die erschrockene Ebne hinschleuderte. Seine schwarzglänzende Haarlocke erhöhte die rosichte Wangen. Rings umher war Schönheit der Natur; dankvoller Gesang der Hirten ertönte in den blühenden Haynen, munteres Brüllen der Kühe gab Harmonie seiner Flöte, und das Blöcken der weidenden Schafe wiederholte der Echo im Kleethale. Alcindors fühlendes Herz klagte seine Liebe dem Strome, der über den hohen Felsen herab fiel, die klagende Lüfte säuselten seine gebrochene Seufzer; tief im Herzen fühlte er die Flamme der Liebe.

Semine war die ländliche Schöne, für die sein Herz glühete, ganz war Alcindor für sie; denn Unschuld und Tugend wirkte mit simpathetischer Kraft auf die unschuldige Seelen. Semine! so rief Alcindor oft auf, die Schönheit deiner weiblichen Seele entheiligt kein niedriges Laster, deine lächelnde Lippen sind ohne Betrug, die Schönheit der Seele weiht dein unschuldiges Herz zum

Tempel der Tugend. — So sprach er, und ein wohlthätiger Schutzgeist führte seinen schüchternen Schritt in die Hütte Seminens. Da saß sie, das unschuldige Mädchen, beym lehrenden Vater, und sanfte Thränen netzten ihr Aug bey dem Gedanken der Gottheit.

Alcindor der liebenswürdige Jüngling ist da in süßer Betäubung — sein anbethender Blick enthüllt die treueste Liebe; Semine sieht ihn an, und eine glühende Wange ist die Verrätherinn ihres Gefühles. Zu Boden geschlagene Augen verriethen Alcindors Sieg. Die Schwermuth der Seele, die sich so gern zu Liebenden gesellt, bekämpft ihren Busen, und schon ist der Gedanke im Herzen für Alcindor zu seyn. — Die Liebe erklärt sich: Seminens Aeltern sind voll Entzückung, und nun stehen die Verliebten beym Altare, und schon gießet ein heiliger Hymen Segen und Wonne über ihre Tage.

Semine ist Alcindors Weib, keine bessere Gattinn hat der Himmel nie gewählt, den guten Jüngling zu lohnen. Die Stunden der Ehe sind schnelle Minuten. Die Eifersuchtsfackel entflammte nie ihr Herz; Seminens Liebe vergrößert Alcindors Glück; — Seminens Glück Alcindors Liebe. Ihre Tage floßen dahin, wie schlängelnde Bäche durch blumichte Auen. — O wie liebte Semine den Mann, — wie Alcindor die Gattinn. Jahre wurden bald zu flüchtigen Tagen, und Stunden eilten dahin wie Minuten.

Zufriedenes Lächeln lockte Seminens Blick auf die Stirne des Gatten. Alcindor bethete sie an,

mit

mit jeglichem Tage schwärzte sich mehr ihr funkelndes Aug, und neue Reize bekam ihre Tugend.

Endlich kam die Stunde heran: ein glücklicher Säugling vermehrte der Liebenden Wonne. Ein munterer Knabe hieng an Semineus Brust, und trank Tugend und Muth an der säugenden Mutter.

Aber Geschäft und Beruf entfernten den liebenden Gatten von diesem herrlichen Auftritt. — Alcindor mußte Seminen verlassen. — Traurig hob sich Seminens Brust, ihr klopfender Busen verrieth ihr ängstliches Herz — Thränen der Liebe rollten vom schmachtenden Auge auf die liebkosende Wangen. — Seminens Busen schwoll von Sehnsucht und Liebe, ihre Brust athmete stärker, begieriger als des Wanderers Blick auf die Dämmerung sieht, und die Morgensonne erwartet, so sah Seminens Aug — Alcindorn ins Auge.

Nun war Alcindor fort, und Tage verflossen, ehe sie ihn wieder sah. — Sein Kuß, seine Stimme, — o rief Semine auf: o wo ist sie, damit ich sie, die liebliche, wieder höre, die so sanft meine Seele durchzitterte. — O Alcindor! soll mein Herz nicht wieder an deinem Busen überfließen, — soll deine Hand nicht wieder die Thränen von meinem Auge wischen, wie sie es neulich that. — Wo bist du, o Alcindor! — daß ich meinen Arm doch um deine Mitte lege, und mit tausend Küssen auf deinen Lippen verweile; — o Geliebter! meine Seele schließet sich auf, verschlingt den Gedanken von dir, meine Arme öffnen sich, deinen Schatten zu umfassen, der vor mir schwebt. — So rief

 sie

sie das göttliche Weib. — Aber vergebens waren ihre Klagen, Alcindor kam nicht zurück. — Vergebens seufzte Semine, vergebens erwartete sie mit stiller Sehnsucht den Gatten. — Die Stunde war vorüber, in der ihr trunkener Blick in wohllustvoller Stille ganz überfloß, mit Wehmuth erinnerte sie sich noch des letzten Abschiedskusses, — wie sie an ihres Gatten Brust lag, und heilige Seligkeiten der Liebe fühlte.

Traurig saß Semine in der Laube; — Thränen stunden in ihren Augen, und ihre Stimme erscholl, wie die Stimme der leidenden Nachtigall. O Gatte! so rief sie, wann kömmst du wieder zurück! — Denn sang sie mit zärtlicher Kehle ein Lied, wie die sterbende Grasmücke, die ihren Gatten verlohr. —

Am stillen Hügel, den der Schatten
Des Baumes deckt, wo unverrathen
Mein Herz geheime Wehmuth nährt;
Wo sich des Mondes blasse Stralen
Am Teiche einsam schüchtern malen,
Und nichts die treuen Seufzer wehrt.

Hier, wo verschwiegne Dunkelheiten
Den Trauerflor um mich verbreiten;
Hier sinken; von dem harten Loos
Des Schicksals müde, meine Lieder
Auf schwarz bethautem Moose nieder,
Hin in der stillen Schwermuth Schoos.

Dir Nacht vertrau ich meinen Kummer,
Der meinen Geist in düstern Schlummer

Der Wehmuth senkt, verhüll' mein Leid!
Laß mich in deiner Tiefe weinen,
Und meinen Schmerz mit dir vereinen;
Sey Zeuge meiner Zärtlichkeit.

Ach theurer Gatte komm' zurücke!
Nur du bist für Seminen Glücke!
Entfernt von dir sinkt sie dahin,
Und wird, von Unmuth und von Kummer
Gewiegt im halben Todesschlummer,
Wie eine Rose bald verblüh'n.

Allein, auch vergebens war ihr Gesang: das unerbittliche Schicksal hat Kummer und Elend für Seminen ins Buch der Sterblichen geschrieben. Bald erhielt das zärtliche Weib die schröcklichste Nachricht, daß Alcindor ein Gefangener ist. — Alcindors gütiges Herz rettete einen verlassenen Elenden auf seiner Reise, nahm sich des Unglücklichen an, und pflegte seiner mühseligen Tage. — Allein mit Undankbarkeit lohnte ihn der giftige Wurm, den er in seinem Busen erwärmte: unter dem Scheine der zärtlichsten Freundschaft wurde Alcindor als Sklave verkauft.

Wer schildert die traurige Scene? wer ist im Stande Seminens leidenden Schmerzen auszudrücken, und das Gefühl ihrer Seele? — Sie schloß den Säugling in ihren Arm, und tränkte ihn mit Thränen der Liebe, alles, was Zärtlichkeit fühlt, was je die Liebe empfunden, empfindet auch Seminens Herz in den Stunden des Unglücks. —

Aber bald entwickelten sich die noch schrecklichern Folgen des Elendes. — Semine war ohne Nahrung. — Hunger und äußerstes Elend schlich sich in die Hütte der würdigsten der Sterblichen, und entzog ihnen das, was die Natur doch den Thieren vergönnt — Kleider und Nahrung.

Armin, ein wohllüstiger Reicher, hatte Nachricht von Seminens Elend; allein selten war sein Herz durch Empfindung gerührt, nur Wohllust trieb ihn an, oft Thaten zu thun unter der Maske der Tugend. Auch er kam in Seminens Haus, und versprach der Unglücklichen Unterstützung. — Aber sein schändliches, eigennütziges Herz foderte Schandthaten für seine Belohnung. Tief im Herzen fühlte Semine das erstemal ihr gränzenloses Elend. —

Mit würdigem Anstande, mit der Mine der Unschuld machte sie dem Grausamen Vorwürfe. — Allein ihre heiße Thräne floß kalt auf das scitische Herz des geadelten Satirs: — er forderte sein Geld zurück, daß er ihr unter dem Schein der Unterstützung bisher vorstreckte, drohte ihr mit Kerker und Strafe, und wollte ihr den Säugling entreißen, das einzige Pfand ihrer Liebe. —

Als Semine sah, daß alle Vorstellung vergebens war, nahm sie ihr Kind, drückte es an ihren fühlenden Busen, o säuge, sprach sie, säuge noch unglückliches Kind! es ist das letztemal, daß dich die Muttermilch eines ehrlichen Weibes nährt, — der die Armuth und Nothwendigkeit die Tugend entreißt. Morgen — Ach! — wie elend ist deine Mutter doch nicht? Morgen — trinkst du die

Milch

Milch einer Geschändeten. — Bey diesen letzten Worten sank Semine ohnmächtig hin, — und Armins Herz fühlte das erstemal die Macht der Tugend. — Er schonte die Heiligkeit der Armuth — und verehrte die Unentweihlichkeit des Elendes. — Seine Sorge ganz die, Seminen zu trösten. Er erkundigte sich um ihren gefangenen Gemahl, — kaufte ihn von den Seeräubern los, und ersetzte durch menschliche Handlungen das Unrecht, welches sein Herz gegen das Elend unternahm.

Alcindor kam zurück, und wonnevolle Tage genoß er noch lang in Seminens Armen.

* *
*

Lieblich ist die Morgenröthe, aber rührender die Natur der weiblichen Unschuld. Welche verborgene Schönheit dringt durch deine Reize, Semine! die Sanftmuth regt deine Lippen, dein Geist sieht hervor, dein Auge denkt. — Ach! Semine welche nie gefühlte Befriedigung genoß Alcindor in der Liebe! die Tugend deines Herzens ist kostbarer, als die Schätze von Peru, der Beyfall deiner Seele schmackhafter, als der Zuruf des Volkes: reizender das Roth deiner Lippen, als der Purpur der Königinnen.

Ueber das Glück der ehelichen Liebe.

Was wäre unser Leben ohne Liebe,
Die der Schöpfer selbst in unsre Herzen goß?
Ohne sie wär unser Glück nicht groß,

Wenn

Wenn nicht ihre schönen Triebe
In uns pochten, nicht uns leiteten,
Freud und Seligkeit um uns verbreiteten.

Ja, das sah der Schöpfer unsers Lebens,
Unser Glück wog er, wie unser Ungemach.
Eins folgt stets dem andern nach.
Sollten wir in ewig trüben Tagen
Uns mit Sorgen oft vergebens
Und mit innerm Kummer plagen?

Nein, nicht immer sollen unsre Tage trübe
Nein, nicht immer traurig seyn.
Zur Verminderung der tausendfachen Pein
Flößt er uns ins Herz den schönsten Trieb, die
Liebe.

Nun verleben Menschen ihre Stunden
Ruhig, ohne Bitterkeit,
Und wenn sie des Tages Last empfunden,
Schmecken sie der Liebe Seligkeit.

Sieh, der Landmann kehrt von Arbeit müde
In das strohbedeckte Haus zurück,
Suchet seine Gattinn — dann winkt ihm in
ihrem Blick
Und im frohen Kreis der Kinder süßer Friede.
Stärker geht er dann am frühen Morgen wieder
Hintern Pflug hinaus in's freye Feld,
Zieht der Furchen viele, singet Lieder,
Achtet nicht den Schweiß, der von der Stirne fällt;
Er verachtet alle die Beschwerden

Und

Und den Kummer, der ihn manchmal drückt,
Wann er hin auf seine braune Gattinn blickt,
Lachet ihm der Himmel schon auf Erden.

Wenn ein Freund die tausendfachen Sorgen
Dieses Lebens von uns nimmt, auf seine Schultern legt,
Leid und Sorge liebreich für uns trägt;
Wenn die Freundinn schon am frühen Morgen
Für die Freuden ihres Freundes wacht,
Zärtlich ihn umarmt, und ihm verborgen
Eine Freude nach der andern macht;
Wenn sie beyde nur mit frohen Trieben
Durch die blumenvollen Felder geh'n,
Seligkeit empfinden, und die lieben
Muntern Kinder hüpfend vor sich seh'n:

O da freu'n sie sich, und blicken
Mit der Thrän' im Auge himmelauf
Jeder Blick ist Dank, sie drücken
Sich die Hand, und segnen ihren Lebenslauf.

Zu Seite 337

Frehling sc.

Zehntes Geboth.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut.

Matthies und Stephen.

Die Sonne war schon allgemach das tiefe Thal hinab geschlichen, und die stille Nacht hatte ihren düsternen Schleyer über unsere Erde hergezogen, als Matthies, ein Bauer im Dorfe W** sein Haus, voll Neid und Habsucht verließ, um in den nahegelegenen Marktflecken B**, wo er einen seiner beßten Freunde hatte, zu gehen. Unterwegs schmiedete er verschiedene böse Anschläge, um den guten Stephen, (so hieß sein Freund) durch erdichtete Ursachen zum Mitgesellen bey Ausführung seines schlimmen Vorhabens anzuwerben.

In einer halben Stunde war er vor Stephens Thüre, welcher eben beym Abendbrod saß, und in

in Erzählung heiliger Geschichten begriffen war, denen seine Gattinn mit dreyen Kindern aufmerksam zuhörte. Matthies pochte an. Ungewohnt noch von Jemand bey später Nacht beunruhigt zu werden, rief

Stephen. Wer ist draußen? — Was will man? —

Matthies. Ich bins, mach nur auf! — Du hast nichts zu befürchten: Matthies ist's, der dich heute noch besuchen will.

Steph. (Schließt auf) So! bist's du? aber warum heute so spät übers Land zu mir herein? —

Matth. Ha! es kam mir so gähling in den Kopf: — Ich dachte, ich würde keinen Freund finden, dem ich mein schweres Herz besser entdecken dürfte, und der an meinem Unglücke mehr Antheil nähme, als du. —

Steph. Was! Unglück? — Ist dir etwas Schlimmes widerfahren? —

Matth. Ach! höre nur: gestern Nachts sind meine zwey Pferde aus dem Stalle entführt worden, und ich habe den Dieb noch nicht erfragen können. So eine Muthmaßung habe ich wohl, — und — —

Steph. Armer Matthies! dein Unglück dauert mich von Herzen; — ich will mir gewiß alle Mühe geben, um den Dieb oder deine Pferde ausfindig zu machen; aber was sagtest du von Muthmassungen? — Wer glaubst du, soll deine Pferde entwendet haben? —

Matth. Stephen, dir allein will ich meine Gedanken vertrauen. — Du kennst meinen Nachbar Michel, — der, denke ich, hat meine Pferde gestohlen. —

Steph. Pfuy! — schlag doch diese Gedanken aus dem Sinne; Michel ist als ein recht fleißiger und ehrlicher Mann bekannt. —

Matth. I! laß mich doch ausreden; Michel ist der Dieb! Ja Michel ists. — Bey Gerichte werde ich ihn zwar nicht verklagen, aber rächen will ich mich an ihm! — wie er mirs gemacht, so will ich's auch ihm machen, und du, lieber Stephen, kannst mich dabey unterstützen; komm mit mir, ich will dir auf die schlaueste Art Michels Stall öffnen: alsdann führst du ihm seine zwey hübsche Braunen, womit er sich allzeit, wenn er sie zur Tränke führte, stolz brüstete, davon; in sechs Stunden bist du damit über die Gränze; dort verkaufst du sie um theures Geld, denn man braucht jetzt Pferde zum Krieg. — — Du sollst von dem erlößten Geld auch einen großen Theil bekommen; und Michel wird durch den Verlurst seiner Braunen in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Acker, den er mir voriges Jahr vor der Nase weg kaufte, wieder zu verkaufen; ich habe ihm hundert Thaler darauf geborgt, und auf diese Art kann ich den Acker an mich ziehen, er liegt neben meinen Feldern; trägt aber besseres Getraid als diese. — Komm doch! — hilf mir, lieber Stephen.

Steph. O du schwarze Seele! was hegst du für verdammliche Grundsätze! — mußt denn auch

du

zu sündigen, wenn Andere gesündiget haben. — — Du nennst mich deinen Freund, und willst mich zum Mitschuldigen deiner Verbrechen machen. Nein! Ich werde mich zu so einer That nie verleiten lassen. Aber nun geht mir ein Licht auf; nicht wahr, deine Pferde sind dir nicht gestohlen worden.

Matth. (Betroffen) Und wenn sie auch nicht gestohlen sind, so — —

Steph. So ist doch deine Seele von Neid und Habsucht ganz eingenommen. — Setz dich Matthies, du bleibst heute Nacht bey mir. Käthe, bring noch eine Kanne Bier, und bereite für Matthiesen ein Bett, er bleibt bey uns. — — Matthies höre, du hast noch sehr schlechte Begriffe von dem zehnten Gebothe Gottes, welches heißt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut, Knecht, Magd, Ochs, Esel, noch Alles, was sein ist. Sieh, wider dieses Geboth versündigest du dich geradenwegs. Du hast einen alten Groll auf Micheln, weil er den Acker besitzt, den du gern hättest; und deßwegen willst du diesen durch schändliche Thaten an dich zu reißen suchen. — Wie gefiel es dir, wenn man dich um deine Güter beneidete? Dir dieselbe durch Processe, falsch bewiesene Käufe, oder mit diebischer Habsucht entriße? — —

Matth. Aber Michels Stolz ist unerträglich.

Steph. Etwa weil er nicht so oft, wie du, die Schenke besucht und halbe Täge darinn sitzen bleibt? — Michel bleibt zu Hause, besorgt seine Hauswirthschaft, ist in Anbauung seiner Felder und anderer Bauersarbeit emsig; aber eben dieß ist die

Ursache, warum seine Aecker, um welche du ihn beneidest, mehr und schöner Getraide tragen, als die deine. — Hingegen du: du lassest dein Hauswesen, und Felder fremden Leuten über; deine Aecker werden von den Knechten, weil du nicht nachgehest, faul gepflügt und schlecht gedüngt, — mithin kannst du auch nie eine so gesegnete Aernte erwarten, als wie Michel.

Matth. Alles recht; — aber Michel sucht doch alles im ganzen Dorfe vorzüglich schöner zu haben als andere Bauern: er kauft sich die schönsten Pferde, die besten Aecker und Wiesen, kurz er hat alles schöner, als wir. —

Steph. Warum kann ich dir diesen bösen Neid nicht aus dem Herzen reißen! — — Du wolltest also nur Micheln seine Pferde entwenden, weil sie schöner sind als deine. — Wer weiß, wie sehr deine Knechte die Pferde abmartern, und dann noch unfleißig fütern; hier darfst du wiederum dir die Schuld beymessen, weil du nicht nachsiehest. — Kurz, was Michel Schönes an Vieh und Gärten hat, sind Früchte seines Fleißes, Michel hat viele Kinder, für diese sorgt er, daß sie nach seinem Tode auch zu leben haben. Was würdest du besitzen, wenn dein Vater nicht gut gewirthschaftet, und dir nicht deinen schönen Hof hinterlassen hätte. — Weißt du was, lieber Matthies! wenn du noch ferner meine Freundschaft haben willst, so folge meinem Rathe: Laß dich von Neid und Habsucht nicht weiter hinreißen, stehe von deinem bösen Vorhaben ab; und mache dir's zum unerschütterlichen

terlichen Grundsatze: nie deines Nächsten Gut zu begehren, sey mit dem zufrieden, was dir der liebe Gott bescherte, und laß fremdes Gut unbetastet. — Jetzt habe ich genug gesagt; — überdenk diese meine Worte, — bessere dich, — und kann ich dir ferner mit einem guten Rathe, oder anderer Hilfe an die Hand gehen, so komm, du weißt, mein Haus stehet dir immer offen. — Nun gehen wir zu Bette. —

Auf dieses ernsthafte Zureden ward Matthies ganz niedergeschlagen, er gieng beschämt, ohne etwas einzuwenden, zu Bette. — Da er wenig schlafen konnte, machte er sich sehr frühe auf, und schlich stille aus Stephens Haus in sein Dorf zurück, — Matthies besserte sich ernstlich, er besuchte die Schenke selten, besorgte seine Hauswirthschaft selbst, und fand Stephens Worte wahr; — er hatte auch nie mehr Ursache seines Nächsten Gut zu begehren, oder denselben darum zu beneiden.

Die Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst, und fühlest die Beschwerden
Des Stand's, in dem du dürftig lebst;
Du strebest glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück.
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wirs zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand.

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte,
Und nütze deine Lebenszeit.

Bey Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben
Ein ewig Glück in Hoffnung seh'n,
Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich geh'n!

Treue und Glauben sind die Stützen dieses Gebothes.

Neid ist denselben entgegen.

Schilderung der Abscheulichkeit des Neides.

Unter allen denen, welche sich verderbten Leidenschaften überlassen, ist unstreitig keiner verächtlicher und zugleich elender, als derjenige, der vom Neide beherrschet wird. Alle andere Laster beschäftigen sich mit Gegenständen, die in einem gewissen Grade gut sind, oder in einem gewissen Grade gefürchtet, gehaßt, und verabscheuet zu werden verdienen. Das Unregelmäßige und Strafbare der darauf gerichteten Begierden besteht darinnen: Dem Guten, das sie wünschen, eignen sie einen allzugroßen Werth zu, und weil sie es vergrößern, so verfolgen sie es mit einer Hitze, welche sie verleitet, edlere und höhere Endzwecke zu vernachlässigen; die Vorstellungen von dem Bösen, das sie fliehen, sind nicht weniger übertrieben, und indem sie sich dem Gefühle derselben zu entziehen suchen, wählen sie oft Uebel einer schädlichern Art, weil sie sich ihnen unter dem verführerischen Scheine des Guten anbiethen. Das Vergnügen der Sinne, dem der Wohllüstige Pflicht und Gewissen aufopfert, besteht in wirklich angenehmen Empfindungen.

Ehre, Beyfall und Lob dürfen selbst einem rechtschaffenen Manne nicht gleichgültig, noch viel weniger verächtlich seyn. Der Ehrgeizige betrügt sich nur darinnen, daß er sie zu seinem letzten

Endzwecke macht, oder sie durch Handlungen zu erhalten hofft, die ihn eines bessern Beyfalls unwürdig machen, und daß nur allzuoft das zweydeutige oder eitle Lob der Menge ist. Selbst die Rachbegierde, die mit der Misgunst am nächsten verwandt ist, unterscheidet sich, wie unmoralisch sie auch seyn mag, dadurch von dem Neide, daß sie eine wahre und eingebildete Beleidigung voraussetzt, und unter dem Vorwande, daß diese gestraft werden müsse, wüthet. Allein, was ist sowohl in den Wünschen, Hoffnungen und Vergnügungen, als in der Furcht, in dem Hasse und Abscheue des Neides, das gut und edel zu seyn schiene? Der Wohllüstige hasset Beschwerlichkeit und Schmerz; der Eitle Verachtung und Schande; der Rachgierige fürchtet neue Beleidigungen; der Neidische quält sich über das, worüber er sich freuen sollte, und vergnügen kann ihn nichts, als der Anblick von Unvollkommenheiten und Elend.

Welch ein schändliches Laster der Neid sey, erhellet auch daraus, daß andere ausschweifende Leidenschaften mit einigen äußerlichen Vollkommenheiten, die zwar im Grunde nicht moralisch sind, aber doch moralisch zu seyn scheinen, bestehen, und so gar zum Bestreben nach denselben antreiben können, da der Neid hingegen das Verlangen, doch auf eine gewisse Art, gut zu seyn, oder gut zu scheinen, völlig erstickt, indem er eine Verzweiflung oder völlige Muthlosigkeit, andere zu übertreffen voraussetzt. Der Sinnliche, der Ehrgeizige, selbst der Gewinnsüchtige und der Rachgierige können

bürger-

bürgerliche Tugenden besitzen, die keinen geringen Einfluß in die allgemeine Glückseligkeit des gegenwärtigen Lebens haben, wenn sie gleich nichts zu ihrer eignen wahren Wohlfarth beytragen. Der Wohllüstige kann gefällig, dienstfertig und angenehm im Umgange seyn; der Ehrgeizige große schimmernde Thaten unternehmen; es giebt Gewinnsüchtige, die nicht betrügen, um nicht wieder betrogen zu werden, und der Rachgierige ist nicht eher ein Feind seiner Nebenmenschen, bis er von ihnen beleidiget zu seyn glaubt. Was kann aber der Neidische für gute Eigenschaften besitzen, da er ein Feind aller Menschen ist, sie mögen glücklich oder unglücklich seyn; sie mögen Verdienste haben, oder Misfallen und Tadel verdienen, und also keinen Antrieb hat, sich jemanden zu verbinden?

Der Neidische löst alle Bande auf, welche die Menschen zu gemeinschaftlichen Absichten verbinden können. Das Vergnügen andern zu dienen, die Freude über ihre Freude, Mitleid, Dankbarkeit, Großmuth, alles das sind Empfindungen, zu denen er unfähig ist. Könnte er zum Gefühle derselben gebracht werden, so würde er aufhören, das zu seyn, was er ist, der Hassenswürdigste unter den Menschen, wenn ein Mensch gehaßt werden dürfte.

Wie verächtlich ist er nicht, wenn er sich freut! Denn worüber freut er sich? Daß er in diesem oder jenem bewunderten Charakter Flecken entdecket, die Niemand gesehen hat; oder daß es ihm gelingt, ihm Fehler anzudichten, von denen er frey ist; daß einem würdigen Manne seine weisen

und vortrefflichen Absichten nicht glücken wollen; daß ein Verdienst, welches aus seiner Dunkelheit hervorzukommen strebte, unbekannt, unbelohnt, und unbewundert bleibt, oder daß eine Tugend, die ihn quälte, weil sie Verehrer fand, durch Verläumdungen ihren äußerlichen Glanz verliert, und anfängt verachtet zu werden. Das sind die Ursachen seiner Freude. Zu welch einer Tiefe der Abscheulichkeit muß ein Mensch nicht heruntergesunken seyn, der eines solchen Vergnügens fähig ist, und nur alsdann fröhlich wird, wenn ein andrer beklagt, oder getadelt zu werden verdient! Gleichwohl ist der Neidische unter den Unglücklichen der Elendeste, denn wer kann unglücklicher seyn, als der ist, welcher nicht beklagt wird, und auch keines Bedauerns werth ist? Es scheint zwar, daß ein Mensch, welcher sein Vergnügen in den Unvollkommenheiten oder widrigen Schicksalen anderer Menschen findet, niemals misvergnügt seyn könne, wie erniedrigend für ein vernünftiges Wesen, wie abscheulich auch seine Freude seyn mag. Allein, es ist für ihn schon Quaal genug, daß sich jedermann bestrebt glücklich zu werden; daß ihn jede Art des Vorzugs aufbringen kann; daß ihn endlich alle Menschen, wo nicht wirklich gut zu seyn, doch auf irgend eine Weise vortreflich und ruhmwürdig zu scheinen suchen.

Wahre

Wahre Gutherzigkeit ist dem Neide entgegen.

Mein thätiges Verlangen, den Wohlstand meiner Nebengeschöpfe zu vergrößern, ist Gutherzigkeit. Dadurch unterscheidet sie sich von einem jeden unwirksamen Wohlwollen, von einer jeden aufwallenden, weichherzigen Regung, und von dem Affekte des Mitleidens, der sich auf Unglückliche allein nur beziehen kann. Das gute Herz äußert sich gegen Feinde, gegen Glückliche und Unglückliche, gegen Hohe und Niedrige. Aus einem Grunde speis' ich den Hungrigen, kleide den Nackenden, warte den Verwundeten, der unter die Mörder gefallen war, rette den angefochtenen guten Namen meines Beleidigers, erhöhe die Freuden des Glücklichen, erleichtere dem Sklaven die Kette, und dem kranken Bekümmerten seine Schmerzen; aus einem Grunde erbarm' ich mich einer jeden leidenden Kreatur, und des Bösewichts selbst, der nun doch einmal unglücklich, und mein Bruder ist. Jede menschliche Brust enthält den Keim dieses wohlthätigen Hanges. Er ist, wenn ich mich dieser Sprache bedienen darf, der edle Ueberrest des göttlichen Ebenbildes in uns, der nicht verloren gegangen ist. Wir würden ihn sogar nicht, durch eine fortgesetzte Reihe menschenfeindlicher Handlungen, auf immer ersticken können: warum wollen wir nicht lieber die angelegentlichste Sorgfalt auf seine Wartung verwenden, die uns eine untrügliche, reiche Aernte der süßesten Früch-

ten verspricht? Nicht zu gedenken, daß die höchste belohnende Gerechtigkeit, unser kleinstes Wohlwollen, das unvollkommenere fruchtlose selbst, wenn kein besseres möglich war, wo nicht in dieser, doch gewiß in einer künftigen Welt, verhältnißmäßig belohnen wird; so wird doch auch hier schon eine jede Handlung dieser Art, von einer angenehmen innern Empfindung begleitet. Das Bewußtseyn einer edlen That ist auch lange nachher noch eine Quelle des Vergnügens, und die Ausbrüche der Dankbarkeit, die wir an manchen durch unsere Güte gerührten Gemüthern bemerken, müssen nothwendig auch das Ihrige zu unserer Zufriedenheit beytragen. Nur lege man diesen angenehmen Gefühlen, nicht ohne genaue Prüfung, einen allzu hohen Werth bey; nur glaube man nicht, daß sie die nothwendige Beylage einer jeden gutherzigen That sind; nur läugne man dem nicht das gute Herz ab, der sich bey den Aeußerungen desselben nur selten eines lebhaften Vergnügens bewußt geworden ist! Das beßte Temperament ist weder Tugend, noch Laster; ob es gleich zu einer und der andern Tugend, zu einem und dem andern Laster geneigter machen kann. Sollt' ich darum beßer seyn, als ein anderer, weil ich von Natur leichter mit andern sympathisire; weil ich meines eignen Vergnügens wegen, nicht umhin kann, mich mit dem Glücklichen zu freuen; weil mir die Leiden des Unglücklichen beschwerlich sind, und ich es um mein selbst willen nicht lassen kann, diese Beschwerde von mir zu entfernen? So wäre der feinere

nere Epikureismus die beßte Philosophie, und der vernünftigste Wohllüstling nur der einzige Weise! Wehe dann dem unabläßigen, strengen Bearbeiter seiner selbst, der mit einer minder empfindlichen Seele gebohren, erst eine Menge Hindernisse in sich selbst überwinden muß, eh' er sich bestimmen kann, sein Herz seinem dürftigen Bruder zu öffnen; dem jede größere gesellschaftliche Tugend erst einen beschwerlichen Kampf kostet! Aber Gott und die sehende Vernunft würdigen die Tugend nach einer vollkommnern Regel. Der wahre Gutherzige ist es nicht in diesem und jenem Falle; sondern unter allen Umständen: nicht aus einem unbeständigen sinnlichen Triebe; sondern aus deutlicher Ueberzeugung seiner Vernunft: nicht aus Affekt; sondern oft seiner herrschenden Leidenschaft entgegen: nicht mit Widerspruch irgend einer andern Tugend; sondern in der genauesten Harmonie mit allen.

Der wahre Gutherzige, der es mit Weisheit, und in der erforderlichen Unterordnung seiner andern Obliegenheit ist, vergißt sich also selbst nicht. Er ist sich seine eigene Erhaltung für heute und morgen schuldig. Mein Leben ist unter allen meinen Glücksgütern das größte. Es ist die Bedingung, vermöge welcher ich die andern allein nur besitzen kann. Wer kann es mir verdenken, wenn ich anstehe, es ohne vorhergegangene große Ueberlegung, zum Beßten eines andern in Gefahr zu setzen? die Gutherzigkeit kann es nicht wollen; oder Gutherzigkeit und Unbesonnenheit müssen Eins seyn. Nur in wenigen Fällen bin ich ihm mein Leben

schuldig;

schuldig; diese wenigen Fälle aber erfordern den Zusammenfluß weit höherer Tugenden, als die Gutherzigkeit selbst ist. Viel öfter wird diese mich verbinden können, meine Gesundheit einiger Gefahr zu unterwerfen, einen Theil meines Lebens zum Wohl des andern zu verbrauchen, einige meiner Bedürfnisse für ihn hinzugeben. Daran ist kein Zweifel. Aber nichts Wichtiges muß ohne Ueberlegung geschehen; keine große Verläugnung, ohne genaue Abwägung des aufzuopfernden Guts. Auch dem Christen steht es wohl an, das Seine zu Rathe zu halten. Es wäre lächerliche Verschwendung, es würde Thorheit seyn, wenn man sich seines Vermögens berauben wollte, um hier und da vielleicht einen nichtswürdigen Müßiggänger zu ernähren, dem es so freylich besser gefällt, als wenn er sein tägliches Brod mit Arbeit erwerben sollte.

Der wahre Gutherzige kann nur den Wohlstand des andern zum Zwecke haben. Sollte er also mit Wahrscheinlichkeit wissen können: seine Wohlthaten würden den Zustand des andern verschlimmern; so ist es ihm einleuchtend, daß er hierinn seinem guten Willen Schranken setzen muß, wenn er nicht auf das mindeste selbst Gefahr laufen will, in eine sich und andern verderbliche Thorheit zu verfallen. Die Ausflucht, ich thue Gutes: was geht es mich an, wie es angewandt wird? Meine Absicht ist doch, dem andern zu helfen. Ist es meine Schuld, wenn ich sie nicht erreiche? Ich gab doch einem, der meiner Unterstützung bedurfte; war er es übrigens würdig oder unwürdig, daß

ich ihm gab: das wußt' ich nicht, und durft' es nicht wissen, — kann nur da gelten, wo es entweder nur auf eine Kleinigkeit ankömmt, oder dringende Umstände, wenn anders überhaupt Hülfe geleistet werden soll; eine schleunige Hülfe erfordern.

Endlich ist der wahre Gutherzige nothwendig auch gerecht. Seine Wohlthaten können keinen Dritten beleidigen. In der That, es muß so seyn, meine Leser! wenn anders die sehende Vernunft eine sicherere Führerinn, als die blinde Leidenschaft ist. Wie nennen sie den sanguinischen Richter, der jetzt noch auf der Seite des Rechts steht; bald aber durch das Geschrey des Schuldigen, durch seine falschen Thränen erweicht, der Unschuld Sache verräth, den listigen Bösewicht losspricht, und den armen Unterdrückten verdammt, dessen jammernde Stimme nicht bis zu seinen Ohren erschallte? — Ungerecht! —

Mein Neid.

Mein Neid ist Tugend, keine Sünde,
Wer zweifelt, prüfe meine Gründe;
Ich sag es frey mit dreistem Muth':
Oft wünsch' ich mir des Nächsten Gut.
Ich lache zwar der Schwärmereyen,
Woran sich reiche Thoren freuen:
Nur das, was sie kaum selten freut,
Erreget meinen frommen Neid.

Hätt

Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht kühlen,
Und, statt des Schwärmers Lust, des Christen Wonne fühlen!

* *
*

Mit kaltem Blut seh' ich die Großen,
In zimmergleichen Staatskarossen,
Von prächtig raschen Hengsten zieh'n,
Statt daß ich drüber neidisch bin.
Ich lach', wenn sie die Herrlichkeiten
Mit bloß ererbtem Gut bestreiten:
Wer, was er braucht, erobern muß,
Geht freylich größtentheils zu Fuß.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht kühlen,
Und höh're Lust im Staub, als sie im Kobel fühlen!

* *
*

Gelassen seh' ich auf den Adel,
Ich ehr' ihn, lebt er ohne Tadel.
Doch wenn er nichts als Ahnen hat,
Und nie was ahnenähnlichs that;
So lach' ich still in meinem Sinne:
Denn während ich mein Brod gewinne,
Verpraßt das Herrchen von und zu,
Sein Rittergut in träger Ruh'.
Hätt' ich sein Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht kühlen,
Und mehr Lust am Verdienst, als an Diplomen fühlen!

* * *

Ich geize nicht nach Rang und Würden,
Ein großes Amt bringt große Bürden.
Bin ich nur redlich, brav, und klug;
So hab' ich Ehrentitel g'nug.
Ich lach', wenn manche sich bestreben,
Und Geld um hohe Stellen geben:
Sie kaufen sich mit Fleiß Verdruß
Für ihren baaren Ueberfluß.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht fühlen,
Und, schlechtweg Herr, mehr Lust, als Ihro Gnaden fühlen!

* * *

Ohn' Neid seh' ich, bey Faßnachttänzen,
Die Masken reicher Stutzer glänzen,
Die, wenn sie Gold und Seide schmückt,
Doch auch der enge Tanzschuh drückt.
Ich lache über Harlekine,
Skarmützen, Pirots, und Skapine:
Man wird oft, was man eh' schon war,
Für große Kosten erst, ein Narr.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht kühlen,
Und einsam größre Lust, als sie im Taumel fühlen!

* * *

Wie leicht kann ichs geschehen lassen,
Wenn reiche Schlemmer theuer prassen!

Mein

Mein Tisch reicht mir (dem Himmel Dank)
Drey Schüsseln, und gemeinen Trank.
Ich lache: Uebermaaß vom Weine
Macht aus besoffnen Menschen Schweine,
Und wer zu viele Köche hält,
Wird todt gefüttert für sein Geld.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht kühlen,
Und nüchtern süßre Lust, als sie im Rausche fühlen.

* *
*

Der Gegenstand, von meinem Neide,
Ist bloß des Menschenfreundes Freude,
Die er an seinen Schätzen fühlt,
Durch die er Armer Nöthen stillt.
Ich weine, daß so manche Reichen
Nach allen Wohllustarten schleichen,
Und doch, wie fühllos, taub, und blind
Der beßten Wohllust Feinde sind.
O möchten die, so Gott zum Reichthum ausersehen,
Das selige Gefühl, das Wohlthun schafft, verstehen.

Die Habsucht.

Weit entfernt von menschlichen Gegenden trennte die unermessene See jene selige Ufer, wo noch reinere Luft, als in Europa, unschuldige Geschöpfe athmeten. Da war der Wilde, und lief

lief nackend die Haynen durch, die ihm die Gottheit zur Wohnung anwies; nie waffnete seinen Arm der Stahl — seinen Bruder zu tödten; nie empörte die Habsucht sein ruhig fließendes Geblüt in seinen Adern. Wenn je ein Pfeil, schneller als der Gedanken, seinen gespannten Bogen verließ, so drang er entweder nur in das Herz einer Löwinn, oder durch den schuppichten Harnisch des Krokodills um den Naturmenschen zu schützen. Seinen mäßigen Gaum gelüstete nie nach verbothenen Speisen; dankbar saß er an dem Baum, von dem er die Früchten zu seiner Labung pflückte, und sang der Gottheit ein Lied aus reiner Seele.

Von ungefähr wandte sich sein Blick auf die unermeßliche Ebne des Meeres hin, und sein verwunderndes Aug entdeckte schwimmende Maschinen in der Mitte der Meerswogen; schwankend kamen sie immer dem Ufer näher, und wuchsen zu ungeheurer Größe. Menschen, wie er war, aber mit weißern Gesichtern, und mit scheckichten Flecken bedeckt, sah der Wilde auf diesen Gebäuden. Götter! schrie er auf, und der Blitz einer Kanone trennte die Lüfte entzwey, und ein donnerähnliches Knallen brüllte langsam durch Berg und Thäler hin, und bestärkte seinen Irrwahn.

Schon lag er ausgestreckt mit seinen schwarzen Brüdern zur Erde gebeugt, und wollte die Gottheit mit Ehrfurcht empfangen, die an seine Gestaden stiegen. — Früchten vom Baum gepflückt, wurden auf artigen Muscheln, mit gebeugten Knien den Europäern zur Labung getragen; aber mit

 stolzem

stolzem Fuße schleuderten sie die Geschenke hin, und lasteten undankbar die gütige Hand des Amerikaners mit unverdienten Ketten. Verführten sein treues Weib, und schändeten seine unschuldige Tochter, und verkauften seine Kinder, wie Vieh. —

O Barbaren ihr! ihr verdienet den Namen der Wilden, nicht der — der ohnmächtig seinen schwarzen Nacken unter eure Füße beugt. Sagt, wer gab euch das Recht, den Unschuldigen zu drücken; ist der Bruder, dem die Sonne sein Antlitz schwärzt, nicht Mensch wie wir, gegen die sich die Sonne nicht einmal würdigt, die Wirkung ihrer Strahlen abzudrücken; sagt, was fesselt ihr die freyen Arme der Unschuld? wo ist euer Recht? — Nie hat der Wilde einen freundschaftlichen Herd in der Gegend verwüstet, wo ihr wohntet, nie trug seine Rechte den Keil in eure Wohnung, und nie klebte Blut an seinen Händen; sagt, — hat er wohl je eure Weiber in Ketten geschmiedet, je — eure Kinder getödtet? War er nicht zufrieden mit der einfältigsten Frucht seiner Bäume, und er konnte sich doch nicht in seiner Wildniß wider euch — ihr Unmenschen! beschützen. Stille lebte er seine Tage dahin, und würde sie noch in Wonne leben, wenn nicht die Furie des Geizes euch Barbaren dahin getrieben hätte; ihr entreißet den Armen seinem Vaterland, um ewig seine Tage zu plagen, fesselt ihn treulos an Galeeren, die über die schäumende See, an durch Laster geschändete Ufer mit dem Unglücklichen landen. —

Ganz

Ganz empört sich mein Blut bey diesen Gedanken. O mächtige Gottheit! warum schleuderte deine Rechte nicht den schrecklichsten der Blitze auf die Scheitel der Frevler? Warum senktest du sie nicht in den Abgrund des Oceans, und fütterteſt den Wallfisch mit diesen Elenden? Mußten sie zur Schande der Menschheit Tod und Verderben in Gegenden bringen, wo Einfalt und Unschuld herrschten? O Habsucht, abscheulichstes der Laster! wie viel Elend, wie viel Verwüstung streuten deine niedrige Sklaven unter die Menschheit! — —

Ueber die Zufriedenheit des Standes.

Silberfarb, im Reiche der Schatten glänzet der Mond; nicht wärmend, nicht belebend, aber sanft wie die Ruhe, der die Natur unter seinem Schutz genießt. Diese Ruhe ist einem jeden Geschöpfe neue Kraft, neues Leben, und doch vernachläßiget sie der Mensch oft aus Sorge, oft aus Leichtsinn, stets aus Begierde nach dem Wohle. Michel will durch eine Nachtigall ein Herzog werden, und das Herzogthum entflieht mit der Nachtigall.

Der erste Blick aus dem Schooße der Mutter ist ein Blick nach dem Glücke, das Kinder, Männer, und auch Greise suchen, aber selten finden, weil Irrgärten den Tempel dieser Gottheit umgeben. Diese Irrgärten sind die Leidenschaften, Vernunft ist der Faden, der sie leiden sollte, aber zu nahe gränzet derselbe an die Thorheit, und nur Theseus kann ihn benützen.

Setze auf der einen Seite sanfte, mit Blumen besäete Wege, auf der andern Distel, Dörner, drohende Minotauren, überlaß dem bestrittenen Menschen die Wahl, und dann ist es bald um die Vernunft geschehen. — Selbst die Begierde nach dem Glücke würde ein Irrthum seyn, wenn man nicht Befriedigung in der Zufriedenheit des Standes fände. Cincinatus wird wechselweise Ackersmann, Befehlshaber, und ist in beyden Ständen ruhig, in beyden glücklich.

Dessen ist der Weise fähig, aber Weisheit ist das Werk des Nachdenkens. Nur wenige Menschen getrauen sich die Gegenstände nach ihrer Natur, nach ihrer Wirkung zu beurtheilen; vielen mangelt es an der Beurtheilungskraft. Man unterwirft sich gerne fremden Begriffen, und daher — Irrthum, chimärische Unglücke, Kleinmuth in den widrigen Zufällen. Timant durchseufzet Nächte unter dem Fenster eines Mädchens, das sich einem jeden hinwirft, und nur ihn verschmäht; Orgon erträgt unter unzähligen Schätzen des Tantulus Geschick, dem Früchte an dem Mund hangen, die er nicht genießen kann; Filint nützet dem Vaterlande, Undank ist sein Lohn, Schmerz seine Ruhe, und ein See von Thränen seine Ruhestatt. — Orgon und Timant sind nur durch Einbildung unglücklich, Filint ist es wirklich, doch ist sein Geschick erträglich.

Das Maaß des Uebels ist bestimmt, niemal grösser, als man es ertragen kann, stets den Kräften angemessen. Unterliegen heißt seine Kräfte verkennen,

klein-

kleinmüthig seyn. — Der höchste Grad des Unglücks ist der nächste an der Minderung; auch das Sandkörnlein kann ein Edelstein, die Zierde einer Krone werden, und Ungeduld ist ein neues Uebel, das das alte vergrößert.

Philetas liegt an der fallenden Sucht krank. Ueberlaß ihn der eignen Gewalt, und er wird sich schlagen, zerquetschen, verwunden. Er könnte dem Tode entkommen, vielleicht genesen, aber das Uebel wächst durch die Wunden, und schleudert ihn in die Grube.

Du, den Kummer drückt, und den der Schlaf flieht, denke an Philetas, und selbst das Unglück wird deine Ruhe nicht stören.

Beschluß.

Aus allem diesem, was ich über die Gebothe des Herrn bisher gesagt habe, erhellet sonnenklar, daß sie die anbethenswürdigsten Vorschriften der höchsten Weisheit und Güte sind, welche einzig auf die Beförderung der Ehre Gottes, und die Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechtes überhaupts, so wie eines Jeden insonderheit unmittelbar abzielen; derer schwerere Verletzung also nicht nur dort in jener, sondern auch schon hier in dieser Welt nothwendiger Weise unglücklich machen muß. Stellen wir uns nur zum Beyspiele den Verachter des sechsten Gebothes vor: welche Menge der abscheulichsten Uebel ziehet ihm seine thierische Lüsternheit über den Hals! Der frühzeitige oder allzuhäufige Genuß

verbothener Wohllust löschet die Liebe zum Guten, zum Schönen und Großen in der Seele aus; er nimmt den Nerven ihre Kraft, und übergiebt uns in der Blüthe unserer Jahre den Schrecknissen eines hohen Alters; er raubt uns Vermögen und Ruhe, Ehre und guten Namen, zeitliche und ewige Glückseligkeit.

Welcher Verlurst, das Sinnliche von dem Vernünftigen, Wohllust von der Weisheit zu trennen, welche sie adelt!

Weisheit, oder was Eines ist, genaue Kenntniß und Befolgung der Vorschriften, welche uns die ewige Weisheit in den zehn Gebothen Gottes gegeben hat, adelt, was wir mit den Thieren gemein haben, und macht unsere Handlungen menschlich; sie saugt aus jeder Blume das Honig, und sichert den Genuß; sie lehrt den zugleich Sterblichen und unsterblichen — einen glücklichen Menschen seyn.

Dieß kann sie in dem dunklen Labyrinthe der Welt; aber sie kann noch mehr, sie langet noch weiter.

Geh mit mir an das Ende deines Lebens und der Anzüglichkeiten in demselben, wo dein Daseyn als ein Theil der Natur unter Zerstörung sinkt, und alles von dem Punkte deines Triebwerkes bis in das übrige allgemach, in leblose Unthätigkeit, schreckbare Einöde, Finsterniß und Tod sich verkehrt, wo alle zu deiner Erhaltung und Annehmlichkeit wirkende Dinge gegen dich Kraft und Einfluß verlieren, wo dich alle Menschen verlassen, wo sich die Natur von dir ablösen muß, wo du allein mit deiner Verschwindung, mit dir selbst kämpfest! steig an den äußersten Rand des menschlichen

lichen Jammers, wo alle Mühseligkeiten an dem Damme des Lebens anschwellen, und der Tod dir den gewaltigen Stoß hinübergiebt.

Dort kannst du einsehen, was im Leben am meisten nütze, und den größten Trost verschaffe; dort erfährst du, daß es die Wahrheit ist, die du zur Erkenntniß und Besserung deiner selbst, zur Erhebung deines Geistes, und zur Empfindung deiner Tugend angewendet hast. Diese ist des Menschen treueste Gefährtinn; sonst alles in der Welt, seine eigene irdische Hälfte verläßt ihn; durch sie dehnt der Sterbende alle seine Hoffnungen in die nahe Ewigkeit hinaus. Da er alle irdische Annehmlichkeiten nur als einen unvollkommenen Abglanz der überirrdischen betrachtet, so findet seine Vernunft überall Spuren des weisen gütigen Gottes, selbst auf der betrübten Seite der Natur, selbst in der Zerstörung der Dinge — Endzweck, Ordnung und Vorsicht, sie steigt in die Leiter der Wesen bis auf die oberste Stuffe, bis an den Ursprung zur Gottheit hinauf. Da hält sich der unsterbliche Geist von allem, was unterhalb ist, abgelöset, fest, um sich trostvoll in das bessere Leben einer glücklichen Unsterblichkeit zu schwingen.

Diese höhere Aussicht ist's, die den Muth des empfindsamen Denkers nie ganz untersinken läßt. Wenn auch alle Bequemlichkeiten mangeln, wenn ihn das mächtigere Laster verkleinert und mishandelt, wenn eine Welt ihn verkennt; so ist er dem mächtigen Schöpfer und Beherrscher der Na-

 tur

tur bewußt, und harret mit Zuversicht auf höhere Belohnungen.

Die Güter einer ganzen Ewigkeit werden wohl hinreichen, unser hienieden unbefriedigtes Herz zu sättigen, und den Mangel flüchtiger Tändeleyen zu ersetzen; früh oder spät stellt der weise Gott jene Ordnung wieder her, die der Misbrauch menschlicher Freyheit zerrüttet.

Alle schmachten nach Glückseligkeit, darinn sind sich die Menschen gleich; allein die meisten tappen nach Schatten, indem sie die Wesenheiten zu erhaschen glauben; suchen sie den Stein der Weisen, und kennen ihn nicht; oft stossen sie ihn muthwillig von sich, raufen um schimmernde Glasscherben, daß die begierigen Hände bluten. Immer nach zeitlichen lüstern, vergessen sie sich im Genusse desselben, vergreifen sich an dem Uebel, und wissen mit dem Guten nicht hauszuhalten; sie wollen nichts, als wünschen, und genießen, allein das ihre, das ist unsere Bestimmung nicht.

Wir sind nicht geschaffen immer an dem Gegenwärtigen zu kleben, unser Daseyn ist nur eine kurze Erscheinung, wo wir weder alles, noch immer genießen können. In unseren zu kurzen Absichten stets irre gemacht, müssen wir endlich zur Urquelle hinaufkehren, nach dem wir aus niederen Abflüssen, welche irdischer Schlamm verunreiniget, bis zum Eckel geschöpft haben. Immer in stolzen Zurüstungen unterbrochen, immer in unserer blinden Anhänglichkeit an betrügerischen Gütern, immer im Genusse gestört, werden wir endlich

lich erschöpft, unter der aufgethürmten Last unserer eigenen Anschläge erdrücket.

Wie ein Wurm, der aus seiner Lage lange vergebens hinaustrachtet, sich gegen alle Seiten windet, endlich müde und unwillig zurückschrumpft, und sich von der Mitte emporhebt, — so stösset der Mensch in diese irdische Sphäre eingeschränkt, von allen Seiten an Koth; durch tausend Eitelkeiten hienieden getäuscht, sucht er endlich, was über ihn ist; je mehr er sich in seiner Auflösung nahet, desto weniger kann er sich an dieses Zeitliche halten; die Erfahrung hat seine Seele erhoben und die Zeit seinen Körper unterdrückt.

Vollständige Glückseligkeit ist unser Loos nicht, und wozu wollen wir sie innerhalb den Gränzen des Lebens, da unser Ziel in der Ewigkeit ausgesteckt ist, da wir immer reisefertig sind, da unser Aufenthalt nur eine Herberge ist — wozu so vieles Hausgeräthe?

Darum lasset den Taumelkelch der Begierlichkeit niemal, und in keinem Falle eure Vernunft betäuben! Lernet von Jugend auf den Weg des Herrn kennen, und schreitet auf demselben euer ganzes Leben hindurch fort, so werdet ihr eure Wanderschaft hienieden glücklich vollenden, und zu jenem seligen Ziel gelangen, wo ungestörter Genuß höherer Freuden auf die ganze Ewigkeit euch erwartet!

Anhang.

Von dem Kampf mit den Leidenschaften.

Unsere heilige Religion befiehlt uns den Kampf mit unsern Leidenschaften, und empfiehlt uns eine genaue Prüfung unserer selbst.

Es giebt Leute, die diese weisen Rathschläge als kindische Schwärmereyen verlachen. Das könner fanatische Einsiedler thun, heißt es, die die Wälder von Tebais bewohnen; Ein Mann von der Welt hat nicht Zeit über sich nachzudenken, oder wie ein Mönch eine Gewissenserforschung anzustellen.

So ist die Rede; allein sie verrathet Unwissenheit und Mangel an Philosophie. — Es giebt keinen guten Menschen, der nicht durch die Uebung, seine Leidenschaften zu bekämpfen, gut geworden; und es giebt keinen bösen Menschen, der sich nicht durch Vernachläßigung dieses Kampfes bis zu den schändlichsten Thaten erniedrigte, weil die Macht seiner Gelüste die Stimme der Vernunft und des Gewissens unterdrückte. Wie der Körper durch öftere Uebungen Fähigkeiten erhält, die ihm ganz zur Natur werden, so kann auch der Geist durch öftere Uebungen eine Fertigkeit, edle oder niedrige Handlungen auszuüben, bekommen. Wie der Naturforscher

forscher tausend Sachen in der kleinsten Pflanze entdeckt, über die so viele Hunderte gleichgültig dahintreten, so ist jede Gelegenheit, die der Unachtsame nicht bemerkt, dem Denkenden wichtig, und dieser wird schon werkthätig zu edlen Thaten oder schönen Handlungen seyn, da jenem nicht einmal der Gedanke kömmt, daß was Gutes in diesem Zeitpunkte zu verrichten wäre.

Der Kampf mit den Leidenschaften und die Selbstprüfung gründet sich in der schönsten Philosophie. Sokrat empfiehlt sie, und wird das Muster heidnischer Tugend.

Ich habe oft nachgedacht, woher es denn kommen möchte, daß manche die Grundsätze der alten Weisen so sehr hochzuachten scheinen, und unsere Religion verachten. Ich finde doch keine schönere, keine edlere, keine dem Menschengeschlechte und ihrer Glückseligkeit mehr einstimmende Grundsätze als die Grundsätze, die der göttliche Philosoph Christus uns lehrte.

Was sind Tugenden der Heiden gegen die Tugenden der Christen? Der Heide hielt die Trunkenheit für kein sonderliches Laster. Der Haß und die Verfolgung der Feinde einer Familie war in Rom Tugend, und selbst ein Cicero begünstigte die Rache. Der Selbstmord war eine erlaubte Freylassung, und ward oft mit den prächtigsten Lobsprüchen zur heroischen Tugend erhoben. Die so gerühmte Tugend der Alten, die Liebe des Vaterlandes: was ist sie oft, als eine partheyische, schwärmerische Hitze für die Ehre und den ewigen Namen

ihrer

ihrer Nation, zum Untergange der Freyheit und des Glückes anderer Völker? Wo ist die allgemeine Menschenliebe, wo die Mildthätigkeit in der Tugend der Alten? — Barmherzigkeit, so lehrte Seneka, ist eine Gemüthskrankheit. — Das Mitleiden ist der Fehler eines kleinen Geistes, der bey dem Anblicke fremder Leiden den Muth sinken läßt, und ist den niedrigen Gemüthsarten vorzüglich eigen. — Aristoteles hält die Sanftmuth für eine Gemüthsschwachheit, und Geduld bey erlittenen Beleidigungen für etwas Sklavenartiges. Wo ist die Demuth in der Moral der Alten? Ist nicht der Stolz, ein kleiner Gott seyn zu wollen, der Mittelpunkt der stoischen Sittenlehre? — Die Sittenlehre der Alten zeigt kein sicheres Mittel der Beruhigung in den mannigfaltigen Leiden und Uebeln dieses Lebens, keinen wahren Trost, der allein in einer demüthigen Ergebung in die Hand des Allmächtigen, und in der Versicherung besteht, daß denen, die ihm gehorchen und vertrauen, alles zur Wohlthat dienet, und dieser unsere Schicksale mit Güte und Weisheit von jeher geordnet hat, und täglich regieret. So sagt Gellert; und wer spricht nachdrücklicher, wer mit mehr Wärme des Herzens von der Religion, als dieser tugendhafte Philosoph, der so handelte, wie er sprach.

Unser eigenes Wohl fordert daher den Kampf mit unsern Leidenschaften. Was sind die Menschen, die sich nicht zu bezähmen wissen, die ihre aufbrausende Hitze in jedem Augenblicke hinreißt, und die endlich mit Ueberlegung aus Gewohnheit

boshaft,

boshaft, und ihrem Nebenmenschen schädlich werden? Ich will den Karakter eines solchen Mannes, der sich seinen Leidenschaften überläßt, in Criton schildern.

Criton, so ist der Ruf, hat ein gutes Herz, aber einen stürmischen Kopf, der öfters alles das Gute, was sein Herz macht, auf einmal wieder verderbt; das will sagen: Criton hat Anlage ein guter Mensch zu werden; allein er ist nicht Herr über sein Herz, und folglich ein Sklav seiner Leidenschaften. Criton liebt die Rechtschaffenheit in jungen Leuten (so ist zum wenigsten die Sage, und es scheint auch wirklich so; denn er nimmt sich mit Eifer um manchen rechtschaffenen Jungen an, und unterstützt manchen redlichen Elenden); allein seine Liebe ist von kurzer Dauer. Ein Wort, das nicht nach Critons Sinne ist; eine Silbe im Tone der Wahrheit gesprochen, die seine Eigenliebe beleidigt löschet auf einmal alle Eindrücke von Freundschaft und des brüderlichen Theilnehmens aus seinem Herzen.

Krater, so heißt ein Unglücklicher, den Criton selbst aufsuchte, und seine Unterstützung versprach, ist nun der Gegenstand von Critons Hasse. Criton schämt sich nicht; den armen Krater in öffentlichen Gesellschaften zu erniedrigen. Sehen sie da, sagt er, diesen elenden Jungen; er hätte keinen Fetzen, um sich nur ehrlich zu bedecken, wenn ich nicht so großmüthig gegen ihn gewesen wäre. — Krater, der Gefühl hat, fühlte die Härte von Critons Vorwürfen, und eine Thräne zittert in seinem Auge: er entfernt sich. — — Critons Haß ist aber

aber noch nicht befriedigt; er bemüht sich, dem Unglücklichen die Achtung jedes Rechtschaffenen zu entziehen; ja er geht in seiner Leidenschaft so weit, daß er sich bis zur Verläumdung erniedrigt. Stolz, thörichte Selbstliebe, Eigennutz sind die Haupttriebfedern von Critons Handlungen, und machen den Maaßstab aus, nach welchen sie der Menschenkenner messen muß. Criton weiß freylich diese seine Hauptleidenschaften künstlich zu verlarven; allein der Mann, der die Täuschungen seines eigenen Herzens studirt hat, entdeckt leicht, was wahre Seelengüte ist. — Der entscheidende Ton, mit welchem Criton immer spricht; der Verfolgungsgeist gegen jeden, der mit seiner Denkungsart nicht harmonirt; die erniedrigende Art, mit welcher er selbst seine Wohlthaten gegen seine Mitmenschen, verbreitet, der ungesittete Ton, durch welchen er sich mit jedem seiner Freunde entzweyet, und die schimpfliche Nachrede, der er sich gegen jeden bedient, der seinen Stolz beleidiget hat, sind die Beweise, daß Criton leidenschaftlich ist.

Gedanken an der Isar.

Eine recht auffallende Betrachtung drängt sich, indem ich itzt so in den Fluß hinabschaue, an mein Herz. Bey allem dem Fortströmen der Wellen, welche alles, was in ihnen schwimmt, mit sich fortführen, mögen diese doch nicht das Bild der Sonne mit fortreißen, welche sich in ihnen spiegelt. Es zittert nur in den Fluthen; es bleibt aber

aber doch unfortgewälzt von ihnen. So soll auch den Menschen Gott und der Gedanke an ihn, und die Hoffnung auf ihn, bey allem Vorgang ihrer Tage nie entrückt werden. Sie sollen immer denken: Laß alles vergehen! Er bleibt! Er bleibe auch für mich! Er seye immer der höchste Gegenstand meiner Betrachtungen; und das ewige Ziel meiner Hoffnungen! Und um dieß für sich zu erlangen, sollen sie sich durch Anschauung seiner Werke, und durch redliche Beherzigung alles dessen, was er schon für sie that, täglich durch den Glauben an ihn vertrauter zu machen, damit sie allenthalben sein Bild sehen, und dasselbe, sie mögen in einen Zustand gerathen, in welchen sie wollen, nie aus den Augen verlieren. Ach! wohl mir! wie selig preise ich mich an diesen Fluthen hier! sie alle mögen das Sonnenbild, welches auf ihnen schwebt, nicht mit sich dahin reißen, und durch alle meine noch so vergänglich gewesenen Tage brachte ich den Glauben an Gott unverletzt hindurch. Immer war er mir mit voller Ueberzeugung das, was er der ganzen Schöpfung ist — Schöpfer, Vater, Erhalter, Segner, Beglücker, Anfänger und Vollender meines Heils! Der Gedanke an ihn war mir immer der höchste; die Unterhaltung mit ihm die genugthuenste und sättigendste, die Hoffnung auf ihn die untrüglichste. Alles Gute nahm ich von einer Zeit zur andern nur aus seiner Hand. Ja, ich gesteh es meinem eigenen Herzen, daß der Gedanke an ihn, statt mir durch Vergang meiner Zeit alltäglicher und weniger wichtig zu werden, viel-

vielmehr von einem Tag zum andern mir noch heiliger, liebenswürdiger und tröstender werde; und daß mein Vertrauen auf ihn itzt weit vollkommener noch seye, als es vor Jahren noch war. Gewiß hab' ich dieß dem Umgang mit der Natur zu danken, welcher mir täglich reizender wird. Je mehr man das Werk studirt, desto erhabener muß, weil das Werk schön ist, die Idee werden, welche man vom Meister macht. Mit innigstem Wonnegefühl blicke ich daher schon in meine künftigen Tage hin; weil ich mich fest davon überzeuget halte, daß meine Begriffe von Gott noch reiner, höher und vollkommener werden, und meine Hoffnungen auf ihn hiedurch noch mehr Stärkung erhalten werden.

Wie aber, wenn Wolken unter der Sonne daher schweben, wird nicht das Sonnenbild alsdenn in diesen Fluthen verlohren gehen? — Dieß wird's! Etwas ähnliches mag allerdings zuweilen wohl dem Menschen geschehen, wenn trübe Stunden für ihn kommen. Vielleicht daß es ihn auch alsdenn mehr Mühe kostet, seinen Glauben an Gott im Ganzen aufrecht zu erhalten. Kommt besonders innerer Vorwurf dazu: wie leicht mag es denn wohl gar den Gedanken an ihn fürchterlich finden, den er sonst so tröstend fand! Dieß, dieß soll demnach mein höchstes Bestreben seyn, daß auch im Misgeschick der Glaube an Gott mir nicht schwer, und die Vorstellung seiner nicht schrecklich werde. Um jenes zu bewirken, will ich fortfahren, als Mensch, seine Schöpfungen zu betrachten. Seine mehr als väterliche Liebe, welche sich

sich in selbigen allenthalben zu Tage legt, wird mir den Gedanken schon vorwerflich machen, daß er etwas geschehen lassen könne, welches mich unrettbar elend mache. Und die Erfahrungen, welche ich sogar von dem Satz, der alsdenn gerade derjenige ist, der auf meinen Zustand paßt, in der Natur sammeln werde, daß Böses nur geschehe, um Gutes zu befördern, werden die edlen Begriffe, welche ich mir von dem Urheber und Erhalter des Ganzen schon gemacht hatte, auch bey den traurigsten Verhängnissen über mich unerschüttert erhalten. Um aber zu verhindern, daß die Vorstellung seiner mir im Unglück fruchtbar werde, will ich auf nichts mehr, als auf Güte meines Herzens, halten. Ob mir dieser oder jener Gegenstand, er sey auch welcher er wolle, tröstend oder schrecklich werde — dieß kommt größtentheils auf mich selbst an, ob ich mich des Guten bewußt seye oder nicht. Die Gewalt der Großen dieser Erden seye dem Bösewicht Entsetzen erregend; dem Rechtschaffenen ist sie Schutz und Schirm. Und wenn auch dieser Satz hie und da nicht durchgängig wäre; so ist er doch da ganz wahr, wenn von der Anwendung der Gewalt Gottes die Rede ist. Hier ist die höchste Gewalt in den Händen der Weisheit und Güte. Und so kommt, ob mir die Vorstellung Gottes schrecklich oder tröstend werden solle, es nicht nur größtentheils, sondern ganz und gar auf mich an, ob ich mich des Guten vor ihm bewußt seye, oder nicht. Darum sey mir heilig, o Tugend! Alle meine Vorsätze und Handlungen beglei-

te eine aufrichtige Gottesliebe, welche sich in Liebe zu Menschen an den Tag lege! Nie komme der schwarze Gedanke in meine Seele, etwas zum Verderben eines andern zu thun! Vielmehr sey ich immer darauf bedacht, andern nützlich zu werden, und denen zu Hülfe zu eilen, auf deren Unglück von Ruchlosen gesonnen wird! Als Weiser will ich jeden Schritt, welchen ich bey Besorgung meiner eigenen Wohlfarth thue, wohl überlegen; und ihn nicht eher wirklich thun, als bis ich mich mit möglichster Wahrscheinlichkeit überzeugt habe, daß ich ihn thun müsse. Trifft mich denn Unglück, und ich habe das Bewußtseyn, es weder durch Unglückstiften gegen andere verdient, noch durch Thorheit, Leichtsinn und Trägheit verschuldet zu haben: so wird der Gedanke von Gott vielmehr alsdenn mir noch der tröstendste seyn, und, statt, daß mein Glaube an ihn durch's Unglück wankend gemacht werden sollte, so wird er durch selbiges gestärkt werden. Bin ich nur rein und gut: so darf ich in der Welt nichts fürchten.

Vom Volksunterrichte.

Die Religion des Christenthums ist im Stande, der edlern Bildung des Volks die Vollendung zu geben. Aber ihr müsset den Vortrag derselben gegen den Menschen so einrichten, daß sie allenthalben Leben für ihn werde. Schicket die Lehren, welche offenbar Vorschriften für seinen Wandel enthalten, dabey voran. Führet ihn dabey immer auf die Wahrnehmung zurück, daß das

Christenthum die höchste menschliche Weisheit lehre, und daß es sich bey allen seinen Lebensvorschriften an seiner Vernunft und Erfahrung vollkommen rechtfertige. Rufet ihm dabey unaufhörlich zu: — Sieh! das, was dir Gott schon durch deine Vernunft und durch dein Herz sagte, daß er es, weil es dir gut sey, von dir fordere, hat er dir nochmals hier auf eine feyerlichere Weise gesagt: auf eine feyerlichere und vollkommnere Weise zugleich. — Und wenn das Christenthum mehr vom Herzen forderte, als das Herz von sich selbst; so rührt dieß daher, weil das Christenthum das Herz noch veredlen soll. — Hier lasset besonders die Vorträge über die Liebe zu unsern Feinden, über die Aufopferung für unsere Freunde, und über die Verläugnung unserer selbst, Platz finden. Leget hier auch die ganz vortrefflichen und dem Christenthume besonders eigenen Beweggründe zur Tugend dem Menschen vor; und dieß so, daß er keine Ausflucht weiter zu finden wisse, um sich der redlichen Folgleistung zu entziehen. Stellet die Glaubenslehren bey eurem Vortrage jederzeit so, daß ihr Einfluß auf Herz und Leben sichtbar werde; und diejenigen, welche nur entfernte Einflüsse hierauf haben, lasset die letzten in der Reihe seyn. Gewöhnet den Menschen, alles das, was er glauben soll, ganz zu glauben; damit seine Handlungen überall mit seinen Worten übereinstimmen. — Und da der Mensch bey seinen Lastern die Verborgenheit liebt; so wecket und stärkt in ihm vorzüglich das Gefühl der Gegenwart Gottes: damit er,

wenn er auch von der ganzen menschlichen Gesellschaft abgeschieden wäre, und im verborgensten Winkel der Erde lebte, immerdar denke: Ich wandle vor Gott; darum will ich fromm seyn. — Familiarisirt ihn mit den Vorstellungen einer höhern Fürsehung und eines künftigen Lebens dergestalt, daß sie in jeder kritischen Lage ihm die nächsten seyn, und bey jeder Ausführung eines wichtigen Entschlusses ihn bestimmen mögen, ob er selbige vor sich gehen lasse, oder nicht. — — Was müßte von einem Volke nicht zu erwarten seyn, dessen Bildung durch alle Stände so edel betrieben würde! Nach der Masse, wie die solchergestalt veredelte Generation heranwüchse, würde man auch von Jahr zu Jahr seltener vom Raub und Mord hören; und nach Vergang einiger Geschlechter würden diese Laster so außer Uebung kommen, daß es keiner Verordnungen weiter gegen sie in den Gesetzbüchern bedürfte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1000

Obermeier
uchbinderei
Rottenbu

1000

W. Obermeier
Buchbinderei
Rottenburg

1000

W. Obermeier
Buchbinderei
Rottenburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Die zehn Gebothe des Herrn in sittlichen Erzählungen geschildert

Augsburg 1792

P.o.germ. 291 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107594-9
VD18 12410977